Deutsches Lesebuch

für Volksschulen

3. und 4. Schuljahr

XXI

Deutsches Lesebuch

für Volksschulen

3. und 4. Schuljahr

Mit 42 Holzschnitten und einer farbigen Tafel

Dritte Auflage

XXI

Verlag von Moritz Schauenburg, Lahr (Baden)

Gedruckt 1939 von Moritz Schauenburg, Lahr (Baden)

Inhalt des Buches.

Im Jahresreigen.

Daheim und draußen.

Heimat und Vaterland.

Im Jahresreigen.

Morgenlied.

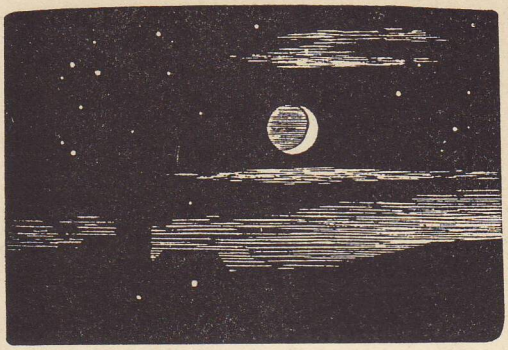
Steht auf, ihr lieben Kinderlein!
Der Morgenstern mit hellem Schein
läßt sich sehn frei gleich wie ein Held
und leuchtet in die ganze Welt. —

Sei willkommen, du lieber Tag!
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag.
Leucht uns in unsre Herzen fein
mit deinem himmelischen Schein! Volksgut.

Der Abend.

Auf braunen Sammetschuhen geht
der Abend durch das müde Land,
sein weiter Mantel wallt und weht,
und Schlummer fällt von seiner Hand.

Mit stiller Fackel steckt er nun
der Sterne treue Kerzen an.
Sei ruhig, Herz! Das Dunkel kann
dir nun kein Leid mehr tun. Christian Morgenstern.



Des Mondes Reisegesellen.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
um die Welt,
und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit
um die Welt."
Und die Sonne, sie schalt sie: „Ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldenen Augen aus
bei dem feurigen Ritt um die Welt."

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
in der Nacht,
und sie sprachen: „Du, der auf Wolken thront
in der Nacht,
laß uns wandeln mit dir; denn dein milder Schein,
er verbrennet uns nimmer die Äugelein!"
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
in der Nacht;
ihr versteht, was still in dem Herzen wohnt
in der Nacht;
kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
daß ich lustig mitschwärmen und -spielen kann
in den freundlichen Spielen der Nacht!

Ernst Moritz Arndt.

Der Mann im Mond.

„Lueg, Müetterli, was isch im Moo?" —
„He, sihsch's denn nit: e Maa!" —
„Jo wegerli, i sih ne scho,
er het e Tschööbli a."

„Was trybt er denn die ganzi Nacht?
Er rüehret jo kai Glid." —
„He, sihsch nit, aß er Welle macht?" —
„Jo, ebe dräiht er d' Wid.

Wär i wie er, i blib dehai
un machti d' Welle do." —
„He, isch er denn us üüser Gmai?
Mer henn scho gnueg eso.

Und mainsch, er chönn so, wie 'n er well?
Es wird em, was em ghört.
Er gieng wohl gern; — der suufer Gsell
mueß schellewerche dört."

„Was het er boosget, Müetterli?
Wer het en bannt dörthi?" —
„Me het em gsait der Dieterli;
e Nütnutz isch er gsi.

Ufs Bette het er nit viil gha,
ufs Schaffen o nit viil,
un öbbis mueß me z'tribe ha;
sust het me langi Wiil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
zuer Stroof ins Hüüsli gspeert,
sen isch er ebe z' Chander ghockt
un het d' Butelli gleert."

„Je, Müetterli, wer het em 's Geld
zue so me Lebe gee?" —
„Du Närsch, er het in Huus un Feld
scho selber wüsse z' neh.

Nemol, es isch e Sunntig gsi,
se stoht er uf vor Tag
un nimmt e Beil un tummlet si
un lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönste Büechli um,
macht Bohnestecke druus
un trait si furt un luegt nit um
un isch scho fast am Huus.

Un ebe goht er über e Steg,
se ruuscht em öbbis für:
‚Jetz, Dieter, goht's en andere Weg!
Jetz, Dieter, chumm mit mir!'

Un uf un furt! Und süder isch
kei Dieter wyt un brait.
Dört obe stoht er im Gibüsch
un in der Einsemkait.

Jetz haut er jungi Büechli um;
jetz chuuchet er in d' Händ;
jetz dräiht er d' Wid un lait sie drum,
un 's Suufe het en End.

So goht's im arme Dieterli,
er isch e gstroofte Ma!" —
„O bhüet is Gott, lieb Müetterli!
I möcht's nit mit em ha!"

„Se hüet di vor em böse Ding,
's bringt numme Weh un Ach!
Am Sunntig rueih und bett un sing;
am Werchtig schaff dy Sach!"

Johann Peter Hebel.

Frühling.

Der Himmel glänzt wie blaui Siide,
schön wiißi Wülkli zittere druff:
Hemdsärmlig cha mes bal verliide —
Was Wunders, wenn e Veieli schluff?

Am dunkle Dannwald lyt e Schoche
veriiste Schnee, dä daut un schwynt —
d' Sunn het e Chraft, der Bann isch broche
un 's Härz schlacht ringer, wenn sie schynt.

Wie nonem Bade dampft der Bode —
men otmet dief un 's Aug würd fiecht,
Gott chuucht aim aa, ne linden Gode:
Sy Suhn, der Früehlig fahrt ins Liecht.

Hermann Burte.

Ausfahrt.

Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen,
vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
erhebt seine Schwingen.
Ich fahr' in die Welt!

Mir ist zum Geleite,
in lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne bestellt;
sie wirft meinen Schatten
auf blumige Matten.
Ich fahr' in die Welt!

Mein Hutschmuck die Rose,
mein Lager im Moose,
der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern
wer will, hinter Mauern.
Ich fahr' in die Welt!

Joseph Viktor von Scheffel.

Der Akazienbaum.

Draußen vor dem Stadttor steht ein großes Haus, das ist das Kinderspital. Viele kranke Kinder liegen darin.

Mitten im kalten Winter wurde das kleine Lenchen krank. Man brachte es in das Kinderspital. Dort wurde es in ein Bettchen gelegt und von der Schwester gepflegt lange Zeit.

„Ach, Schwester Berta", seufzte Lenchen, „ich bin schon so lange krank, wann werde ich wohl wieder gesund?"

Da wies Schwester Berta auf den Akazienbaum, der vor dem Fenster so kahl dastand und seine dürren Äste über die Gartenmauer streckte, und sie sagte: „Wenn die Akazie wieder grüne Blätter bekommt, dann wirst du wieder gesund." Von nun an sah Lenchen von ihrem Bett aus alle Tage durchs Fenster, ob die Akazie noch keine grünen Blätter zeige, und sehnte sich danach.

Der Winter verging, die gute Schwester Berta kam fort, eine andere Schwester kam und pflegte die Kinder. Es wurde Frühling, alle Hecken und Büsche trieben Blätter, viele Bäume

blühten ſchon, nur allein die Akazie ſtand noch kahl wie im Winter. „Ach, Schweſter Marie“, ſeufzte Lenchen, „wann wird denn endlich die Akazie grün?“ Da ſah Schweſter Marie hinaus auf den blätterloſen Baum, ſie wußte nicht, daß die Akazien alle Jahre ſpäter grün werden als die andern Bäume, und da ſie den kahlen Baum ſah, antwortete ſie: „Der wird wohl nie mehr grün, der iſt abgeſtorben.“ Da erſchrak Lenchen und dachte bei ſich: Dann werde ich auch nimmer geſund, dann bin ich auch abgeſtorben, und das arme Kind weinte ſtill in ſeinem Bettchen, wandte ſich ab vom Fenſter und wollte gar nicht mehr hinausſehen. Die Schweſter wußte aber nicht warum und ſagte eines Tages zum Arzt: „Ich glaube, dem Kind tun die Augen weh, es wendet ſich immer ab vom Fenſter.“

„Dann muß man einen Wandſchirm vor ſein Bett ſtellen“, ſagte der Arzt, „damit es nicht ins Helle ſieht.“ So kam eine Wand vor Lenchens Bett, und es konnte das Fenſter nicht mehr ſehen.

Viele Wochen vergingen, alle Kinder, die man im Winter ins Spital gebracht hatte, waren längſt wieder fort, nur mit Lenchen wurde es nicht beſſer. „Willſt du nicht verſuchen aufzuſtehen?“ fragte manchmal Schweſter Marie das ſtille Kind.

„Ich kann nicht, ich bin ja abgeſtorben“, ſagte die Kleine, und man ließ ſie liegen.

Eines Tages ſprach der Arzt: „Ich begreife gar nicht, warum es mit dem Kind nicht vorwärts geht. Schweſter, tragen Sie einmal die Kleine vor ans Fenſter, damit ich ſie beſſer ſehen kann!“ Lenchen mochte nicht ans Fenſter, denn ſie mochte den abgeſtorbenen Baum nicht ſehen; aber Schweſter Marie nahm ſie auf den Arm und tat, wie der Arzt verlangt hatte. Lenchen drückte die Augen feſt zu. Am Fenſter ſtand der Arzt. „Augen auf!“ befahl er. Da folgte das Kind und öffnete die Augen. Sein erſter Blick fiel auf die Akazie, und ſiehe, der Baum war über und über voll grüner Blättchen, die wiegten ſich im Sonnenſchein, und der blaue Himmel glänzte zwiſchen den Zweigen hindurch, die freundlich über die Mauer herübergrüßten. Da jubelte Lenchen laut auf und rief: „Die Akazie iſt grün, jetzt bin ich geſund, Schweſter Berta hat es geſagt!“ Der Arzt und die Schweſter ſahen ſich ſehr verwundert an,

denn sie verstanden gar nicht, was das Kind meinte; aber sie freuten sich, daß Lenchen so glücklich war. Lange, lange blieb es am Fenster und konnte sich nicht satt sehen an dem grünen Baum, und als noch einige Tage vorüber waren, da spielte Lenchen drunten im Garten mit andern Kindern unter dem schönen Akazienbaum und war bald wieder frisch und gesund.

Agnes Sapper.

Nun will der Lenz uns grüßen.

Nun will der Lenz uns grüßen,
von Mittag weht es lau;
aus allen Wiesen sprießen
die Blumen rot und blau.
Draus wob die braune Heide
sich ein Gewand gar fein
und lädt im Festtagskleide
zum Maientanze ein.

Waldvöglein Lieder singen,
wie ihr sie nur begehrt,
drum auf, zum frohen Springen,
die Reif' ist Goldes wert!
Hei, unter grünen Linden
da leuchten weiße Kleid'!
Haja, nun hat uns Kinden
ein End' all Winterleid!

Volkslied.

Frühlingsmahnung.

Ich ſag' euch, 's iſt alles heilig jetzt,
und wer im Blühen einen Baum verletzt,
der ſchneidet ein wie in ein Mutterherz,
und wer nur eine Blume pflückt zum Scherz
und ſchleudert ſie dann von ſich ſorgenlos,
der reißt ein Kind von ſeiner Mutter Schoß.
Und wer dem Vöglein jetzt die Freiheit raubt,
verſündigt ſich an eines Sängers Haupt.
Und wer im Frühling bitter iſt und hart,
vergeht ſich wider Gott, der ſichtbar ward.

Ida von Reinsberg.

Der Vogelſprache kund.

Der alte Naz ging mit den Kindern gern am Bache entlang, am Waldrain hin und ſprach zu ihnen über Bäume und Blumen und Waſſer und Steine und Tiere und erzählte alles, was er von ſolchen Dingen wußte. Der alte Naz war auf einem Ohr ſchwerhörig. Hingegen höre er etwas ganz anderes, ſagte er zu den Kindern gern. Sein Ohr — es war das rechte — habe wunderlicherweiſe die Gabe, Tierſprachen zu verſtehen, die von andern Leuten nur für Bellen oder Blöken oder Zwitſchern gehalten würden. Wenn die Menſchen wüßten, was der Zugochs oder der Kettenhund oder andere über ſie ſprächen! Zum Herzabdrücken wär's!

Eines Tages führten mehrere Knaben den Naz hinab zu den Bacheſchen. Dort hatten ſie Vogelfanghäuſeln aufgeſtellt, und der Naz ſollte auch mittun. Als ſie nun zu den Eſchen kamen, erhoben die Knaben ein Freudengeſchrei: in einem der Fanghäuschen flatterte ein herziges Rotkehlchen.

„Wie es luſtig hüpft und ſingt!" rief einer der Knaben; denn das Tier flatterte angſtvoll hin und her im engen Raum und zwitſcherte erbärmlich.

Der Naz kletterte auf den Stamm. „Muß ich doch wiſſen, warum du gar ſo luſtig biſt!" ſagte er und hielt ſein rechtes Ohr an das Häuschen. Mit dem Zeigefinger winkte er: Pſt! ſie ſollten ruhig ſein, und tat, als horche er dem Tiere.

„Das ist jetzt eine schöne Geschichte!“ sagte er. „Dem Vogel ist's nicht recht da drinnen.“ Dann horchte er wieder. „Armer Kerl!“ rief er endlich, und zu den Knaben gewendet: „Er klagt und weint, daß sich ein Stein erbarmen könnte. Sein Weibchen, sagt er, sitze im Nest bei den Jungen; er sei ausgeflogen, Körner und Käfer zu suchen, um seine lieben Leute zu speisen. Und jetzt sei er in dieses Unglück geraten, und die Seinen müßten verhungern und verderben.“

„Auslassen, auslassen!“ schrie einer der Knaben.

„Siehst du“, rief der Naz, gegen den Vogel gewendet, „siehst du, wie du Glück hast! Sie wollen dich auslassen. Sind ja lauter brave Jungen, die ein Herz im Leib haben für ein armes liebes Vögerl.“

„Auslassen, auslassen!“ schrien jetzt alle. Der Naz hob den Deckel, und der Vogel flog wie ein Pfeil in die freie Luft. So trieb er's.

Peter Rosegger.

Es fing ein Knab' ein Vögelein.

Es fing ein Knab' ein Vögelein,
hm, hm!
da lacht' er in den Käfig 'nein;
hm, hm! so, so! hm, hm!

Der freut' sich, traun, so läppisch,
hm, hm!
und griff hinein so täppisch,
hm, hm! so, so! hm, hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
hm, hm!
und lacht' den dummen Buben aus,
hm, hm! so, so! hm, hm!

Johann Wolfgang von Goethe.

Bei Goldhähnchens.

Bei Goldhähnchens war ich jüngst zu Gast.
Sie wohnen im grünen Fichtenpalast
in einem Nestchen klein,
sehr niedlich und sehr fein.

Was hat es gegeben? Schmetterlingsei,
Mückensalat und Gnitzenbrei
und Käferbraten famos —
zwei Millimeter groß.

Dann sang uns Vater Goldhähnchen was,
so zierlich klang's wie gesponnenes Glas.
Dann wurden die Kinder besehn:
Sehr niedlich alle zehn.

Dann sagt' ich: „Adieu!" und „Danke sehr!"
Sie sprachen: „Bitte, wir hatten die Ehr',
und hat uns mächtig gefreut!"
Es sind doch reizende Leut'! Heinrich Seidel.

Jakob.

Mitten im Bruche stand eine gewaltige, hochschäftige, breitkronige Kiefer, ein Wahrbaum für die ganze Gegend.

In ihr horstete Jahr für Jahr ein Kolkrabenpaar und erfüllte im April das Bruch mit seinen rauhen Balzrufen.

Ab und zu versuchten Schreiadler, Wanderfalken oder Habichte, den Raben den Horstbaum abzutreiben; aber die Raben hatten zu grobe Schnäbel und blieben stets siegreich.

An einem schönen Junimorgen kam ein junger Jäger unter dem Wahrbaume her und sah einen fast flüggen Raben im Heidekraut sitzen. Er nahm ihn mit und verschenkte ihn an Bekannte in der Stadt, die in ihrem Garten allerlei Tiere hielten.

Es gab einen großen Aufstand in dem Garten, als Jakob, wie das schwarze Ungetüm genannt wurde, auf den Rasen gesetzt wurde. Jaköble, der Häher, war ganz entsetzt, als das großmächtige Rabenvieh seinen Riesenrachen aufsperrte und ihm auf den Leib rückte; aber schließlich holte er Futter und stopfte es ihm in den roten Schlund. Auch Jackelchen, die Elster, kam herangehüpft, sah sich das Scheusal an, und als das Gegiere nicht aufhören wollte, holte sie irgend etwas Eßbares und tat es vorsichtig in Jakobs unersättlichen Schnabel.

Jakob war immer hungrig. Was man ihm gab, das war ihm ganz gleich; er ſchlang alles hinab. Und wenn man ihn auch gerade gefüttert hatte, und irgend etwas, was Federn hatte, kam ihm in den Weg, ganz gleich, ob Jaköble oder Jackelchen oder Adam, der Turmfalke, oder Hans, der Waldkauz, oder eins von den Hühnern, es wurde angeplärrt. Ja, als einmal das Stubenmädchen aus Verſehen den Flederwiſch in den Garten fallen ließ, hüpfte Jakob ſofort heran und ſchrie nach Futter, und ein anderes Mal machte er den Verſuch, einen Federhut, der auf dem Gartenſtuhl lag, zu bewegen, ihm den Hals zu ſtopfen.

Eines Nachmittags war die ganze Familie ausgegangen. Vor einer Stunde war in Jakob, die Dranktonne, wie die Mutter ihn auch nannte, erſt ſo viel hineingeſtopft, wie nur hineingehen wollte; aber unaufhörlich hüpfte das gefräßige Ungetier im Garten umher und ſtieß ſeinen Heißhungerſchrei aus. Da Jaköble und Jackelchen eingeſperrt waren, damit ſie keine Dummheiten machen ſollten, und Adam, der Turmfalke, in der Nachbarſchaft Beſuche machte, plärrte Jakob ſo lange dem Kauze Hans etwas vor, bis es dieſem auf die Nerven ging. Er bequemte ſich alſo nach ſeiner Futteranſtalt in der Efeuberankung des Aquariumſockels, holte ein Stückchen Fleiſch hervor und hielt es Jakob vor, damit er es ihm fortreiße, wie es die jungen Eulen machen. Aber Jakob kannte die Sitten der Eulen nicht und ſchrie nur noch ſcheußlicher, und da wurde es Hans zu dumm, und er tat, was noch nie eine Eule getan hatte, er ſtopfte Jakob das Fleiſch in den Rachen.

Es dauerte ſehr lange, bis der junge Rabe freſſen konnte, und noch, als er ſchon beflogen war, krächzte er hinter allem, was eine Schürze trug oder in Federn gekleidet war, hinterdrein und bettelte um Futter. Schließlich bequemte er ſich aber doch dazu, ſelber zu freſſen, und als er das erſt verſtand, war nichts mehr vor ihm ſicher. Jaköble und Jackelchen mußten ſcharf aufpaſſen, daß ſie überhaupt etwas bekamen. Nur vor Hans hatte Jakob Achtung; denn der konnte ſeine großen Augen ſo ſeltſam auf- und zuklappen und ſo gefährlich mit dem Schnabel knappen. Das merkte ſich Jaköble, der Häher, bald, und da er mit dem Kauz gut Freund war, ſo ſtopfte er ihm immer den Reſt von ſeinem Futter unter den Flügel, ſo daß er ſicher vor Jakob dem Großen war. Kam Jaköble mit

einem Fleiſchbröckchen angehüpft, ſo lüftete Hans ſofort den Fittich, und Jakob mußte zuſehen, wie das Fleiſch unter Hanſens Achſel verſchwand. Ab und zu verſuchte er wohl, Hans am Schwanze zu ziehen, damit er das Fleiſch fallen laſſe; aber wenn die Eule ſich dann umdrehte, die großen ſchwarzen Augen aufriß und mit dem Schnabel knappte, dann fuhr Jakob zurück, als wenn, ja, als wenn eine überreife Birne neben ihm hingeplatſcht wäre. Denn ſo frech er war, er hatte in der großen Stadt Nerven bekommen. Wenn eine Tür zuflog, verjagte* er ſich und ſchrie: „Kräcks!“

Sonſt aber war er frech, wie es eben nur ein Kolkrabe ſein kann. Er hatte vor niemand Achtung als vor dem Beſen und vor Hans. Wehe dem jungen Mädchen, das mit roten Strümpfen in den Garten kam; ſie empfing einen Hieb in die Wade, daß ſie noch lange einen blauen Fleck behielt! Blieb ein Buch im Garten liegen, ſo las Jakob auf ſeine Art darin, und die Fetzen flogen überall umher. Erwiſchte er den Drückſchlüſſel des Hausherrn, ſo ſtopfte er das dreieckige Loch ganz feſt mit faulen Blättern voll, und ſtand ein Stuhl vor der Tür, ſo machte er es mit dem Schlüſſelloche genau ſo. Unglücklich der Hund, der ſich im Garten ſehen ließ. Jakob lauerte in ſeinem Verſtecke, bis der Hund vorbeikam. Wupps! — wiſchte er ihm eins und ſaß ſofort auf dem Tiſch oder der Stuhllehne, und der Hund zog mit eingekniffenem Schwanze ab. Katzen kamen nie mehr in den Garten. Sowie ſich eine ſehen ließ, um nach jungen Amſeln zu fahnden, machte Adam einen ſchrecklichen Lärm, und Jakob brannte ihr eins auf das Fell, daß ſie wie wahnſinnig über den Zaun fuhr.

Er ſaß voller Unarten; aber da er ſo ulkig war, ſah man darüber hinweg, daß er die Butter aus der Doſe hackte oder, wenn der Aquariumdeckel offenſtand, fiſchte. Dann ſaß er eine ganze Stunde auf dem Rande des Gefäßes, und ſobald ein Goldfiſch emporkam, erhielt er einen tödlichen Schnabelhieb und wurde verſpeiſt. Ebenſo ging es auch den unglücklichen Fröſchen, die ſich in den Garten verirrten, und mehr als einmal erwiſchte Jakob ſogar eine Maus und einmal ſogar einen Maulwurf, den er in die Laube brachte, wo die Familie beim Kaffeetiſch ſaß. Jakob legte ſeine Beute in den Weißbrotkorb und ſagte: „Quatſch!“

* Sich verjagen = ſich erſchrecken.

Das war sein Hauptwort. Einmal kam ein Herr und besuchte den Hausherrn. Als er sich verabschiedete und sagte: „Hoffentlich haben Sie für Ihre Heidfahrt schönes Wetter", unkte Jakob dazwischen: „Quatsch, Quatsch, Quatsch!" Ein anderes Mal kam der Pastor und erzählte, wie traurig es mit dem Nachbar stehe, der nicht leben und nicht sterben könne. „Quatsch!" rief Jakob, und der geistliche Herr erschrak sehr; denn die Stimme kam unter seinem Stuhle her. Wieder einmal kam ein junger Geck zu Besuch und stellte seine Angströhre hinter sich auf den Rasen. Als er sie aufsetzte, rieselte ihm Sand daraus über sein Pomadenhaar. „Was ist denn das?" lispelte er. „Quatsch!" rief Jakob und machte ein Gesicht, als könne er kein Wässerchen trüben.

Immerwege hatte er Dummheiten im Kopfe. Eines Tages ging die Familie aus und vergaß ihn einzusperren. Auf dem Rasen lag die Wäsche zum Bleichen. Jakob pflückte sich Kirschen, setzte sich damit auf die Wäsche und pickte in die Kirschen, daß der rote Saft nur so umherstob. Sechs Hemden und vier Unterröcke mußten noch einmal gewaschen werden. Im Frühjahr wurden Maßliebchen gepflanzt, abwechselnd rote und weiße. Nach dem Mittagessen gab es ein großes Geschrei: alle Maßliebchen waren geköpft, und Jakob stand vor zwei Löchern, die er in ein Beet gehackt hatte, und besah wohlgefällig seine Sammlung; in dem einen Loche lagen die weißen, in dem andern die roten Blumen.

Zu seinem Hauptvergnügen gehörte es, sich auf das Eisen der Harke zu setzen, wenn die Gartenwege geharkt wurden; dann benahm er sich so stolz wie ein Mann, der sich eine Sonntagsdroschke geleistet hatte. Einmal stellte er sich tapprig dabei an und büßte eine Zehe dadurch ein. Er plärrte eine halbe Stunde lang und verzichtete fortan auf das Fahren auf der Harke. Sehr albern benahm er sich einige Tage später. Er flog auf die schlappe Waschleine und konnte das Gleichgewicht nicht halten. Ein Vaterunser lang schaukelte er auf der Leine hin und her und schrie, als zöge man ihm die Federn einzeln aus. Gräßlich dämlich benahm er sich, als ihm ein Besucher eine Kuchentüte über den Kopf stülpte. Erst saß er ganz begossen da, dann schüttelte er den Kopf wie unklug, darauf versuchte er Rad zu schlagen und Kobolz zu schießen, schließlich hüpfte er im Kreise und schlug mit den Flügeln

wie eine verrückt gewordene Windmühle. Seitdem haßte er alle Tüten.

Am alleralbernſten aber ſtellte er ſich an, als er den erſten Schnee ſeines Lebens ſah. Erſt machte er ein Geſicht wie eine Kuh, die es donnern hört. Dann fraß er ein bißchen von dem weißen Zeug. Darauf warf er Stücke davon in die Luft, kratzte darin herum, und ſchließlich kollerte er ſich darin umher. Plötzlich machte er die Entdeckung, daß er eiskalte Füße hatte. Er zog den einen Fuß an, aber der andere blieb kalt. Dann zog er den linken an, aber nun wurde wieder der rechte kalt. Auf einmal begann er ſo erbärmlich zu quaken, daß das ganze Haus zuſammenlief. Seitdem haßte er auch den Schnee und ging nicht mehr auf die Wäſche, wenn ſie zum Bleichen im Garten lag.

Eines Tages hatte er Durſt und fand ein volles Glas Bier ſtehen. Erſt ſchmeckte es ihm nicht, aber der Durſt trieb es hinunter. Als der Hausherr zurückkam, war das Glas umgeworfen, und Jakob war betrunken. Erſt ſprach er ſo ſchnell, wie er es noch nie getan hatte: „Quaquaquaquaquatſch", wohl hundert Male; dann verſuchte er zu krähen, bekam aber den Schlucken. Alsdann verſuchte er geradeaus zu gehen, taumelte aber wie ein Anfänger beim Radfahren; dann flog er ſteil in die Luft und kam mit großem Geflatter und noch größerem Gekrächze wieder herunter, und zwar in einen Roſenbuſch, in dem er ſo lange herumkrabbelte, bis der Hausherr, der ſich halbtot lachen wollte, ihn erlöſte. Darauf verſank er in Schwermut, zog den Kopf ein und ſtierte eine Weile vor ſich hin; dann ſtürzte er wie verrückt auf die Waſchſchüſſel los, und als er ſie leer fand, bedeckte er ſie mit Schnabelhieben.

Er bekam Waſſer und trank ſo viel, wie er ſonſt in einer ganzen Woche nicht trank. Nun überfiel ihn der Zerſtörungskoller, und er riß Gras und Blätter ab und ſprang dabei umher wie ein Menſch, der die Hoſen voller Ameiſen hat. Und dann verſchwand er und kam erſt ſpät am andern Morgen mit ſehr ſchlechter Laune, großem Brand und völliger Freßunluſt wieder zum Vorſchein.

Als er drei Jahre alt war, war er ein vollendeter Heuchler und ein geriſſener Dieb und wurde deshalb auf das Land verſchenkt. Dort führte er ſich aber bald ſo übel auf, daß man

ihn in einen Käfig ſperrte. Aber ſelbſt das half nichts; wenn die Küken auf dem Hofe herumliefen, lockte Jakob genau ſo wie die Glucke, und ſowie eins der Küken an ſeinen Käfig kam, ſchnappte er zu und zog es hinein. Schließlich trieb er es ſo arg, daß man ihn dem Zoologiſchen Garten ſchenkte.

Da ſitzt er noch heute, läßt ſich von den Beſuchern füttern und ſagt zum Dank: „Quatſch!“ Hermann Löns.

Warum der Kuckuck ſeine Eier in fremde Neſter legt.

Einſt kam der Kuckuck mit der Nachtigall in Streit. Er wollte ſingen, ſo wie ſie es tat. Doch er konnte es nicht, und ſie lachte ihn wegen ſeines eintönigen Rufes aus.

„Ja, hätte ich in meiner Jugend einen Lehrmeiſter gehabt wie du, dann könnte ich auch ſo ſchön ſingen“, ſprach der Kuckuck. „Mich hat mein Vater das Singen nicht gelehrt, und jetzt bin ich zu alt dazu, es noch zu lernen. Darum kann ich es auch meinen eigenen Kindern nicht beibringen. Und ſo werden ſie wieder ebenſo Kuckuck rufen wie ich.“

Die Nachtigall war aber klüger, lachte ihn aus und ſagte: „Wenn ihr auch den beſten Lehrmeiſter hättet, ihr würdet doch das Singen nie lernen! Eure Kehle iſt nun einmal nicht dazu geſchaffen.“

Sie konnten ſich nicht einigen und trennten ſich.

Aber dem Kuckuck ging der Gedanke nicht aus dem Kopfe: Wenn wir nur den richtigen Lehrmeiſter hätten, der unſern Jungen ſchon von der Jugend an das Singen beibrächte!

Da hatte die Frau einen klugen Gedanken. „Mann“, ſagte ſie zum Kuckuck, „ich werde einmal meine Eier in die Neſter anderer Vögel legen. Wenn dann unſere Jungen auskriechen und mit den andern zuſammen aufwachſen, ſo müßten ſie das Singen doch lernen.“

Und ſo geſchah es. Plumps! lag das Ei in dem fremden Neſt. Als die Mutter Grasmücke vom Ausflug nach Hauſe kam, ſtaunte ſie über den unerwünſchten Zuwachs. Aber ſie hatte ein gutes Herz und brütete das große fremde Ei mit aus.

So kam dann mit den kleinen Grasmücken auch der junge Kuckuck zur Welt. Er ſaß mollig und warm unter den Federn

der alten Grasmücke mit den kleinen Grasmücken zusammen. Er bekam dieselben Mücken wie jene. Er wurde genau so gehegt und gepflegt wie diese. Man sollte nun denken, er wäre selbst zu einer kleinen Grasmücke geworden. Aber je älter er wurde, um so mehr kam der Fremdling zum Vorschein. Er lernte mit den Stiefgeschwistern zusammen fliegen. Das lernte er bald. Doch er flog nicht wie sie. Er flog wie sein Vater, seine Mutter flogen. Er flog, wie eben ein Kuckuck fliegt.

Und als er zum ersten Male seine Stimme richtig erschallen ließ, da war es kein Gezwitscher, es war auch kein Singen, es kam nichts anderes heraus als bei seinen Eltern und Großeltern. Er rief Kuckuck wie sie.

So war er geboren und gefüttert und aufgewachsen im Nest der Grasmücke und war doch wieder ein richtiger Kuckuck geworden.

Obwohl die Alten immer wieder das gleiche probieren und ihre Eier in fremde Vogelnester legen, obwohl sie ihre Jungen von fremden Lehrmeistern aufziehen und unterrichten lassen, es wird doch nichts anderes aus ihnen als ein Kuckuck. Woran liegt das?

Martin Staemmler.

Kuckuck.

Der Kuckuck auf dem Zaune saß;
es regnet' sehr, und er ward naß.

Da kam der liebe Sonnenschein,
da ward der Kuckuck hübsch und fein.

Dann schwang er sein Gefieder
wohl übern See hinüber.

Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Altes Volkslied.

Gefunden.

Ich ging im Walde
so für mich hin,
und nichts zu suchen,
das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
ein Blümchen stehn,
wie Sterne leuchtend,
wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's
am hübschen Haus

und pflanzt' es wieder
am stillen Ort;
nun zweigt es immer
und blüht so fort.

Johann Wolfgang von Goethe.

Vom Holunder.

Einmal ging die göttliche Frau Holle übers Land. Sie lauschte überall auf die Stimmen der Menschen, der Pflanzen und der Tiere, und wenn sie eine Klage vernahm, so half sie, wo sie nur konnte. Auf ihrem Gange kam sie bei einem Strauche vorbei, der einsam im winterlichen Schneefelde stand. Er war kahl und starr, und seine Zweige ächzten im Winde.

„Was jammerst du, Strauch?" fragte die gütige Frau und blieb stehen. Da säuselte es ihr aus dem Gebüsch entgegen: „Ach, ach, ich muß hier einsam stehen! Niemand achtet mich. Der Mensch mag mich nicht, denn er meint, mein Holz sei zu nichts nütze. Selbst der Besenbinder, der die Ruten der Birken und Weiden in sein Haus holt, verschmäht mich. Gib mir nur etwas von ihrer Festigkeit und von ihrer Biegsamkeit, dann holt mich der Mensch zu sich!" — „Deine Gestalt kann ich nicht ändern", sprach Frau Holle und streichelte einen jungen Trieb.

„Du bist auf deine Weise doch auch schön; aber dein Wunsch soll so erfüllt werden: Du sollst nicht mehr einsam draußen stehen, sondern bei den Wohnungen der Menschen wachsen. Ich will dich schmücken mit so viel Blüten, daß niemand sie zählen kann, und dich mit köstlichen Früchten beschenken, die Mensch und Tier ergötzen. Aus beiden aber sollen Heilkraft und Stärke kommen allen, die sie genießen."

Als nun die schönsten Tage des Frühlings kamen, da leuchtete der Strauch hell aus tausend und aber tausend Blüten, und ihr Duft war gar lieblich. Im Herbste aber flogen Vögel herbei, die taten sich gütlich an den saftigen Beeren. Das sahen die Menschen und sie merkten, daß der Strauch gute Früchte hatte. Aus den Blüten machten sie einen Tee, der half gegen Fieber und Kälte; die Beeren aber gaben ihnen köstliche Speise.

Da nahmen die Menſchen den Strauch zu ihren Hütten und Häuſern. Sie ehrten ihn hoch und nannten ihn Holuntar, das iſt Hollas Baum. Ja, alt und jung achtete ihn ſo ſehr, daß niemand es wagte, einen Holunderbuſch zwecklos abzuhauen oder zu verbrennen. Reinhold Paul Mettke.

Kettenblumen.

Löwenzahn nannte der Vater die Blumen. Die Kinder aber ſagten Kettenblumen zu ihnen, und ſie hatten ſie ſehr gern. Sie gingen in den Baumgarten und pflückten ihre Schürzen voll, und dann ſetzten ſie ſich alle unter die Nußſträucher und machten eine Kette. Sie ſteckten die Stengel ineinander und machten einen Ring und dann noch einen und ganz viele Ringe —, und zuletzt war dann eine ſilberne Kette daraus geworden.

Dann machten ſie aus den Blüten ein Kränzchen. Die Blüten ſind ſo groß wie ein Taler und ſo gelb wie die Sonne. Und da hatten ſie nun eine ſilberne Kette und ein goldenes Kränzchen. Die ſilberne Kette wurde Erwin umgehängt. Er war der König, und Elſa war die Königin, ſie bekam das goldene Kränzchen, die goldene Krone, auf. Und dann machten ſie

einen Thron. Sie holten ihre kleinen Stühlchen und bekränzten sie ganz mit Blumen, und Erwin und Elsa setzten sich hinein, und sie hatten alle Freude, weil das so schön aussah. Dann aber wollten Ernst und Hilde auch einmal König und Königin sein und zuletzt Paul und Frieda.

So spielten sie mit den Blumen im Baumgarten. Die Kirschen waren schon verblüht, die Apfelbäume aber hatten noch schöne rosa Blüten. Da rief Elsa: „Oh, ich habe eine Lampe gefunden —, und unten an der Hecke stehen ganz viele Lampen!“ Da mußten sich Erwin und Elsa wieder auf den Thron setzen, und sie hielten zwei Lampen davor und sagten: „Jetzt ist's Abend, jetzt brennen die Lampen.“ Und dann bliesen sie die Lampen aus, daß die kleinen Federchen in der Luft umherflogen, und sagten: „Jetzt ist's Nacht“, — und sie lachten dabei, weil doch in Wirklichkeit heller Tag war und die Sonne schien.

Nach Erich Bockemühl.

Summertagslied.

De Summertag is widder do
unn macht uns Pälzer Kinner froh,
de Summertag!
De Frühling hott sein Hand ausg'schtreckt,
hott's Eis vum Bach drauß abgedeckt
unn Gras unn Blumme uffgeweckt
am Summertag!

Die Vöggel sinn jetz widder do
unn singe drauße hell unn froh
am Summertag!
Die Sunn am Himmel drowwe lacht
unn küßt die blühend Frühlingspracht,
mir Kinner juugse, daß 's kracht
am Summertag!

De Summertag is widder do,
mir schwinge unser Schtecke froh
am Summertag!
De Schtecke is mit Band umschnürt,
mit Ei unn Bretzel schön verziert,
die werre noochher abserviert
am Summertag!

Hanns Glückstein.

Frei auf deutschem Grunde walten laßt uns nach dem Brauch der Alten, seines Segens selbst uns freu'n: Oder unser Grab ihn sein!

H. V. KLEIST

Felderſegen.

Heil Mutter Erde!
Es gönne der allwaltende ewige Herrſcher,
daß die Äcker grünen und gedeihen,
voll werden und ſich kräftigen!
Er gönne Garbe
und des Roggens Wachstum
und der guten Gerſte Wachstum
und des weißen Weizens Wachstum
und aller Erde Wachstum! Volksgut.

Lied des Landmanns beim Säen.

Wir pflügen und wir ſtreuen
den Samen auf das Land;
doch Wachstum und Gedeihen
ſteht nicht in unſrer Hand.

Gott ſendet Tau und Regen
und Sonn- und Mondenſchein,
der wickelt ſeinen Segen
gar zart und künſtlich ein.

Er ſchenkt uns Vieh und Freude,
er macht uns friſch und rot,
er gibt den Kühen Weide
und unſern Kindern Brot.

Er gehet ungeſehen
im Dorfe um und wacht
und rührt, die herzlich flehen,
im Schlafe an bei Nacht.

Darum, ſo woll'n wir loben
und loben immerdar
den großen Geber oben.
Er iſt's! und er iſt's gar.

Matthias Claudius (gekürzt).

Der Bauer und sein Kind.

Der Bauer steht vor seinem Feld
und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
auf reine Aussaat streng gehalten;
nun seh' mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind getan!"

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
mit bunten Blumen reich beladen,
im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht,
die hat der liebe Gott gemacht!"

Julius Sturm.

Vor der Ernte.

Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebet
die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

Martin Greif.

Das Ährenfeld.

Ein Leben war's im Ährenfeld
wie sonst wohl nirgends auf der Welt:
Musik und Kirmes weit und breit
und lauter Lust und Fröhlichkeit.
Die Grillen zirpten früh am Tag
und luden ein zum Zechgelag:
„Hier ist es gut, herein, herein!
Hier schenkt man Tau und Blütenwein!"

Der Käfer kam mit seiner Frau,
trank hier ein Mäßlein kühlen Tau,
und wo nur winkt' ein Blümelein,
da kehrte gleich das Bienchen ein.
Den Fliegen ward die Zeit nicht lang,
sie summten manchen frohen Sang.
Die Mücken tanzten ihren Reih'n
wohl auf und ab im Sonnenschein.

Das war ein Leben ringsumher,
als ob es ewig Kirmes wär'.
Die Gäste zogen aus und ein
und ließen sich's gar wohl dort sein.
Wie aber geht es in der Welt?
Heut ist gemäht das Ährenfeld,
zerstöret ist das schöne Haus,
und hin ist Kirmes, Tanz und Schmaus.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Ilge zue;
es sitzt e schönen Engel dört.
Er wirtet gwiß mit Bluemesaft,
un 's choſtet nit viil, han i ghört.

Der Engel sait: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöppli Alte hätt i gern!"
Der Engel sait: „Sell cha nit sii,
si henn en alle trunke fern."

„So schenk e Schöppli Neuen ii!" —
„Do hesch ais!" het der Engel gsait.
Der Chäfer trinkt un 's schmeckt em wohl;
er frogt: „Was isch my Schuldigkait?"

Der Engel sait: „He, 's choſtet nüt;
doch richtsch mer gern e Gfallen uus,
waisch was, se nimm das Bluememehl
un trag mer's gschwind ins Nochbers Huus!

Er het zwor selber, was er bruucht;
doch freut's en, un er schickt mer au
menggmol e Hämpfeli Bluememehl,
menggmol e Tröpfli Morgetau."

Der Chäfer sait: „Jo friili, jo!
Vergelt's Gott, wenn de zfride bisch."
Druf trait er 's Mehl ins Nochbers Huus,
wo wider so en Engel isch.

Er sait: „I chumm vom Nochber her;
Gott grüeß di, un er schick der do
au Bluememehl!" Der Engel sait:
„De hättsch nit chönne juster choo!"

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöppli guete Neuen ii.
Er sait: „Chumm, trink ais, wenn de magsch!"
Der Chäfer sait: „Sell cha scho sii!"

Druf fliegt er zue sym Schätzli haim;
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt un sait: „Wo blybsch so lang?"
Er sait: „Was chan i für my Durst?"

Jetzt luegt er's a un nimmt's in Arm;
er chüßt's un isch bym Schätzli froh.
Druf lait er si ins Totebett
un sait zuem Schätzli: „Chumm ball noo!"

Gell, Sepli, 's dunkt di ordeli?
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Tierli guet.

Johann Peter Hebel.

Das Liedlein vom Kirschbaum.

Der lieb Gott het zuem Früehlig gsait:
„Gang, deck im Würmli au sy Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blätter trait,
viil tausig Blätter grüen un frisch.

Un 's Würmli, us em Ei verwacht's;
's het gschloofen in sym Winterhuus.
Es streckt si un spert 's Müüli uf
un riibt die blöden Augen uus.

Un druf se het's mit stillem Zahn
am Blättli gnagt enanderno
un gsait: „Wie isch das Gmües so guet!
Me chunnt schier nümme weg dervo."

Un wider het der lieb Gott gsait:
„Deck jetz im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blüete trait,
viil tausig Blüete wiiß un frisch.

Un 's Immli sihts un fliegt druflos
früeih in der Sunne Morgeschiin.
Es denkt: Das wird my Kaffi sii;
si henn doch chosper Porzeliin.

Wie suufer sinn die Chächeli gschwenkt!
Es streckt sy troche Züngli drii.
Es trinkt un sait: „Wie schmeckt's so süeß!
Do mueß der Zucker wohlfel sii."

Der lieb Gott het zum Summer gsait:
„Gang, deck im Spätzli au sy Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte trait,
viel tausig Chriesi rot und frisch.

Un 's Spätzli sait: „Isch das der Bricht?
Do sitzt me zue un froogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark un Bai
un stärkt mer d' Stimm zuem neue Gsang."

Der lieb Gott het zuem Spöötlig gsait:
„Ruum ab! Si henn jetz alli gha!"
Druf het e chüele Bergluft gwäiht,
un 's het scho chlaini Riife gha.

Un d' Blättli werde gel un rot
un fallen ais im andere noo!
un was vom Boden obsi chunnt,
mueß au zuem Bode nidsi goh.

Der lieb Gott het zuem Winter gsait:
„Deck waidli zue, was übrig isch!"
Druf het der Winter Flocke gstreut. —

Johann Peter Hebel.

Der Kirschzweig.

Meine Eltern waren mit uns Kindern überaus milde und nachsichtig; aber ihren vollsten Zorn ließen sie uns fühlen, wenn sie uns auf irgendeiner Unwahrheit ertappt hatten. Nun kam ich einmal an einem Sommertag mit einem üppig mit schwarzen Kirschen beladenen Zweig nach Hause. Ich hatte ihn im Hintergarten des Nachbars heimlich vom Baum gebrochen. Meine Mutter fragte mich sofort, woher ich den Kirschbaumzweig hätte. Ich antwortete im ersten Schreck: „Von unserm Baum."

Kaum war das erste Wort heraus, so fiel mir ein, daß unser Baum keine schwarzen Kirschen trage, sondern rote. Ich war auf Herbes gefaßt; aber meine Mutter schwieg. Sie schwieg und ging hinaus in die Futterkammer; ich schlich ihr nach und fand sie bitterlich weinen.

So weint eine Mutter, deren liebsten Sohn man in den Kerker führt. Mir gingen die Augen auf — mir gingen sie über. Auf meinen Lippen die Unwahrheit, in meiner Hand fremdes Gut! Ich fiel vor meiner Mutter auf die Knie, gestand alles und flehte um Verzeihung.

„Steh auf", sagte sie, „trag den Kirschbaumzweig zum Nachbar und sag ihm, was du getan hast!" Ich tat's; der Nachbar lachte und meinte: „Wegen einer Handvoll Kirschen da! Sie sind dir wohl vergönnt; sie werden mir von dem Baum da unten immer gestohlen."

Das war mir gerade genug; da hatte der Mann einen Kirschbaum für Diebe. Ich hatte genug für mein Leben lang.

Peter Rosegger.

Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
am Sunntig nomittag;
es chunnt in d' Hürst un findet bald
Erbeeri Schlag an Schlag;
es günnt un ißt sie halber z'tot
un denkt: Das isch my Obebrot.

Un wie 'n es ißt, se ruuscht's im Laub;
es chunnt e schöne Chnab.
Er het e Rock wie Silberstaub
un trait e goldne Stab.
Er glänzt wie d' Sunn am Schwyzer Schnee.
Sy Lebe lang het's nüt so gseh.

Druf redt der Chnab my Büeble a:
„Was issisch? I halt's mit!"
„He, nüt!" sait's Büebli, luegt en a
un lüpft sy Chäppli nit.
Druf sait der Chnab: „He, issisch nüt,
du grobe Burst, se battet's nüt!"

Verschwunden isch my Chnab, un 's stöhn
die nöchste Fürst im Duft;
druus fliegt en Engeli wunderschön
uf in die blaui Luft;
un 's Büebli stoht un luegt em noo
un chratzt im Hoor un lauft dervo. —

Un süder isch kai Sege meh
im Beeri-Esse gsi.
I ha my Lebtig nüt so gseh,
si bschießen ebe nie.
Iß Hampfle voll, so viil de witt,
sie stille der dy Hunger nit.

Was gib i der für Lehre drii?
Was saisch derzu? Me mueß
vor fremde Lüte fründli sii
mit Wort un Red un Grueß
un 's Chäppli lüpfe z' rechter Zyt;
sust het me Schimpf un chunnt nit wyt.

Johann Peter Hebel.

Die Gäste der Buche.

Mietegäste vier im Haus
hat die alte Buche.
Tief im Keller wohnt die Maus,
nagt am Hungertuche.

Stolz auf seinen roten Rock
und gesparten Samen,
sitzt ein Protz im ersten Stock;
Eichhorn ist sein Namen.

Weiter oben hat der Specht
seine Werkstatt liegen,
hackt und zimmert kunstgerecht,
daß die Späne fliegen.

Auf dem Wipfel im Geäst
pfeift ein winzig kleiner
Musikante froh im Nest. —
Miete zahlt nicht einer.

Rudolf Baumbach.

Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Walde spazieren; da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ — „Das ist der König der Vögel“, sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen“; es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist“, sagte der Bär, „so möcht' ich auch gern seinen königlichen Palast sehen; komm und führe mich hin!“ — „Das geht nicht so, wie du meinst“, sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt!“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch und wollten ihre Jungen atzen. Der Bär wäre gern nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr König und Frau Königin wieder weg sind!“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und trabten wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen. Er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?“ rief der Bär; „das ist ein erbärmlicher Palast! Ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder!“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir!“ Dem Bären und dem Wolfe ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht. Der Bär ist dagewesen und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig; das soll ausgemacht werden!“, flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? Das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Kriege ausmachen!“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt und ward alles vierfüßige Getier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der Kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Walde, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und

sprach: „Fuchs, du bist der Schlaueste unter allem Getier, du sollst General sein und uns anführen." — „Gut", sagte der Fuchs; „aber was für Zeichen wollen wir verabreden?" Niemand wußte es. Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen, langen, buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauflosmarschieren; laß' ich ihn aber herunterhängen, so lauft, was ihr könnt!" Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Getier dahergerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte. Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher; die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst und bange ward, und sie gingen da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob; doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augenblick hinunterlassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und die Vögel hatten die Schlacht gewonnen.

Da flogen der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen!" Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht; der Bär soll erst vor das Nest kommen und Abbitte tun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind!" Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte tun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden!" Da kroch der Bär in der größten Angst hin und tat Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Brüder Grimm.

Eichhörnchen.

Heißa, wer tanzt mit mir?
Lustig und munter!
Kopfüber, kopfunter
mit Manier!

Immerfort
von Ort zu Ort,
jetzo hier,
jetzo dort, hopp!

Ohne Ruh', ohne Rast,
vom Zweig auf den Ast,
vom Ast auf den Wipfel hoch in die Luft,
im Blättersäusel und Blütenduft!

Immerzu
ohne Rast, ohne Ruh'!
Heut ist Kirms, und heut ist Ball!
Spielet, Drossel, Nachtigall,
Stieglitz, Amsel, Fink und Specht,
pfeift und geigt und macht es recht!
Ich bin ein Mann,
der tanzen kann.

Hänschen Eichhorn heiß' ich,
was ich gelernt hab', weiß ich.
Kommt der Jäger in 'n Wald hinein,
will mir kein Vogel singen;
Hänschen läßt das Tanzen sein,
Tanzen, Hüpfen und Springen;
Hänschen schlüpft hinein zum Haus,
Hänschen schaut zum Haus heraus,
Hänschen lacht den Jäger aus.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Das Häslein.

Unterm Schirme, tief im Tann,
hab' ich heut gelegen,
durch die schweren Zweige rann
reicher Sommerregen.

Plötzlich rauscht das nasse Gras —
stille! nicht gemuckt! —
Mir zur Seite duckt
sich ein junger Has' . . .

Dummes Häschen,
bist du blind?
Hat dein Näschen
keinen Wind?

Doch das Häschen, unbewegt,
nutzt, was ihm beschieden,
Ohren weit zurückgelegt,
Miene schlau zufrieden.

Ohne Atem lieg' ich fast,
lass' die Mücken sitzen;
still besieht mein kleiner Gast
meine Stiefelspitzen . . .

Um uns beide — tropf — tropf — tropf! —
traut-eintönig Rauschen . . .
Auf dem Schirmdach — klopf — klopf — klopf! . . .
und wir lauschen . . . lauschen . . .

Wunderwürzig kommt ein Duft
durch den Wald geflogen;
Häschen schnuppert in die Luft,
fühlt sich fortgezogen,

schiebt gemächlich seitwärts, macht
Männchen aller Ecken . . .
Herzlich hab' ich aufgelacht: —
Ei, der wilde Schrecken!

Christian Morgenstern.

Die Hasenjagd zu Wasser.

Der kleine Fluß war nicht weit vom Dorfe über seine Ufer getreten und überschwemmte rings die Feldmark. Da saß auf einem Wiesenstück mit alten Weiden ein Hase, ließ sich's wohl schmecken und merkte gar nicht, wie auf allen Seiten das Wasser stieg und er zuletzt von den Fluten ganz eingeschlossen wurde. Er

hopste ein paarmal hin und her, dann setzte er sich ruhig nieder und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die ließen dann auch nicht lange auf sich warten; das Wasser stieg immer mehr, seine Insel wurde immer kleiner, und bald blieb ihm nur noch der bemooste Wurzelstock von einer alten Weide, die schräg überhing.

Ein Bäuerlein hatte das alles von seinem Hofe aus schmunzelnd mit angesehen, und als er den Hasen so hilflos auf der Weidenwurzel hocken sah, dachte er bei sich: Sau[1] — di wüllt wi nu schonst krigen! Laut rief er dann ins Haus hinein seiner Frau zu: „Dortchen! Pack mal den Backeltrog mit an; ik will schippen[2]!" — Das Fahrzeug wurde glücklich vom Stapel gelassen, der Bauer setzte sich hinein und arbeitete sich mit einer langen Bohnenstange nach dem Hasen hin. In seiner Angst tat der, was er noch nie in seinem Leben getan hatte: er kletterte, so sauer es ihm auch wurde, er klomm an dem schrägen rissigen Weidenstamm in die Höhe; da stand ein Ast waagerecht ab; auf den lagerte er sich. Da kam der Bauer an, sah aber bald, von seinem Backtrog aus konnte er den Hasen auf dem hohen Sitz nicht erreichen.

Sollte er nun auf den Braten verzichten und die ganze Fahrt umsonst gemacht haben? Nee, also er dem Hasen nach in den Baum. Der Hase in seiner Verzweiflung faßt sich ein Herz und springt mit einem gewaltigen Satz in — das Wasser? — nein, in den Backtrog! Dieser wird durch den Stoß vom Stamm

[1] Sau = so. [2] Schippen = mit dem Schiff fahren.

abgetrieben, gerät in die Strömung und langt nach einer kurzen, glücklichen Reise mit seinem vergnügten Fahrgast am andern Ufer an.

Fröhlich hüpfte Herr Lampe ans Land. Hier hielt er einen Augenblick an, wendete sich seinem Verfolger zu, setzte sich auf die Hinterläufe und machte ihm die schönsten Männchen. Dann eilte er trockeneren und sichereren Gegenden zu. — Das Bäuerlein aber saß kleinlaut und verdutzt auf seinem Baume, und es dauerte lange Zeit, ehe Dortchen ein anderes Fahrzeug flottgemacht hatte, um den Jäger heimzuholen, der so wunderbar um seinen Braten gekommen war. Paul Zaunert.

Die Kröte.

Giftig bin ich nicht,
Kinder beiß' ich nicht,
Wurzeln mag ich nicht,
nach Blumen frag' ich nicht;
Würmlein und Schnecken,
die laff' ich mir schmecken.
Ich sitz' in dunkeln Ecken
und bin so gar bescheiden,
doch keiner kann mich leiden.
Das betrübt mich in meinem Sinn;
kann ich dafür,
daß ich häßlich bin? Johannes Trojan.

Vom Frosch und der Maus.

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen und konnte nicht und bat einen Frosch um Rat und Hilfe. Der Frosch war ein Schalk und sprach zur Maus: „Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüberziehen!“ Da sie aber aufs Wasser kamen, tauchte der Frosch unter und wollte die Maus ertränken. Indem aber die Maus sich wehrte und arbeitete, flog eine Weihe daher und erhaschte die Maus, zog den Frosch auch mit heraus und fraß beide.

Martin Luther.

Der Zaunigel.

Außerhalb des Dorfes nach der Heide zu liegt an dem Moorbache ein Eichenhain. Ein halbes Hundert grauer Bauwerke erhebt ſich dort, halbverſteckt von dem breiten Aſtwerke der alten Eichen. Es ſind die Schafſtälle und Scheunen der Bauern, kunſtloſe, ſtrohgedeckte Fachwerkbauten, deren Wände graues Flechtwerk und gelber Lehmbewurf bildet, und deren Grundbalken auf dicken Findlingsblöcken liegen.

Dort wohnt auch der Schäfer. Eine mächtige Mauer aus Ortſteinblöcken, von Moos überſponnen und von Engelfüß und Glockenblumen und Efeu überwuchert, hinter der ſich ein gewaltiger, von Wacholder, Holunder, Stechpalmen und Schlehen bewachſener Hagen erhebt, grenzt das Wohnweſen gegen die Stallungen ab. Allerlei Getier hauſt hier; in den Strohdächern brüten Rotſchwanz und Ackermännchen, und auch ein paar Schleiereulen und ein paar Käuzchen hauſen dort; unter den Scheunen haben es Spitzmaus und Waldmaus gut, Kröte und Ringelnatter und nicht minder Wieſel und Iltis. Auch Igel ſind hier immer anzutreffen.

Der Schäfer läßt ſie gewähren. Sie mögen ihm wohl ab und zu ein Ei oder ein Küken wegnehmen, dafür halten ſie aber auch die Mäuſe kurz. So treiben ſie denn ungeſcheut ſchon am ſpäten Nachmittage im Garten oder auf dem Hofe oder unter den Eichen ihr Weſen, und Waſſer und Lord, die beiden alten Hunde des Schafmeiſters, kümmern ſich nicht mehr um ſie; nur Widu, der junge Hund, iſt noch etwas albern und quält ſich dann und wann ein Viertelſtündchen mit einem Igel ab, um ſchließlich mit zerſtochener Naſe das Spiel aufzugeben. Auch heute hat er das ſo getrieben und hat ſich endlich ärgerlich und müde vor den Herd gelegt, wo er ſchläft und im Traume das Stacheltier weiterverbellt.

Der Igel hat noch eine volle Viertelſtunde zuſammengekugelt dagelegen, dann hat er ſich aufgerollt und iſt in das Geſtrüpp des Hagens gekrochen. Er hatte vor, im Garten Schnecken zu ſuchen; aber der dumme Hund brachte ihn davon ab. Und nun krabbelt er in dem alten Laube umher, ſcharrt in dem Mulm* und verzehrt laut ſchmatzend bald einen

* Mulm = ſtaubige Erde, faules Holz.

Regenwurm, bald eine Schnecke, dann eine Affel und nun eine dicke Spinne. Und jetzt geht es wie ein Ruck durch ihn; er hat junge Mäuſe pfeifen gehört. Ein Weilchen noch verharrt er in ſeiner aufmerkſamen Haltung, dann ſchleicht er vorwärts, macht einen kleinen Satz und ſtößt ſeine Naſe in einen Knäuel fahlen Graſes, der zwiſchen den Ortſteinen der Hofmauer ſteckt. Sechsmal ſtößt er zu, und jedesmal erklingt ein dünner, ſchriller Todesſchrei. Dann langt er ſich die jungen Mäuschen heraus und ſchmatzt ſie haſtig auf.

Ein Weilchen ſchnüffelt er noch an dem Mauſeneſte herum, dann trippelt er weiter, ab und zu fauchend oder ſtehenbleibend und ſich mit Krallen oder Zähnen heftig da juckend, wo die Flöhe und Holzböcke ihn am meiſten zwicken. Bald langſam, bald eilig begibt er ſich nach dem Eichenhain. Dort gibt es immer allerlei im Graſe, ein Taufröſchchen oder eine fette Raupe, ein Mäuschen oder auch einmal einen jungen Vogel, der aus dem Neſte fiel. Brr! macht es laut, und ein dickes braunes Dings ſtößt mit hartem Anprall an die blutende Eiche. Es iſt ein Hirſchkäfer. Er hat gefunden, was er ſuchte. Gierig ſteckt er die goldgelbe Pinſelzunge in den gärenden Saft. Da raſchelt es hinter ihm. Wütend dreht er ſich um und ſpreizt die ſcharfbewehrten Zangen. Aber ſchon hat der Igel ihn gefaßt, ihm den Leib abgeriſſen, und während der Kopf des Käfers im Graſe liegt und mechaniſch die Zangen öffnet und ſchließt, knabbert der Igel den dicken Hinterleib vollends auf. Dann jagt er unter den Schafſtällen weiter und ſucht einen nach dem andern ab.

Viel iſt heute da nicht zu finden. Einige Spinnen, etliche Käfer, auch ein gutgenährter Regenwurm, das iſt alles. Es iſt zu trocken geweſen den Tag über, die Juniſonne hat es reichlich gut gemeint, und der Wind ging ſcharf; das gibt ſchlechte Jagd. So ſchiebt denn der Stachelrock nach dem Bache zu; vielleicht daß ſich dort die Jagd beſſer lohnt. Unterwegs dreht er jedes Blatt um und ſcharrt jeden Grasbuſch auseinander, immer prüfend und ſchnaufend und ſeine Naſe in das Moos und in die Blätter bohrend und ab und zu ſitzenbleibend, um irgendein kleines Tier zu verzehren. Einmal bleibt er lange ſitzen; er hat eine alte Maus pfeifen gehört, und vorſichtig pirſcht er ſich näher. Jetzt hört er ſie dicht bei ſich vorüberhuſchen. Gleich wird ſie wieder

zurückkommen, und dann hat er sie. Aber gerade wie er zufahren will, löst sich ein grauer Schatten von der Wagenleiter, die Maus quiekt auf, und das Käuzchen streicht, sie in den dolchbewehrten Fängen haltend, auf die hölzernen Pferdeköpfe des Stalles, und der Igel hat das Nachsehen.

Mürrisch begibt er sich weiter. Ein Kiefernschwärmer, der am Nachmittag die Puppe verlassen hatte und sich, nachdem er seine Schwingen fertiggereckt hat, nun zum ersten Fluge rüstet, verschwindet unter den spitzen Zähnen. Ihm folgt eine Ackerschnecke; von der dicken schwarzen Schnecke, auf die der Igel stößt, wendet er sich aber mit Ekel ab. Sie riecht abscheulich und schmeckt scheußlich. Aber das laute, rollende Flöten da in dem anmoorigen Sande am Bachufer, das lockt ihn. Ein schnelles Getrippel, ein fester Stoß, und schon ist die Maulwurfsgrille erledigt. Weiter geht es am Bachufer entlang. Halt, hier hebt sich die Erde! Etwa ein Maulwurf? Das wäre kein schlechter Fang. Oder gar eine Wühlmaus? Das wäre noch besser. Ganz vorsichtig schiebt er sich voran. Lange muß er lauern, ehe die Erde sich wieder rührt; aber schließlich kann er zufahren. Er stieß zu kurz. Mit jähem Ruck wirft sich die schwarze Erdwühlerin in den Bach, daß es plumpst, und nach einer langen Besinnungspause wendet sich der Igel wieder den Eichen zu.

Hier ein Mistkäfer, da eine Raupe, dort ein Brachkäfer und daneben ein Regenwurm, das wird so nebenbei alles mitgenommen. Aber was ist das da, was sich da im Grase fortschiebt? Der Igel sträubt die Kopfstacheln, streckt die Nase vor, rollt sich halb auf und trippelt so auf die Beute los. Jetzt ist er bei ihr. Zß! geht es, und einmal, zweimal, dreimal fährt die halbwüchsige Kreuzotter gegen seinen Stachelpanzer. Ein viertes Mal noch, dann aber nicht mehr. Er hat sie überrannt, hat sie mit den Kopfstacheln an den Boden gequetscht, hat mit den Zähnen ihren Hinterkopf gefaßt, und während sich ihr Leib in wilden Kreisen dreht, zerkaut er erst den Kopf und schmatzt ihn hinunter und läßt den Leib hinterdreinwandern. Nach einem Viertelstündchen verschwindet auch die äußerste Schwanzspitze, die sich immer noch windet, in seinem Rachen.

Vorläufig ist er nun satt. Spaßeshalber faßt er noch einen großen Taufrosch, der ihm dicht vor die Nase hüpft, an das

Hinterbein; aber gerade als der arme Frosch seinen schrillen Todesschrei hören läßt, gibt ihn sein Bezwinger frei, und der Frosch springt in gewaltigen, ungeschickten Sätzen ab.

Der Juni geht hin und der Juli auch. Als die Frau des Schäfers den Komposthaufen auseinanderstößt, findet sie in einem Haufen welken Grases fünf kleine rosige, weißstachlige Dingerchen neben der alten Igelin liegen. Nachmittags will sie sie ihrem Manne zeigen, aber sie sind nicht mehr zu finden. Die Igelin hat ihre Jungen verschleppt. Unter dem alten Schlehenbusche hat sie ihnen ein neues Nest gekratzt und sie warm zugedeckt. Da säugt sie sie tagsüber, aber nachts treibt sie sich im Garten umher und frißt sich an Schnecken und Würmern dick, scharrt Mäusenester aus und fängt junge Frösche, schont auch die junge Brut der Rotkehlchen trotz des Gezeters der Alten nicht und nimmt auch die junge Amsel mit, die ihr in den Weg tolpatscht, wie sie denn auch mit den nackten Wiselchen, die sie aufstöbert, nicht viel Federlesens macht. Sogar die große Wanderratte, die sich in dem Schlageisen gefangen hatte, muß daran glauben; trotz ihres Strampelns und Quietschens wird sie totgebissen und bis auf Kopf, Fell und Schwanz aufgefressen.

Nach vier Wochen führt die Igelin ihre fünf Kleinen aus. Eines Abends, als der Schäfer vor der Tür sitzt und seine Pfeife raucht, raschelt es hinter dem Brennholze, und da kommt erst schnaubend und prustend die Igelin angetrippelt und hinter ihr wackeln die fünf Kleinen. Der Schäfer ist ein ernster Mann und lacht selten; heute aber muß er doch lachen; denn es sieht zu putzig aus, wie die kleinen Dinger hinter der Alten herbummeln, überall kratzen und scharren und ihre Nasen in alle Löcher am Boden stecken oder hastig hinrennen, wenn die Mutter einen tüchtigen Wurm bloßgescharrt hat und ihn sich von den Kleinen wegnehmen läßt. Seit der Zeit ist es für den Schäfer und seine Frau ein Hauptvergnügen, den Igeln zuzusehen, und damit sie nicht gestört werden, wird Widu jeden Abend angelegt. Auch allerlei Eßbares legt der Mann den Igeln hin; Butterbrot verschmähten sie, aber frisches Fleisch nahmen sie gern und auch kleine Fische, die der Schäfer für die Hechtangel gefangen hatte. Als der Schäfer sah, daß die Igelin sich immer soviel kratzte, fing er sie, und als er fand, daß sie voller Ungeziefer saß, salbte er

sie mit der Schmiere, mit der er seinen Schafen das Ungeziefer vertrieb. Seitdem gab sie das Kratzen auf.

Mittlerweile wurden die kleinen Igel immer größer, hielten auch nicht mehr zu der Alten, sondern gingen ihre eigenen Wege, und wenn sie der Alten begegneten, wurden sie von ihr weggebissen. So wanderten sie denn aus, der eine in die Heidberge, der andere in die Eichen, der dritte in den Wiesenbusch, noch einer in das Dorf und der letzte nach dem Immenzaun, und wenn der Schäfer einen von ihnen antraf — denn er kannte sie gleich wieder, weil er ihnen allen, dem einen am Kopfe, den andern hier oder da am Rücken, ein Büschelchen Stacheln abgeschoren hatte —, dann zeigte er sie den Leuten und sagte: „Das ist einer von meinem Hofe." Bis in den Herbst hinein sah er bald hier, bald da einen von seinen Igeln, und sogar im Februar, als nach einem leichten Schnee die Sonne schön warm schien, traf er die alte Igelin am hellen Nachmittage vor der großen Hecke am Immenzaun und nahm sie mit und setzte sie in den Schafstall, und als im März die Sonne die Oberhand bekam, traf er fast jeden Abend einen Igel an im Garten, auf dem Hofe oder unter den Eichen und hatte sein Vergnügen an ihnen.

Eines Tages aber kam eine Zigeunerbande zugewandert, und der Vorsteher wies ihnen die Heide bei den Eichen als Lagerstätte an. Während die Männer sich überall umhertrieben und die Weibsleute wahrsagen gingen, zogen die Jungen auf die Igeljagd. Sie hatten Stöcke, an denen oben ein langer, dicker, spitzgefeilter Draht befestigt war, und damit stachen sie in alle Laubhaufen, Hecken und unter die Schafställe. Ab und zu quietschte es, und einer von den Bengeln zog einen aufgespießten Igel aus seinem Verstecke, den er dann totschlug.

Abend für Abend saß der Schäfer auf der Bank vor der Tür und wartete auf seine Igel. Er sah sie nie wieder.

Hermann Löns.

Der Hase und der Igel.

Es war an einem Sonntagmorgen zur Herbstzeit, gerade als der Buchweizen blühte. Die Sonne war hell am Himmel aufgegangen. Der Morgenwind ging warm über die Stoppeln. Die

Lerchen sangen in der Luft. Die Immen summten im Buchweizen, und die Leute gingen in ihrem Sonntagsstaat zur Kirche. Alles Geschöpf war vergnügt und der Igel auch.

Der Igel stand vor seiner Tür, hatte die Arme untergeschlagen und guckte in den Morgenwind hinaus. Er quinquilierte ein kleines Liedchen vor sich hin, so gut und so schlecht, wie nun eben am lieben Sonntagmorgen ein Igel singen mag. Auf einmal dachte er bei sich: Während meine Frau die Kinder wäscht und anzieht, kann ich noch ein bißchen ins Feld spazieren und zusehen, wie meine Steckrüben stehen. — Die Steckrüben standen dicht bei seinem Hause, und weil er mit seiner Familie davon aß, sah er sie als sein Eigentum an. — Gesagt, getan. Der Igel machte die Haustür hinter sich zu und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch gar nicht weit gegangen, da traf er den Hasen. Der war in ähnlichen Geschäften ausgegangen, nämlich, um seinen Kohl zu besehen. Als der Igel den Hasen sah, bot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Hase aber war ein vornehmer Herr und dabei sehr hochmütig. Er antwortete nichts auf den Gruß, sondern sagte zum Igel, wobei er sehr höhnisch aussah: „Wie kommt es, daß du hier schon am frühen Morgen im Felde umherläufst?" — „Ich gehe spazieren", sagte der Igel. — „Spazieren?" lachte der Hase; „ich denke, du kannst die Beine wohl auch zu bessern Dingen gebrauchen." Diese Antwort ärgerte den Igel ungeheuer; denn alles konnte er vertragen, aber auf seine Beine ließ er nichts kommen, eben weil sie von Natur schief waren. „Du bildest dir wohl ein", sagte nun der Igel zum Hasen, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannst?" — „Das denke ich", sagte der Hase. — „Das kommt auf den Versuch an", meinte der Igel; „ich meine, wenn wir um die Wette laufen, ich laufe dir vorbei." — „Das ist zum Lachen! Du mit deinen schiefen Beinen?" sagte der Hase. „Aber meinetwegen mag's sein, wenn du so übergroße Lust hast. Was gilt die Wette?" — „Ein blankes Goldstück und eine Flasche Branntwein", sagte der Igel. — „Angenommen", sprach der Hase, „schlag ein, und dann kann's gleich losgehen!" — „Nein, so große Eile hat das nicht", meinte der Igel. „Ich bin noch ganz nüchtern. Erst will ich nach Hause gehen und ein bißchen frühstücken. In einer halben Stunde bin ich wieder hier auf dem Platz."

Damit ging der Igel; denn der Hase war damit einverstanden. Unterwegs dachte der Igel bei sich: Der Hase verläßt sich auf

seine langen Beine, aber ich will ihn schon kriegen. Er ist zwar ein vornehmer Herr, aber doch nur ein dummer Kerl, und bezahlen soll er auch. Als nun der Igel zu Hause ankam, sprach er zu seiner Frau: „Frau, zieh dich schnell an, du mußt mit mir auf das Feld hinaus!" — „Was gibt es denn?" sagte seine Frau. — „Ich habe mit dem Hasen gewettet um ein blankes Goldstück und eine Flasche Branntwein. Ich will mit ihm um die Wette laufen, und da sollst du mit dabeisein." — „O mein Gott, Mann", fing nun des Igels Frau zu schreien an, „bist du nicht klug, hast du ganz den Verstand verloren? Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen!" — „Halt den Mund, Weib", sagte der Igel, „das ist meine Sache! Schwatz nicht in Männergeschäfte hinein! Marsch, zieh dich an, und dann komm mit!" Was sollte des Igels Frau machen? Sie mußte folgen, sie mochte wollen oder nicht.

Als sie nun miteinander unterwegs waren, sprach der Igel zu seiner Frau: „Nun paß auf, was ich sagen will! Siehst du, auf dem langen Acker da wollen wir unsern Wettlauf machen. Der Hase läuft nämlich in der einen Furche und ich in der andern, und von oben fangen wir an zu laufen. Nun hast du weiter nichts zu tun als das: du stellst dich hier unten in die Furche, und wenn der Hase in der andern Furche ankommt, so rufst du ihm entgegen: ‚Ich bin schon hier!'"

Damit waren sie beim Acker angekommen. Der Igel wies seiner Frau den Platz an und ging den Acker hinauf. Als er oben ankam, war der Hase schon da. „Kann es losgehen?" fragte der Hase. — „Jawohl", sagte der Igel. — „Dann nur zu!" — Und damit stellte jeder sich in seine Furche. Der Hase zählte: „Auf eins, auf zwei, auf drei!", und los ging er wie ein Sturmwind den Acker hinab. Der Igel aber lief ungefähr drei Schritte, dann duckte er sich nieder in die Furche und blieb ruhig sitzen.

Als der Hase nun in vollem Laufe unten am Acker ankam, rief ihm die Frau des Igels entgegen: „Ich bin schon hier!" Der Hase stutzte und verwunderte sich nicht wenig. Er meinte nicht anders, als es wäre der Igel selbst, der ihm das zurief; denn bekanntlich sieht die Frau des Igels genau so aus wie ihr Mann. Der Hase aber meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu." Er rief: „Nochmal gelaufen, wieder 'rum!", und fort sauste er wieder wie der Sturmwind, daß ihm die Ohren am Kopfe flogen. Die Frau des Igels aber blieb ruhig auf ihrem

Platze. Als nun der Hase oben ankam, rief ihm der Igel entgegen: „Ich bin schon hier!" Der Hase aber, ganz außer sich vor Ärger, schrie: „Nochmal gelaufen, wieder 'rum!" — „Das ist nicht schlimm", antwortete der Igel; „meinetwegen sooft du Lust hast." So lief der Hase noch dreiundsiebzigmal, und der Igel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Hase unten oder oben ankam, sagte der Igel oder seine Frau: „Ich bin schon hier!"

Zum vierundsiebzigsten Male aber kam der Hase nicht mehr bis zum Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er zur Erde. Das Blut floß ihm aus dem Halse, und er blieb tot auf dem Platze. Der Igel aber nahm das gewonnene Goldstück und die Flasche Branntwein, rief seine Frau aus der Furche fort, und beide gingen vergnügt nach Hause. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute. —

So begab es sich, daß auf der Buxtehuder Heide der Igel den Hasen totgelaufen hat. Und seit jener Zeit hat es sich kein Hase wieder einfallen lassen, mit dem Buxtehuder Igel um die Wette zu laufen.

Die Lehre aber aus dieser Geschichte ist erstens: keiner, auch wenn er sich noch so vornehm vorkommt, soll sich beikommen lassen, sich über den geringen Mann lustig zu machen, und wäre es auch bloß ein Igel. Und zweitens: es ist ratsam, daß, wenn einer freit, er sich eine Frau aus seinem Stande nimmt, die geradeso aussieht, wie er selbst. Wer also ein Igel ist, der muß zusehen, daß seine Frau auch ein Igel ist, und so fort.

Nach Wilhelm Schröder hochdeutsch erzählt von Karl Plenzat.

Der Fuchs und die Weintrauben.

An einem Rebstocke, der sich an einer hohen Mauer emporrankte, hingen wundervolle, saftige Trauben. Das sah ein hungriger Fuchs, und gierig machte er sich daran, die Trauben zu erwischen. Ein um das andere Mal sprang er, sprang ganz verzweifelt, so hoch er konnte; ja schließlich versuchte er sogar, die Mauer zu erklettern.

Aber alles umsonst — sie hingen zu hoch.

Da sagte der Fuchs verächtlich: „Die Trauben sind mir viel zu sauer!", machte ein hochmütiges Gesicht — und ging davon.

Äsop.

Herbst.

Da steigt der Herbst frisch von den Bergen nieder.
Und wie er wandert durch den grünen Wald,
gefällt's ihm nicht, daß überall das Laub
dieselbe Farbe hat; er sagt: „Viel hübscher
ist's rot und gelb; das sieht sich lustig an."

So spricht er, und gleich färbt der Wald sich bunt.
Und wie der Herbst drauf durch den Garten geht
und durch den Weinberg, spricht er: „Was ist das?
Der Sommer tat so groß mit seiner Hitze,
und Wein und Obst hat er nicht reif gemacht?

Schon gut, so zeig' ich, daß ich's auch versteh'!"
Und kaum gesagt, so haucht er Wein und Obst
mit seinem Atem an, und — siehe da —
die Äpfel und die Pflaumen und die Trauben,
zusehends reifen sie voll Duft und Saft! —

Drauf kommt der Herbst zur Stadt und sieht die Knaben
in ihrer Schule sitzen voller Fleiß.
Da ruft er ihnen zu: „Grüß' Gott, ihr Buben!
Heut ist Sankt-Michaelis-Tag; da gibt
es lange Ferien. Kommt zu mir aufs Land!

Ich hab' dem Wald sein Laub schön bunt geblasen;
ich hab' dem Apfel rot gefärbt die Backen;
ich will euch klar und blank die Augen wehen,
und eure Backen will ich tüchtig bräunen,
wie sich's für Jungen schickt. Versteht ihr mich?" —

So spricht der Herbst, und jubelnd ziehn die Knaben
auf seinen Ruf durch Berg und Wald und Feld
und kehren heim mit neuer Lust zur Arbeit.

Robert Reinick.

Beim Beerensammeln im Herbst.

Rolla, rolla Beerima,
de Beerima is zuenis cho,
er hät is Beeri gstohle:
's Schüsseli leer und 's Beckili leer,
mer händ gar chei einzig Beeri meh.

(Willaringen.)

*

's Beeremändli isch zue mer cho,
's hät mer alli Beeri gno,
bis auf eis, bis auf zwei, bis uf gar cheis.
Schüsseli leer, 's Beckili leer,
alles zämme leer.

(Herrischried und Rütte.)
Volksgut.

Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
auf weichen grünen Matten;
der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

Ludwig Uhland.

Wiegenlied im Herbst.

Sonne hat sich müd' gelaufen,
spricht: „Nun lass' ich's sein",
geht zu Bett und schließt die Augen
und schläft ruhig ein.
Summ, summ, summ!
Mein Kindchen macht es ebenso;
mein Kindchen ist nicht dumm.

Bäumchen, das noch eben rauschte,
spricht: „Was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen,
schlaf' ich ruhig ein."
Summ, summ, summ!
Mein Kindchen macht es ebenso;
mein Kindchen ist nicht dumm.

Vogel, der im Baum gesungen,
spricht: „Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen,
schlaf' ich ruhig ein."
Summ, summ, summ!
Mein Kindchen macht es ebenso;
mein Kindchen ist nicht dumm.

Häschen spitzt die langen Ohren,
spricht: „Was soll das sein?
Hör' ich keinen Vogel singen,
schlaf' ich ruhig ein."
Summ, summ, summ!
Mein Kindchen macht es ebenso;
mein Kindchen ist nicht dumm.

Jäger höret auf zu blaſen,
ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Seh' ich keinen Haſen laufen,
ſchlaf' ich ruhig ein."
Summ, ſumm, ſumm!
Mein Kindchen macht es ebenſo;
mein Kindchen iſt nicht dumm.

Kommt der Mond und guckt herunter,
ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Kein Jäger lauſcht?
Kein Häschen ſpringt?
Kein Vogel ſingt?
Kein Bäumchen rauſcht?
Kein Sonnenſchein?
Und 's Kind allein
ſollt' wach noch ſein?"
Nein, nein, nein!
Lieb Kindchen macht die Augen zu,
lieb Kindchen ſchläft ſchon ein.

Robert Reinick.

Der Siebenschläfer.

In den alten Zeiten war ganz Deutschland bedeckt mit einem mächtigen Urwald. Darin wohnten Auerochsen, Hirsche, Elche, Rehe, Wölfe, Bären, Adler, Eulen, Tauben und eine ganze Menge kleiner und allerkleinster Tiere. Aber das merkwürdigste von allen Tieren war die Buchelmaus. Sie war kleiner als ein Eichhörnchen, hatte ein silbergraues Wämslein an und große, schwarze Augen. Als der liebe Gott sie erschaffen hatte, sprach er zu ihr: „Geh nun und suche dir einen Platz, wo es ganz still ist, dort sollst du wohnen." Sie war nämlich ein sehr vornehmes Geschöpf und mochte den Lärm nicht leiden.

Also ging sie fort, bis sie zu einer hohlen Buche kam. Da sprach die Buche: „Wenn du mit dieser Höhle vorliebnehmen willst, so kannst du bei mir bleiben." Da setzte sich die Buchelmaus hinein und wartete, bis es ganz dunkel war. Dann ging sie auf die Jagd. Als sie am Morgen heimkam, sprach sie: „Das Leben ist eine schwere Sache; nirgends kann ich den Ort oder die Zeit finden, da es ganz still auf der Erde wäre. Oh, wie tut mir der Lärm so weh!"

„Nennst du das Lärm?" sprach die Buche, „es regnet ja immerzu, die Tiere sitzen ja alle in ihren Höhlen, der Sturm schläft. Bist du denn eine Prinzessin?"

Die arme Buchelmaus sagte nichts; sie horchte nur hinaus in den Regen. Es tropfte von den Bäumen, es klopfte, rieselte und sang in den Regentropfen.

„Du mußt auf das Licht warten, auf die heiße Mittagsstunde, da ist es gewiß ganz still", tröstete sie die Buche.

Und die Kleine wartete. Aber als das heiße Licht kam, begannen die Pflanzen sich zu regen, und die merkwürdige Maus konnte wahrhaftig das Gras wachsen hören. Viele Pflanzen seufzten, rollten sich zusammen und verwelkten, keinen Augenblick war es ganz still auf der Welt. Die Buche vertröstete die Kleine auf den Winter, auf das stumme Eis und den sanften Schnee. Aber der Winter kam, das Eis zog in die Steine und sprengte sie, der Schnee kam und lastete so schwer auf den Bäumen, daß sie stöhnten und zusammenbrachen. Der Hunger trieb die wilden Tiere vor sich her, daß sie schrecklich brüllten.

„Es ist nie und nirgends so still auf der Erde, wie ich es haben

muß", sagte die Maus, und ganz betrübt faltete sie ihre Beinchen, legte das Köpfchen darauf und schlief ein.

Nach sieben Monaten erwachte sie wieder. Da sprach sie zu der hohlen Buche: „Nun habe ich endlich die große Stille gefunden, von der mir der liebe Gott gesprochen hat. Ich werde jetzt jedes Jahr sieben Monate lang schlafen, damit ich das Leben in den übrigen fünf Monaten aushalten kann."

Und so hat es die Maus gehalten bis auf den heutigen Tag. Aber leider gibt es nur noch ganz wenig Buchelmäuse. Die Menschen in ihrem Unverstand machen so vielen schönen Tieren den Garaus.

Elisabeth Walter.

Der Sperling am Fenster.

„Zaig, Chind! Wie het sell Spätzli gsait?
Waisch's nümme recht? Was luegsch mi a?" —
„'s het gsait: ‚I bi der Vogt im Dorf;
i mueß von allem d' Vorles ha.'"

„Und wo der Spöötlig sait: ‚'s isch gnueg!'
Was tuet my Spatz, wo d' Vorles het?" —
„Er list am Bode d' Brösli uf,
sust müeßt er hungerig ins Bett."

„Un wo der Winter d' Felder deckt,
was tuet my Spatz in syner Not?"
„Er pöpperlet am Fenster a
un bettlet um e Stückli Brot. —

Gang, gib em, Muetter! 's friert en sust." —
„Zaig, sag mer zerst, 's pressiert nit so,
wie chunnt's der mit em Spätzli vor?
Mainsch nit, es chönnt aim au so goh?

Chind, wird's d'r wohl, un 's goht d'r guet,
sag nit: ‚i bin e riiche Heer',
un iß nit Brotis alli Tag!
's chönnt anders werde, handumchehr.

Iß nit der chrosplig Ranft vom Brot
un loß de waiche Brosme stoh!
— De hesch's im Bruuch. — Es chunnt e Zyt,
un wenn de's hättsch, wie wärsch so froh!

Ne blaue Möntig währt nit lang,
un d' Wuche het no menggi Stund,
un menggi Wuche lauft durs Dorf,
bis jedem au sy letschti chunnt.

Un was men in sym Früehlig lehrt,
me trait nit schwer un het's emool,
un was men in sym Summer spart,
das chunnt aim in sym Spöötlig wohl.

Chind, denk mer dra, un halt di guet!" —
„O Muetter, lueg! der Spatz will goh!" —
„Se gang er! Leng die Hirse dört
un streu em! Er wird widerchoo!"

Johann Peter Hebel.

Knecht Ruprecht.

Von drauß vom Walde komm' ich her;
ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Allüberall auf den Tannenspitzen
sah ich goldene Lichtlein blitzen,
und droben aus dem Himmelstor
sah mit großen Augen das Christkind hervor,
und wie ich so strolcht' durch den finstern Tann,
da rief's mich mit heller Stimme an.
„Knecht Ruprecht", rief es, „alter Gesell,
hebe die Beine und spute dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
das Himmelstor ist aufgetan,
Alt' und Junge sollen nun
von der Jagd des Lebens einmal ruhn.
Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
denn es soll wieder Weihnachten werden."
Ich sprach: „O lieber Herre Christ,

meine Reise fast zu Ende ist;
ich soll nur noch in diese Stadt,
wo's eitel gute Kinder hat!" —
„Hast denn das Säcklein auch bei dir?"
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier;
denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
essen fromme Kinder gern." —
„Hast denn die Rute auch bei dir?"
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier,
doch für die Kinder nur, die schlechten;
die trifft sie auf den Teil, den rechten."
Christkindlein sprach: „So ist es recht;
so geh mit Gott, mein treuer Knecht!"
Von drauß vom Walde komm' ich her;
ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Nun sprecht, wie ich's hierinnen find'!
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?

Vater:

Die Kinder sind wohl alle gut,
haben nur mitunter was trotzigen Mut.

Ruprecht:

Ei, ei, für trotz'gen Kindermut
ist meine lange Rute gut!
Heißt es bei euch denn nicht mitunter:
Nieder den Kopf und die Hosen herunter?

Vater:

Wie einer sündigt, so wird er gestraft;
die Kinder sind schon alle brav.

Ruprecht:

Stecken sie alle die Nas' auch tüchtig ins Buch,
lesen und schreiben und rechnen genug?

Vater:

Sie lernen mit ihrer kleinen Kraft;
wir hoffen zu Gott, daß es endlich schafft.

Ruprecht:
Beten sie denn nach altem Brauch
im Bett ihr Abendsprüchlein auch?

Vater:
Neulich hört' ich im Kämmerlein
eine kleine Stimme sprechen allein,
und als ich an die Tür getreten,
für alle Lieben hört' ich sie beten.

Ruprecht:
So nehmet denn Christkindleins Gruß,
Kuchen und Äpfel, Äpfel und Nuß;
probiert einmal von seinen Gaben;
morgen sollt ihr was Besseres haben!
Dann kommt mit seinem Kerzenschein
Christkindlein selbst zu euch herein.
Heut hält es noch am Himmel Wacht;
nun schlafet sanft, habt gute Nacht! Theodor Storm.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter;
das hat von unten bis oben halt
nur Nadeln gehabt statt Blätter;
die Nadeln, die haben gestochen,
das Bäumlein, das hat gesprochen:

„Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an;
dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht;
da hatt' es goldne Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

Aber wie es Abend ward,
ging der Jude durch den Wald,
mit großem Sack und großem Bart;
der sieht die goldnen Blätter bald;
er steckt sie ein, geht eilends fort
und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich;
dürft' ich mir wünschen noch etwas,
so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht;
da hatt' es gläserne Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
kein Baum im Walde glitzert so."

Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäume geschwind
und kommt an die glasenen Blätter;
da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh ist's aufgewacht;
da hatt' es grüne Blätter fein,
das Bäumlein lacht
und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch'."

Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß gesprungen;
sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen;
sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer;
es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner noch roter noch gelber.
Hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln!"

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht;
da besieht es sich im Sonnenschein
und lacht und lacht.
Alle Bäume lachen's aus;
das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

Warum hat 's Bäumlein denn gelacht
und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß jedermann es sehen kann;
geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!

Warum denn nicht?
Weil's sticht.

Friedrich Rückert.

Der Schlitten.

Heiligabend war wieder da. Auf dem Tisch stand der Tannenbaum, und daran glänzten so viel Lichter, als hätte der Himmel alle seine Sterne dazu geschenkt.

Im Zimmer waren drei Kinder, Hans, Grete und Wiegenkind. Hans hatte einen Schlitten bekommen, Grete eine Puppe und Wiegenkind ein Paar hübsche kleine Schuhe. Aber daraus machte es sich nichts, weil es noch nicht laufen konnte — und es hatte nur Augen für die leuchtenden Sterne am grünen

Tannenbaum. Grete nahm ihre Puppe und ſtellte ſie auf die Erde und freute ſich, daß ſie tanzen konnte. Derweil beſah Hans ſeinen Schlitten von allen Seiten, von hinten und vorn, von unten und oben, von außen und innen, und als er damit fertig war, ſagte er: „Das iſt gar nicht mein Schlitten.“

„Warum nicht?“ fragte der Vater.

„Dieſer Schlitten iſt innen rot und außen blau, und ich hab’

mir's gewünſcht: von innen blau und von außen rot. Vater, du haſt es ſicher falſch beſtellt!"

„Nein, daß du das vom Vater glauben kannſt!" rief die Mutter; „beſtellt hat er's ſchon recht, Chriſtkindlein wird ſich nur vergriffen haben."

Da meinte Hans, das könnte er doch vom Chriſtkind nicht denken. Wenn er nur den Weg wüßte, ginge er ihm nach und fragte an, wie es ſtünde, und davon ſprach er den ganzen Abend. Aber dann wurden die Kinder ſchläfrig, und die Mutter brachte ſie ins Bett.

„Mutter", fragte da das Büblein und ſchlief beinahe ſchon, „wo kam Chriſtkind in unſer Haus herein?"

„Zur Vordertür und iſt auf die Diele geritten."

„Und wo ging es hinaus?"

„Zur Seitentür."

„Ei, die war ja viel zu niedrig für Pferd und Reitersmann!"

„Iſt abgeſtiegen, Kind."

„Und draußen ſtieg's wieder auf? Wo iſt es dann geblieben?"

„Ritt erſt durch den ſchweigenden Tannenwald,
durch den wunderſchönen Tannenwald,
leuchtend von Schnee und bitter kalt.
Hat zwei ſchwarze Raben gefragt:
‚Sind offen die goldenen Himmelstüren?'
‚Nein', ſo haben die Raben geſagt. —
‚Gut', ſagt Chriſtkindlein, ‚geh' ich ſpazieren.'
Ritt dann übers glitzernde Eis
von dem tiefen, tiefen Erlenſee,
band an ſein Rößlein, wie Schnee ſo weiß,
und ſtieg allein auf Bergeshöh',
glitſchte darauf hinab ins Tal —
und — wart einmal! —
ſteig du, mein Büblein, auf ſchneeige Höh'n,
dann kannſt du unten, tief unten im Tal
Chriſtkindlein auf dich warten ſehn!"

So ſprach die Mutter und löſchte leiſe die Kerze; denn Büblein hatte die Augen zu und ſchlief.

War Büblein wirklich eingeſchlafen? Wir wollen's morgen fragen, ob's wirklich geſchlafen hat oder gewacht. — Aber lauſch einmal! Büblein ſteh auf, leiſe, ganz leiſe, zieht,

husch! Strümpfe und Hosen an, husch! linken und rechten Schuh, zieht lautlos die Jacke an, die warme Winterjacke, setzt seine Pudelmütze auf den Kopf, und eins, zwei! schlüpfen die Hände in die beiden Handschuhe; mit Pelz sind sie gefüttert.

Draußen vor der Tür steht der Frost, der gern die kleinen Kinder beißen möchte; aber Hansel fürchtet nicht den Frost, er macht die Tür auf und lacht ihm ins Gesicht. Dann geht er Christkindlein suchen, und seinen Schlitten zieht er hinter sich her, den Schlitten, innen rot und außen blau. — Hat Büblein das Christkindlein denn gefunden?

Laßt sehen!

Hans wandert durch den wunderschönen Tannenwald. Vor ihm im Schnee sind die Stapfen von zierlichen Pferdehufen: das ist Christkindleins Roß gewesen, und so kann Büblein des rechten Weges nicht verfehlen. Aber bitter kalt ist's doch — macht nichts! Zieht es seine Pudelmütze über die Ohren, und horch! leise, leise singen die Engel im Himmel, und durch die Tannen geht ein sanftes Rauschen.

„Ei, ihr Tannen", sagt Büblein, „habt ihr Zucker zu verkaufen oder Salz?"

„Nein, Wolle", flüstern die Tannen.

„Was? Und ihr steht hier? Dann geht doch in Stadt und Dorf! Sind viele kleine Kinder darin, die haben Löcher in Socken und Strümpfen, die sollt ihr stopfen mit eurer Wolle; die Nadeln habt ihr ja dazu."

Aber die Tannen regen sich nicht vom Fleck. Hans geht weiter, immer weiter durch den tiefen Schnee, und sacht gleitet sein Schlitten hinter ihm her, der Schlitten, außen blau und innen rot. Zuletzt wird Büblein müde und: Ach was, denkt's, laß andere ziehen! setzt sich in den Schlitten und wartet. Da kommen zwei Raben daher, der eine rechter, der andere linker Hand; die singen mit trauriger Stimme:

„Quark, Quark! Uns hungert so stark!
Wer schenkt einen Knochen mit Fleisch und Mark?
Trübe die Zeit, und alles ist Quark."

„Dann kommt morgen vor unser Küchenfenster", sagt Hans, „da sollt ihr einen großen Schinkenknochen haben! Aber jetzt spannt euch flink vor meinen Schlitten, Christkindlein einzuholen!"

Und ſchau, das tun die Raben, ſchlagen mit ihren Flügeln, heben ſich ein wenig vom Boden, und im Sauſen gleitet der Schlitten dahin! Hans hüpft das Herz, hoch oben hüpfen funkelnde Sterne mit, und zu beiden Seiten hüpfen die ernſten Tannen. Sie werden ganz übermütig und bewerfen das Büblein mit blitzendem Kriſtall und köſtlichem Geſtein. Und dann kommen ſie an den weiten Erlenſee; der hat gar keinen Atem mehr, und er liegt in einem großen gläſernen Sarge.

„Hinüber!“ ſagt Hans; aber die Raben meinen: „Nein, Hans, nun ſind wir müde, und für einen Knochen haben wir dich lange genug gezogen. Ade!“

Büblein klagt: „Ach, wie komm' ich nun weiter?“ Aber da packt der Wind den Schlitten und ſchiebt und ſchiebt, und — haſtdunichtgeſehn — geht's im Saus über den glatten Spiegel des Sees, geſchwinder als der Vogel fliegt, und bald ſind ſie am andern Ufer.

„Weiter, Wind, weiter!“ ruft Hans; „nun ſchiebe mich auch den großen Berg hinauf!“

„Nein, Hans“, ſagt der Wind, „ich bin ganz außer Atem, und der Berg iſt mir zu ſteil. Ade!“

Was ſoll Büblein nun machen? Aber ſchau, dort am Ufer ſteht Chriſtkindleins Pferd! Das iſt nicht größer als ein Pony, ſo weiß wie Schnee und ſo klug wie ein Pudel. Das hat Langeweile, und ſo ſpannt's der Hans vor ſeinen Schlitten, innen rot und außen blau, und im Trab zieht es ihn den Berg hinauf und keucht nicht einmal.

Nun ſind ſie oben und halten ſtill, und den Sternen ſind ſie ſo nahe, daß ſie ein Schock davon greifen und in die Taſche ſtecken könnten. Ringsumher liegt die blitzende Welt und leuchtet ſo weiß, als wäre ſie aus eitel Zucker gemacht. Aber aus dem Tal grüßt der helle Mond herauf. Aber nein, das iſt gar nicht der helle Mond, das iſt Chriſtkindlein ſelbſt, das ſchreitet langſam dahin! Da heißt Büblein das ſchneeweiße Roß dort oben warten und gibt dem Schlitten einen Ruck; denn abwärts geht es von ſelber. Iſt das ſchön, zu fahren ohne Roß und doch ſchneller als mit dem Roß! „Halt, Hans!“ ſagt rechts ein Fels — „halt!“ ein Eisblock links — „halt!“ ſagt rechts eine Schlucht und links ein krüppeliger Kiefernwald. Aber Büblein kommt immer hindurch und vorbei. Und immer ſchneller wird die Fahrt, ſchneller als der Wind und ſchneller

als der Blitz. O Gott, wie wird das enden? Schon ſind wir Chriſtkindlein auf den Ferſen, und das ſchreitet unbekümmert dahin.

„Chriſtkindlein, hilf!“ ruft Hans da in höchſter Not, und ſieh, da wendet's ſich, ſtreckt ganz leicht die Hand aus, und brr! da hält der Schlitten mit einem Male!

„Das war aber auch die höchſte Zeit“, ruft Hans; „noch einen Augenblick, und ich hätte dich überfahren!“

Da lächelt Chriſtkind und ſagt: „Ja, Hans, was wollteſt du denn eigentlich?“

„Fragen wollt' ich: Hat Vater einen Schlitten bei dir beſtellt, innen blau und außen rot?“

„Das hat ſeine Richtigkeit.“

„Gar nicht“, ſagt Hans; „du haſt mir heute abend einen gebracht, der iſt innen rot und außen blau. Hier, ſieh nur ſelbſt!“

Da lächelt das Chriſtkind noch einmal ganz gütig und mild und ſpricht: „Aber, Hans, wo haſt du denn deine Augen?“ Und — o Wunder! — da iſt der Schlitten wirklich außen rot und innen blau und der Hans weiß gar nicht mehr, was er ſagen ſoll als bloß zuletzt: „Ich dummer Junge, wie komm' ich nun wieder nach Hauſe?“

„Ja“, ſagt Chriſtkind, „mein Pferd, das brauch' ich ſelber. Aber wart einmal; da hab' ich in meiner Taſche noch zwei wunderſchöne Träume, die ſpann' ich vor deinen Schlitten, ſieh ſo! und nun wird's ſchon gehen!“

Und ſchau, die beiden wunderſchönen Träume entfalten ſacht die dunkelbraunen Flügel und fahren Büblein wieder heim!

Ach, wird's da ſo wohlig müde, und in der Ferne hört es Chriſtkindleins Stimme, leiſe, ſo leiſe: „Fahr wohl, kleiner Knabe, fahr wohl!“ Dann geht es ſanft zurück über Berg und Tal, über den weiten See und durch den ſchweigenden Tannenwald. Und als es Morgen iſt, liegt Büblein wieder in ſeinem weichen Bett und weiß nicht wie.

„Mutter, Mutter“, ruft es und reibt ſich die Augen, „zeig mir raſch einmal meinen Schlitten!“

Und als Büblein ihn beſieht — nein, das ſind aber Geſchichten! — da iſt er wiederum innen rot und außen blau.

Georg Rufeler.

Die Mutter am Christabend.

Er schlooft, er schlooft! Do lyt er, wie ne Groof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Liib un Lebe verwach mer nit!
Gott git's de Siinen im Schloof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Dy Muetter goht mit stillem Tritt,
si goht mit zartem Muettersinn
un holt e Baum im Chämmerli dinn.

Was henk i der denn dra?
Ne schöne Lebkuechemaa,
ne Gitzeli, ne Nummeli
un Blüemli wiiß un rot un gel,
alles vo süeßem Zuckermehl.

's isch gnueg, du Muetterherz!
Viil Süeß macht numme Schmerz.
Gib's sparsem, wie der liebi Gott,
er helset nit alli Tag Zuckerbrot.

Jetz Rümmechrüüsliger her,
die allerschönste, wo 'n i ha!
's isch nummen au kai Möseli dra.
Wer het si schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Öpfel lacht,
un isch der Zuckerbeck e Maa,
se mach er so ain, wenn er cha!
Der lieb Gott het en gmacht.

Was han i echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß un rot,
un das ais vo de schöne.
O Chind, vor bittre Träne
biwahr die Gott, biwahr di Gott!

Un was isch meh do inn?
'ne Büechli, Chind! 's isch au no dii.
I leg der schöni Helgli drii,
un schöni Gibettli sinn selber drin.

Jetz chönnt i, trau i, goh;
es fehlt nüt meh zuem Guete —
Potz tausig, no ne Ruete!
Do isch si scho, do isch si scho!

's cha sii, sie freut di nit;
's cha sii, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, se 'n isch's der gsund;
de muesch nit, wenn d' nit witt.

Un witt's nit anderst ha,
in Gottis Namme seig es drum!
Doch Muetterliebi isch zart un frumm:
sie windet roti Bendeli drii
un macht e Letschli dra.

Jetz wär er usstaffiert
un wie ne Maibaum ziert,
un wenn bis früeih der Tag verwacht,
het's Wiehnechtchindli alles gmacht.

De nimmsch's un dankſch mer's nit;
drum waisch nit, wer der's git.
Doch macht's der nummen e frohe Muet,
un schmeckt's der numme, se 'n isch's scho guet.

Jetz b'hüet di Gott der Heer!
En andri Chehri mehr!
Der Hailig Christ isch hinecht choo,
het Chindes Flaisch un Bluet agnoh.
Wärsch au so brav wie er!

Johann Peter Hebel.

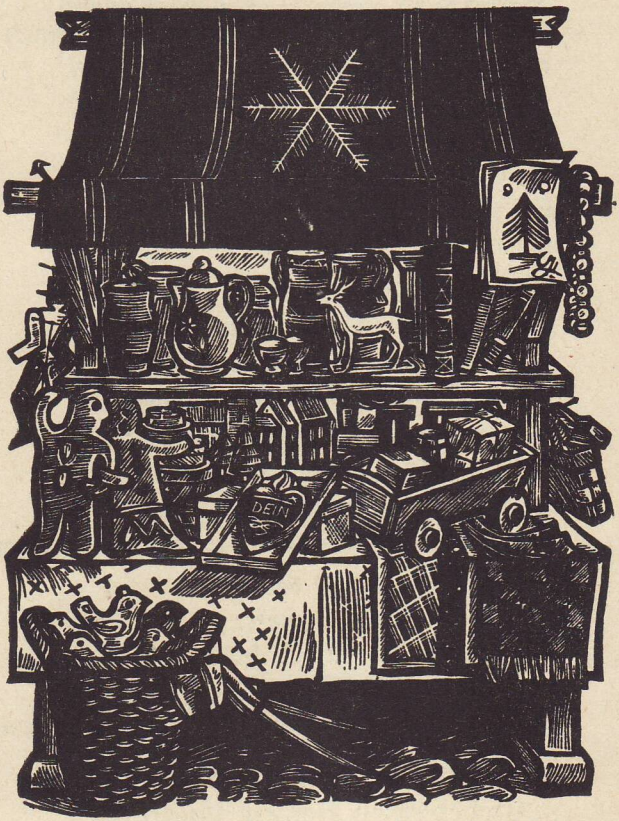
Gebet eines kleinen Knaben an den Heiligen Christ.

Du lieber heil'ger frommer Christ,
der für uns Kinder kommen ist,
damit wir sollen weiß und rein
und rechte Kinder Gottes sein!

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
in unser dunkles Erdenland,
du Himmelskind und Himmelsschein,
damit wir sollen himmlisch sein!

Du lieber heil'ger frommer Christ,
weil heute dein Geburtstag ist,
drum ist auf Erden weit und breit
bei allen Kindern frohe Zeit!

Ernst Moritz Arndt (gekürzt).



Neujahrswunsch.

Ein neues Jahr voll Sonnenschein,
voll Äpfel, Birnen, Korn und Wein!
Und allen viel Arbeit und frohe Zeit
und dem Garten ein neues grünes Kleid.
Ein neues Weihnachten auch dabei,
mein Spielzeug ist heute schon entzwei.

Karl Ferdinands.

Daheim und draußen.

Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein;
drum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offne Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn,
in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Gesundheit allermeist,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
die Fenster und Pforten woll' er weihn,
daß nichts Unseligs komm' herein,
und daß aus dieser neuen Tür
bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Ludwig Uhland.

Die beiden Pflüge.

In einer Scheune lag versteckt
ein Pflug, schon ganz mit Rost bedeckt;
er lag vergessen und unbeacht'
und sah mit Neid und stillem Gram,
wenn blank und glänzend alle Nacht
sein Bruder von dem Felde kam.
Da fragt' er einst mit trübem Sinn:
„Wie kommt's, daß ich so rostig bin,
indes du glänzest voll von Pracht?
Wir sind aus gleichem Stoff gemacht." —
„Sieh, lieber Freund", versetzte der,
„mein Glanz kommt von der Arbeit her!"

Ignaz von Castelli.

Bauernspruch.

Wer stets in Treuen schafft sein' Sach',
darf stolz sein auf sein Tor und Dach.
Es sitzt kein Fürst so hoch im Land,
er nährt sich durch des Bauern Hand.

Alfred Huggenberger.

Sprichwort.

Das beste Wappen in der Welt,
das ist der Pflug im Ackerfeld.

Volksgut.

Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;

grabt nur danach!" — „An welchem Platz?"
ſchrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur —!" O weh, da ſtarb der Mann!

Kaum war der Alte beigeſchafft,
ſo grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karſt und Spaten ward
der Weinberg um und um geſcharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb,
man warf die Erde gar durchs Sieb
und zog die Harken kreuz und quer
nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verſpürt,
und jeder hielt ſich angeführt.

Doch kaum erſchien das nächſte Jahr,
ſo nahm man mit Erſtaunen wahr,
daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erſt die Söhne klug
und gruben nun jahrein, jahraus
des Schatzes immer mehr heraus.

Gottfried Auguſt Bürger.

Sparſamkeit iſt nicht Geiz.

Zwei Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen von Ort zu Ort, um milde Gaben einzuſammeln. Da kamen ſie zu einem großen Bauernhofe, wo der Bauer eben vor der Tür ſtand. Er verwies es einem Knechte ernſtlich, daß er die Stricke, woran die Ochſen geſpannt geweſen waren, über Nacht im Regen gelaſſen habe und die Sachen nicht beſſer verwahre. Da ſie dies von weitem hörten, ſagte einer zum andern: „O weh, dieſer Mann iſt geizig, da wird's nicht viel geben!"

Als ſie näher kamen, wurden ſie von dem Bauern ganz freundlich empfangen und ins Haus geführt. Sie erzählten ihm nun ihr Unglück. Der Bauer ließ ihnen zu eſſen geben; dann ſchenkte er ihnen ein ſchönes Stück Geld und verſprach, noch zwei Scheffel Saatkorn in das verunglückte Dorf zu ſchicken.

Die Männer wunderten ſich ſehr über ſeine Wohltätigkeit. Sie geſtanden während des Eſſens freimütig, daß ſie ihn anfangs für geizig gehalten hätten, weil er dem Knechte wegen einer ſolchen Kleinigkeit einen ſo harten Verweis gegeben habe.

„Liebe Freunde", antwortete der Bauer, „eben deswegen, weil ich ſparſam bin, bleibt mir ſo viel übrig, daß ich Notleidenden helfen kann." Ägidius Jaïs.

Beſſere beizeiten!

„Hört", ſagte der Chriſtoph zu ſeinem Herrn, „auf unſerm Dache fehlt ein Ziegel; laßt einen nachſtecken!" Aber der nachläſſige Hausherr ſagte: „Ach was, ein Ziegel mehr oder weniger, das ſchadet nichts!"

Mit der Zeit aber kam der Wind, kroch durch das Loch im Dach und hob auch noch andere Ziegel aus. Dann kamen Regen und Schnee zum Dach herein und legten ſich auf den Boden, daß die Balken faulten. Endlich mußte der Zimmermann kommen, denn das Haus war baufällig geworden.

„Es iſt ſchlimm", ſagte der Zimmermann; „für weniger als dreihundert Mark kann ich Euch die Sache nicht wiederherſtellen. Vor ein paar Jahren freilich, als nur der eine Ziegel fehlte, wär's mit einigen Groſchen abgemacht geweſen."

Verfaſſer unbekannt.

Was Großmutter oft ſagt.

Ein frohes Herz, geſundes Blut
iſt beſſer als viel Geld und Gut.

*

Wer den Pfennig nicht ehrt,
iſt des Talers nicht wert.

*

Borgen macht Sorgen.

*

Lügen haben kurze Beine.

*

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
und wenn er auch die Wahrheit ſpricht.

*

Wer beginnt mit Lügen,
endet mit Betrügen.

*

Beſſer arm in Ehren als reich in Schanden.

*

Unrecht Gut gedeihet nicht.

*

Halte Ordnung, liebe ſie,
Ordnung ſpart dir Zeit und Müh'!

Volksmund.

Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters miteinander uneins wurden. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zunutze zu machen, um die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, der dieses Bündel Stäbe entzweibricht, zahle ich hundert große Taler bar."

Einer nach dem andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem vergeblichem Bemühen: „Es ist gar nicht möglich."

„Und doch", sagte der Vater, „ist nichts leichter." Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei", riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!"

Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. Solange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

Das Haus, die Stadt, das ganze Land
besteht nur durch der Eintracht Band.

Christoph von Schmid.

Sprichwörter.

Einigkeit macht stark.

*

Friede ernährt,
Unfriede verzehrt.

*

Einigkeit, ein starkes Band,
hält zusammen Leut' und Land.

*

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte.

*

Vergleichen und Vertragen
ist besser als Zanken und Klagen.

Volksgut.

Die beiden Fuhrleute.

Zwei Fuhrleute begegneten ſich mit ihren Wagen in einem Hohlwege und konnten einander nicht gut ausweichen. „Fahre mir aus dem Wege!“ rief der eine. „Ei, ſo fahre du mir aus dem Wege!“ rief der andere. „Ich will nicht!“ ſagte der eine. „Ich brauche es nicht!“ ſagte der andere. Weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zank und zu Scheltworten.

„Höre, du“, ſagte endlich der erſte, „jetzt frage ich dich zum letztenmal: Willſt du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Tuſt du es nicht, ſo mache ich es mit dir, wie ich es heute ſchon mit einem gemacht habe!“ Das ſchien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. „Nun“, ſagte er, „ſo hilf mir wenigſtens deinen Wagen ein wenig beiſeiteſchieben; ich habe ja ſonſt nicht Platz, um mit dem meinigen auszuweichen!“ Das ließ ſich der erſte gefallen, und in wenigen Minuten war die Urſache des Streites beſeitigt.

Ehe ſie ſchieden, faßte ſich der, der aus dem Wege gefahren war, noch einmal ein Herz und ſagte zum andern: „Höre, du drohteſt doch, du wollteſt es mit mir machen, wie du es heute ſchon mit einem gemacht hätteſt! Sage mir doch, wie haſt du es mit dem gemacht?“

„Ja, denke dir“, ſagte der andere, „der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da — fuhr ich ihm aus dem Wege!“

Johann Peter Hebel.

Das Mittageſſen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie ſchwer und unmöglich es ſei, mit manchen Menſchen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr ſein. Indeſſen ſind viele von ſolchen Menſchen nicht ſchlimm, ſondern nur wunderlich, und wenn man ſie immer nur recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigenſinnig und nie zu nachgebend, ſo wäre mancher wohl und leicht zur Beſinnung zu bringen. Das iſt doch einem Bedienten mit ſeinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unſchuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr ſehr verdrießlich nach

Haufe und fetzte fich zum Mittageffen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüffel mit dem, was darinnen war, und warf fie durch das offene Fenfter in den Hof hinab. Was tat der Diener? Kurz befonnen warf er das Fleifch, das er eben auf den Tifch ftellen wollte, mir nichts, dir nichts der Suppe nach auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tifchtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was foll das fein?“ fragte der Herr und fuhr mit drohendem Zorn von dem Seffel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe! Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe fpeifen. Die Luft ift fo heiter, der Himmel fo blau, und fehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!“ — Diesmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer! Der Herr erkannte feinen Fehler, heiterte fich im Anblick des fchönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den fchnellen Einfall feines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Johann Peter Hebel.

Vom Wolf und Lämmlein.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen ohngefähr beide an einen Bach, zu trinken, der Wolf trank oben am Bach, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr ward, lief er zu ihm und fprach: „Warum trübft du mir das Waffer, daß ich nicht trinken kann?“ Das Lämmlein antwortet: „Wie kann ich dir 's Waffer trüben? Trinkft du doch über mir und möchteft es mir wohl trüben!“ Der Wolf fprach: „Wie, fluchft du mir noch dazu?“ Das Lämmlein antwortet: „Ich fluche dir nicht.“ Der Wolf fprach: „Ja, dein Vater tat mir vor fechs Monden auch ein folches; du willft es genau fo machen.“ Das Lämmlein antwortet: „Bin ich doch dazumal nicht geboren gewefen; weshalb foll ich für meinen Vater entgelten?“ Der Wolf fprach: „So haft du mir aber meine Wiefen und Äcker abgenagt und verdorben.“ Das Lämmlein antwortet: „Wie ift das möglich? Hab' ich doch

noch keine Zähne!“ — „Ei“, ſprach der Wolf, „und wenn du gleich viel ausreden und ſchwätzen kannſt, ſo will ich dennoch heute nicht hungrig bleiben“, und würgte alſo das unſchuldige Lämmlein und fraß es. Martin Luther.

Seltſamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf ſeinem Eſel nach Haus und läßt ſeinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und ſagt: „Das iſt nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen! Ihr habt ſtärkere Glieder.“ Da ſtieg der Vater vom Eſel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und ſagt: „Das iſt nicht recht, Burſche, daß du reiteſt und läſſeſt deinen Vater zu Fuß gehen! Du haſt jüngere Beine.“ Da ſaßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und ſagt: „Was iſt das für ein Unverſtand, zwei Kerle auf einem ſchwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da ſtiegen beide ab und gingen ſelbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und der Sohn und in der Mitte der Eſel. Kommt ein vierter Wandersmann und ſagt: „Ihr ſeid drei wunderliche Geſellen. Iſt's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Eſel die vorderen Beine zuſammen, und der Sohn band ihm die hinteren Beine zuſammen, zogen einen ſtarken Baumpfahl durch, der an der Straße ſtand, und trugen den Eſel auf der Achſel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten recht machen will. Johann Peter Hebel.

Der alte Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein ſteinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tiſch ſaß und den Löffel kaum halten konnte, ſchüttete er Suppe auf das Tiſchtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und deſſen Frau ekelten ſich davor, und deswegen mußte ſich der alte

Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke ſetzen, und ſie gaben ihm ſein Eſſen in ein irdenes Schüſſelchen und noch dazu nicht einmal ſatt; da ſah er betrübt nach dem Tiſch, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten ſeine zittrigen Hände das Schüſſelchen nicht feſthalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau ſchalt, er aber ſagte nichts und ſeufzte nur. Da kaufte ſie ihm ein hölzernes Schüſſelchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun eſſen. Wie ſie da ſo ſitzen, ſo trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zuſammen. „Was machſt du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein“, antwortete das Kind, „daraus ſollen Vater und Mutter eſſen, wenn ich groß bin.“ Da ſahen ſich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten allſofort den alten Großvater an den Tiſch und ließen ihn von nun an immer miteſſen, ſagten auch nichts, wenn er ein wenig verſchüttete. Brüder Grimm.

Aus meinem Elternhauſe.

Ich hatte ſieben Geſchwiſter. Daß wir acht Kinder unſern Eltern manchmal den Kopf an die Erde drückten, iſt wohl nicht ſchwer zu begreifen. Und wunderlich genug mußten ſie es manchmal anfangen, um redlich und recht von einem Tage zum andern zu kommen. Unſere Mutter war eine gar eigene Frau und wäre lieber verhungert, als daß ſie etwa bei ihrem Bruder um etwas angehalten hätte. Und unſer Vater war genau ſo. Lieber verſagte er ſich das Letzte, als daß er etwas angenommen hätte, was nicht verdient war. So weiß ich, daß er gern rauchte, ſich aber nur am Sonntag und äußerſt ſelten mal zur Feierabendſtunde einen Kopf voll gönnte. Einmal ſuchte er die letzten Pfennige im Schranke zuſammen, um ſich wieder ein kleines Paket Tabak zu kaufen. Unwillkürlich ſeufzte unſere Mutter darüber auf, während ſich in ihrem Geſichte Falten bildeten. Der Vater ruckte und zuckte zuſammen, ſah eine Minute lang ſtill ſeine Pfeife an, ſchlenkerte ſie dann um die Hand und ſagte: „Kathrinſophie, du haſt recht, und du ſollſt mich von heute an nicht mehr rauchen ſehen.“ Und ſeine Stimme klang ſo heiter, ſein Geſicht war ſo ſtrahlend, als wenn er wunder was für 'ne

Freude hätte. Das fiel der Mutter denn doch schwer aufs Herz, und es wurden ihr die Augen naß.

„Nein, Hanfrieder, was mußt du von mir denken! Ich gönne dir wahrlich von Herzen gern deine Pfeife", sagte sie mit halberstickter Stimme und eilte selbst nach dem Schranke, um das Geld zusammenzusuchen. Da aber lief unser Vater ganz vergnügt hinaus und brachte seine Pfeife ganz oben auf den Hahnenbalken. Und ich habe ihn von dem Tage an nie wieder rauchen sehen. — Unsere Mutter trank gern ein Täßchen Kaffee; aber seitdem der Vater seine Pfeife auf den Hahnenbalken gebracht hatte, schmeckte er ihr nicht mehr so gut; sie kaufte auch nie mehr als ein Viertel zu 14 Pfennig, und das mußte auf lange Zeit reichen.

Gegen Weihnachten schlachteten wir gewöhnlich ein Schwein und machten ein würziges Rauchfleisch davon. Und das wußte unsere Mutter so einzuteilen, daß sie wohl jeden Sonntag im Jahre ein Stück in den Topf stecken konnte. Dabei war sie immer guten Mutes, und oft hörte ich sie sagen: „Mit vielem hält man haus, mit wenigem kommt man auch aus."

Wurde uns das Brot zu knapp, so hielten wir uns, ohne saure Mienen zu ziehen, an die Kartoffeln; waren die aber mal nicht gut geraten, was immer das schlimmste war, so mußten wir uns mit Bohnen, Linsen, Erbsen, Wurzeln und Steckrüben begnügen.

Da sich die Steckrüben im feuchten Keller nicht lange zu halten pflegten, wurden sie in den Vorwinterabenden in dünne Scheiben geschnitten, in der Pfanne geröstet, dann in Beutel getan und unter den Stubenbalken gehängt. Besonders geschah das wegen der mit uns hausenden und mit uns schmausenden Mäusesippschaft. Die Racker hätten's ja anderswo weit besser haben können; allein es schien ihnen nirgends so gut zu gefallen wie bei uns in der Lindenhütte. Wenn sie nur nicht jeden kargen Bissen hätten mit uns teilen wollen! Was mich anbetrifft, so wünschte ich freilich aufs lebhafteste, daß die graue Gesellschaft die Steckrübenschnitzel alle miteinander über die Seite schaffen möchte; denn das Steckrübenmahl war mir ganz und gar zuwider. Aber unerbittlich hielten die Eltern darauf, daß ich meinen Widerwillen bezwang; manchmal half mir der Vater sogar mit seinem Leibriemen nach. „Wenn du mal zu fremden Leuten kommst", hieß es,

„wird man dich nicht erſt fragen, ob du ein Eſſen gern oder ungern haſt. Da muß man daran gewöhnt ſein, rauh und ſchlicht zu genießen."

Der Steckrübentag, der gegen Ausgang des Winters ſowie das ganze Frühjahr hindurch mindeſtens einmal in der Woche wiederkehrte, war einer der ſchlimmſten Tage meiner Kindheit, ſo wunderlich es auch zu ſagen iſt.

Rauh und ſchlicht war unſere Lebensweiſe in der Lindenhütte, und darin bin ich geſtählt worden für die harte Not des Lebens.

Heinrich Sohnrey.

Sprichwörter.

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
dem bleiben die Füße unbedeckt.

*

Was man nicht braucht,
iſt um einen Pfennig zu teuer.

*

Wo die Arbeit zieht ins Haus,
läuft die Armut bald hinaus.

*

Fleiß bringt Brot,
Faulheit Not.

Volksmund.

Das Gegengeſchenk.

Ein großer Herr hatte ſich einmal im Walde verirrt und kam bei der Nacht an die Hütte eines armen Köhlers. Der war aber ſelbſt über Land, und die Frau kannte den gnädigen Herrn nicht. Doch nahm ſie ihn wohl auf, ſagte ihm aber gleich im voraus, daß es um die Bewirtung ſchlecht ausſehe, denn ſie hätte nichts als Erdäpfel und ſelber kein Bett; er müßte alſo auf dem Heuſchober ſchlafen. Weil aber der Herr hungrig und müde war, ſchmeckten ihm die Erdäpfel wie Eidotter, und auf ſeinem Daunenbette hatte er noch ſelten beſſer geſchlafen als hier auf dem Heu. Das rühmte er auch

am Morgen, als er seinen Heimgang antrat und der Frau zum Abschied ein Goldstück reichte. Weil aber der Herr sagte, das sollte sie zum Andenken haben, hielt sie es für eine Denkmünze und bedauerte nur, daß sie kein Loch daran sah; denn so konnte sie es nicht am Halse tragen. Als nun der Köhler nach Hause kam, erzählte ihm die Frau von dem vornehmen Gast, der ihr die Denkmünze geschenkt hätte. Da merkte er gleich an der Beschreibung und kostbaren Gabe, daß es der Fürst des Landes gewesen war, und freute sich, daß ihm seine Erdäpfel wie Eidotter geschmeckt hätten. „Es ist aber auch wahr", sagte er, „bessere Erdäpfel müssen auf der Welt nicht wachsen als hier in dem sandigen Waldboden. Aber es ist doch zuviel, was der Herr dir gegeben hat für eine Nacht auf dem Heu und eine Schüssel Erdäpfel: ich will ihm noch ein Körbchen voll bringen, weil sie ihm so gut geschmeckt haben." Sogleich machte er sich auf mit einem Simmerischen Malter und kam nach dem Schlosse und begehrte Einlaß. Die Schildwachen und die betreßten Diener wollten ihn abweisen; er kehrte sich aber nicht daran und sagte, sie sollten ihn nur melden, er begehre ja nichts, und wer bringe, sei überall willkommen. So kam er in den Empfangssaal und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt neulich bei meiner Frau das harte Heulager und eine Schüssel Erdäpfel mit einem Dukaten bezahlt. Das war zuviel, wenn Ihr gleich ein großer Herr seid. Darum bringe ich Euch noch ein Körbchen nach von den Erdäpfeln, die Euch wie Eidotter geschmeckt haben: laßt sie Euch wohl bekommen, und wenn Ihr wieder bei uns einkehrt, stehen Euch noch mehr zu Diensten!" Da gefiel dem Fürsten die Einfalt des Mannes, und weil er gerade bei guter Laune war, schenkte er dem Köhler einen Hof mit dreißig Morgen Land.

Der arme Köhler hatte aber noch einen reichen Bruder, der neidisch und habsüchtig war. Als er von dem Glücke hörte, das dem Köhler widerfahren war, dachte er: Das könnte dir auch blühen. Ich hab' ein Pferd, das dem Fürsten gefällt; es war ihm aber doch zuviel, als ich sechzig Dukaten dafür begehren ließ. Jetzt geh' ich hin und schenk' es ihm. Hat er dem Hans einen Hof mit dreißig Morgen Land für ein Körbchen Erdäpfel geschenkt, so wird mir wohl noch etwas Besseres zuteil werden. Da nahm er sein Pferd aus dem Stall und führte es vor das fürstliche Schloß, ließ den Knecht damit

halten und schlug sich geradeswegs durch die Diener und Wachen in das Empfangszimmer. „Fürstliche Gnaden", sagte er, „ich höre, daß Euch mein Pferd in die Augen gestochen hat; für Geld hab' ich es nicht lassen wollen; aber habt die Gnade und nehmt es zum Geschenk von mir an! Es steht draußen vor dem Schloß und ist ein so stattliches Tier, wie Ihr keins in Euerm Marstall habt." Der Fürst merkte gleich, wo der Has' hüpfte, und dachte bei sich: Wart, Gaudieb, dich will ich bezahlen! „Ich nehme Euer Geschenk an", sagte er, „wenn ich gleich nicht weiß, was ich Euch dagegengeben soll. Aber wartet, da ist ein Körbchen Erdäpfel, die wie Eidotter schmecken! Sie kosten mich einen Hof mit dreißig Morgen Land; damit ist Euer Pferd reichlich bezahlt; ich konnte es ja für sechzig Dukaten haben." Damit reichte er dem Halfen* das Körbchen mit Erdäpfeln und entließ ihn in Gnaden. Sein Pferd aber ward in den fürstlichen Marstall geführt.

Paul Zaunert.

Legende vom Hufeisen.

Als noch, verkannt und sehr gering,
unser Herr auf der Erde ging
und viele Jünger sich zu ihm fanden,
die sehr selten sein Wort verstanden,
liebt' er es gar über die Maßen,
seinen Hof zu halten auf der Straßen,
weil unter des Himmels Angesicht
man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
aus seinem heiligen Munde hören;
besonders durch Gleichnis und Exempel
macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh'
mit ihnen einst einem Städtchen zu,
sah etwas blinken auf der Straß',
das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"

* Halfen = Halbbauern.

Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
er hatte soeben im Gehen geträumt,
so was vom Regiment der Welt,
was einem jeden wohlgefällt;
denn im Kopf hat das keine Schranken;
das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
hätte müssen Kron' und Zepter sein;
aber wie sollt' er seinen Rücken
nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
und tut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr nach seiner Langmut drauf
hebt selber das Hufeisen auf
und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
geht er vor eines Schmiedes Tür,
nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
kauft ihrer so wenig oder so viel,
als man für einen Dreier geben will,
die er sodann nach seiner Art
ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Tor hinaus,
durch Wies' und Felder ohne Haus;
auch war der Weg von Bäumen bloß;
die Sonne schien, die Hitz' war groß,
so daß man viel an solcher Stätt'
für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
läßt unversehens eine Kirsche fallen.

Sankt Peter war gleich dahinterher,
als wenn es ein goldner Apfel wär';
das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
gar viel mal nach den Kirschen bücken.

Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
sich um geringere Mühe macht."

Johann Wolfgang von Goethe.

Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und das große gehörte einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich übernachten. Der Reiche, als er an seine Tür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen; meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Tür klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht Euch anderswo ein Unterkommen!" Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir", sagte er; „es ist schon finster, und heute könnt Ihr doch nicht weiterkommen!" Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorliebnehmen. Sie hätten nicht viel; aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu

hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und ihm schmeckte die schlechte Kost gut; denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Nachdem sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde!" — „Von Herzen gern", antwortete er; „ich will's ihm anbieten", ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen; aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf der Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Tür stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen!" Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst noch wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solange wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" — „O ja", sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten kann, so wär' mir's wohl lieb!" Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter. — Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues, reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern abend stand noch die alte, elende Hütte, und heute steht da ein schönes, neues Haus. Lauf hinüber und höre, wie das gekommen ist!" Die Frau ging und fragte den Armen aus. Er erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu und zuletzt noch statt unserer alten Hütte ein

schönes, neues Haus." Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen; hätte ich das nur gewußt! Der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewiesen." — „Eil dich", sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen!"

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferde davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möcht's nicht übelnehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden; er hätte den Schlüssel zur Haustür gesucht, derweil wäre er weggegangen. Wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja", sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun." Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfte wie sein Nachbar. Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte, er wolle sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit heim, und drei Wünsche, die du tust, die sollen in Erfüllung gehen!"

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese!" Aber das Pferd machte aufs neue Männchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief ganz ungeduldig: „So wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!" Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plumps! fiel er auf die Erde, und das Pferd lag tot und regte sich nicht mehr; damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß gehen. Du hast noch zwei Wünsche übrig, dachte er und tröstete sich damit. — Wie er nun langsam durch den Sand dahinging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zumute; der Sattel drückte ihn auf dem Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir

auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche", sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus; ich will's aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr zu wünschen übrigbleibt." Dann seufzte er und sprach: „Ja, wenn ich der bayrische Bauer wäre, der auch drei Wünsche frei hatte! Der wußte sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier und zweitens so viel Bier, wie er trinken könnte, und drittens noch ein Faß Bier dazu." Manchmal meinte er, jetzt hätte er es gefunden, aber hernach schien's ihm doch noch zu wenig. Da kam ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut hätte; die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sich's wohlschmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht hinunter, statt daß ich ihn da auf meinem Rücken schleppe!" Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß; er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht hinunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen!" Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze! Du hast mich daraufgewünscht, du mußt mir auch wieder hinunterhelfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel ledig wäre und hinuntersteigen könnte, und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

Brüder Grimm.

Muttersorgen.

Mütterlein, lieb Mütterlein,
wie mußt du doch immerfort fleißig sein!
Wenn wir noch schlafen, am frühesten Morgen,
mußt du dich schon plagen, mußt du dich schon sorgen,

daß wir auch beizeiten den Kaffee kriegen,
daß wir nicht zu lang' in den Federn liegen,
daß wir nicht etwa die Schule verpassen,
auch Frühstücksbrot haben, nichts liegenlassen.

Dann mußt du fegen und putzen und klopfen,
mußt scheuern und flicken und bürsten und stopfen.
Die Wäsche darfst du auch nicht vergessen
und die Blumen, den Vogel, das Mittagessen.

So geht es immer, tagaus, tagein,
oft bis in die späte Nacht hinein;
so geht es weiter, jahrein, jahraus. —
Sag, Mutter, wann ruhst du dich endlich aus?

Artur Schoke.

Wiegenlied.

Vor der Türe schläft der Baum,
durch den Garten zieht ein Traum.
Langsam schwimmt der Mondeskahn,
und im Schlafe kräht der Hahn.
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Schlaf, mein Wulff! In später Stund'
küss' ich deinen roten Mund.
Streck dein kleines dickes Bein,
steht noch nicht auf Weg und Stein!
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Schlaf, mein Wulff! Es kommt die Zeit,
Regen rauscht, es stürmt und schneit.
Lebst in atemloser Hast,
hättest gerne Schlaf und Rast.
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Vor der Türe schläft der Baum,
durch den Garten zieht ein Traum.
Langsam schwimmt der Mondeskahn,
und im Schlafe kräht der Hahn.
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Detlev von Liliencron.

Wiegenliedchen.

Hute, hate Wiegestoß —
ander Johr isch's Büeble groß. (Harpolingen.)

*

Chindli, Chindli, schlof,
uf de Mattä weidä d' Schof:
e wißes un e schwarzes,
's wiß isch di un 's schwarz isch mi,
und wenn 's Chindli schloft,
sind alle beidi zamma si.
(Hänner, Bergalingen, Binzgen, Brunnadern usw.)

*

Schlof, schlof, mein liebes Kindchen,
Schlof, schlof, mein liebes Kind!
Im Höfchen gauzt noch 's Hündchen,
dieweil ich bei dir bin.
Die Hinkele, die Gockele,
die schlof'n, ich muß schockele.
Die Wullewullegänselcher
sind ruhig mit de Schwänzelcher.
Schlof aach, mein liebes Kind,
dieweil ich bei dir bin! (Aus der Pfalz.)
Volksgut.

Das Schwesterchen.

Nun bin ich grad so groß wie du*,
mein allerliebstes Schätzchen,
nun mach einmal dein Mündchen zu
und gib mir gleich ein Schmätzchen!

Mein Gretchen ist so kugelrund
und hat ein stumpfes Näschen
und einen roten Kirschenmund
und läuft als wie ein Häschen.

* Die größere Schwester kniet vor der kleinen.

Und Locken hat es seidengleich
und einen weißen Nacken
und kleine Händchen sammetweich
und apfelrote Backen.

Nun lauf hinaus ins grüne Gras,
du kleine liebe Grete,
doch fall mir nicht ins Regenfaß
und tritt nicht auf die Beete!

Und patsche mir ins Nasse nicht
mit deinen kleinen Füßen,
und wenn du Nachbars Katze siehst,
so sag, ich lass' sie grüßen!

Heinrich Seidel.

Die sieben Raben.

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, sosehr er sich's auch wünschte; endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's auch ein Mädchen. Die Freude war groß; aber das Kind war schmächtig und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nottaufe haben. Der Vater schickte einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen. Die andern sechs liefen mit, und weil jeder der erste beim Schöpfen sein wollte, so fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie tun sollten, und keiner getraute sich heim. Als sie immer nicht zurückkamen, ward der Vater ungeduldig und sprach: „Gewiß haben sie's wieder über ein Spiel vergessen, die gottlosen Jungen!" Es war ihm angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und im Ärger rief er: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!" Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt

hatte; denn die Eltern hüteten sich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tages von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte, und wo sie hingeraten wären. Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so vom lieben Gott bestimmt gewesen. Allein das Mädchen glaubte, es sei selbst schuld an dem Unglück der Brüder, und es müßte seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immerzu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne; aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief hin zu dem Mond; aber der war zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch." Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen; die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg, da sind deine Brüder."

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam. Das Tor war verschlossen, und es wollte das Beinchen hervorholen; aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? Seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Tor und schloß glücklich auf. Als es eingegangen war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind, was suchst du?" — „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben", antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Hause; aber willst du hier so lange warten, bis sie kommen,

so tritt ein!" Darauf trug das Zwerglein die Speise der Raben herein auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh'; da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herren Raben heimgeflogen." Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach einer nach dem andern: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist eines Menschen Mund gewesen." Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war, und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterchen wäre da, so wären wir erlöst!" Wie das Mädchen, das hinter der Tür stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim. Brüder Grimm.

Das Waldhaus.

Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und drei Töchtern in einer kleinen Hütte an dem Rande eines einsamen Waldes. Eines Morgens, als er wieder an seine Arbeit wollte, sagte er zu seiner Frau: „Laß mir mein Mittagbrot von dem ältesten Mädchen hinaus in den Wald bringen, ich werde sonst nicht fertig! Und damit es sich nicht verirrt", setzte er hinzu, „so will ich einen Beutel mit Hirsen mitnehmen und die Körner auf den Weg streuen." Als nun die Sonne mitten über dem Walde stand, machte sich das Mädchen mit einem Topf voll Suppe auf den Weg. Aber die Feld- und Waldsperlinge, die Lerchen und Finken, Amseln und Zeisige hatten den Hirsen schon längst aufgepickt, und das Mädchen konnte die Spur nicht finden. Da ging es auf gut Glück immerfort, bis die Sonne sank und die Nacht einbrach. Die Bäume rauschten in der Dunkelheit, die Eulen schnarrten, und es fing an, ihm angst zu werden. Da erblickte es in der Ferne ein Licht, das zwischen den Bäumen blinkte. Dort sollten wohl Leute wohnen, dachte es, die mich über Nacht be-

halten, und ging auf das Licht zu. Nicht lange, so kam es an ein Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Es klopfte an, und eine rauhe Stimme rief von innen: „Herein!" Das Mädchen trat auf die dunkle Diele und pochte an die Stubentür. „Nur herein!" rief die Stimme, und als es öffnete, saß da ein alter, eisgrauer Mann an dem Tisch, hatte das Gesicht auf die beiden Hände gestützt, und sein weißer Bart floß über den Tisch herab fast bis auf die Erde. Am Ofen aber lagen drei Tiere, ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntgescheckte Kuh. Das Mädchen erzählte dem Alten sein Schicksal und bat um ein Nachtlager. Der Mann sprach:

„Schön Hühnchen,
schön Hähnchen
und du, schöne bunte Kuh,
was sagst du dazu?"

„Duks", antworteten die Tiere, und das mußte wohl heißen: „Wir sind es zufrieden"; denn der Alte sprach weiter: „Hier ist Hülle und Fülle, geh hinaus an den Herd und koch uns ein Abendessen!" Das Mädchen fand in der Küche Überfluß an allem und kochte eine gute Speise, aber an die Tiere dachte es nicht. Es trug die volle Schüssel auf den Tisch, setzte sich zu dem grauen Mann, aß und stillte seinen Hunger. Als es satt war, sprach es: „Aber jetzt bin ich müde; wo ist ein Bett, in das ich mich legen und schlafen kann?" Die Tiere antworteten:

„Du hast mit ihm gegessen,
du hast mit ihm getrunken,
du hast an uns gar nicht gedacht,
nun sieh auch, wo du bleibst die Nacht!"

Da sprach der Alte: „Steig nur die Treppe hinauf, so wirst du eine Kammer mit zwei Betten finden; schüttle sie auf und decke sie mit weißem Linnen, so will ich auch kommen und mich schlafen legen!" Das Mädchen stieg hinauf, und als es die Betten geschüttelt und frisch gedeckt hatte, legte es sich in das eine, ohne weiter auf den Alten zu warten. Nach einiger Zeit aber kam der graue Mann, beleuchtete das Mädchen mit dem Licht und schüttelte mit dem Kopf. Und als er sah, daß es fest eingeschlafen war, öffnete er eine Falltür und ließ es in den Keller sinken.

Der Holzhauer kam am späten Abend nach Haus und machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihn den ganzen Tag habe hungern lassen. „Ich habe keine Schuld", antwortete sie; „das Mädchen ist mit dem Mittagessen hinausgegangen, es muß sich verirrt haben; morgen wird es schon wiederkommen." Vor Tag aber stand der Holzhauer auf, wollte in den Wald und verlangte, die zweite Tochter sollte ihm diesmal das Essen bringen. „Ich will einen Beutel mit Linsen mitnehmen", sagte er, „die Körner sind größer als Hirsen; das Mädchen wird sie besser sehen und kann den Weg nicht verfehlen." Zur Mittagszeit trug auch das Mädchen die Speise hinaus, aber die Linsen waren verschwunden; die Waldvögel hatten sie, wie am vorigen Tag, aufgepickt und keine übriggelassen. Das Mädchen irrte im Walde umher, bis es Nacht ward; da kam es ebenfalls zu dem Haus des Alten, ward hereingerufen und bat um Speise und Nachtlager. Der Mann mit dem weißen Barte fragte wieder die Tiere:

„Schön Hühnchen,
schön Hähnchen
und du, schöne bunte Kuh,
was sagst du dazu?"

Die Tiere antworteten abermals: „Duks", und es geschah alles wie am vorigen Tag. Das Mädchen kochte eine gute Speise, aß und trank mit dem Alten und kümmerte sich nicht um die Tiere. Und als es sich nach seinem Nachtlager erkundigte, antworteten sie:

„Du hast mit ihm gegessen,
du hast mit ihm getrunken,
du hast an uns gar nicht gedacht,
nun sieh auch, wo du bleibst die Nacht!"

Als es eingeschlafen war, kam der Alte, betrachtete es mit Kopfschütteln und ließ es in den Keller hinab.

Am dritten Morgen sprach der Holzhacker zu seiner Frau: „Schicke mir heute unser jüngstes Kind mit dem Essen hinaus; das ist immer gut und gehorsam gewesen, das wird auf dem rechten Weg bleiben und nicht wie seine Schwestern, die wilden Hummeln, umherschwärmen!" Die Mutter wollte nicht und sprach: „Soll ich mein liebstes Kind auch noch verlieren?" —

„Sei ohne Sorge!" antwortete er, „das Mädchen verirrt sich nicht, es ist zu klug und verständig; zum Überfluß will ich Erbsen mitnehmen und ausstreuen, die sind noch größer als Linsen und werden ihm den Weg zeigen." Aber als das Mädchen mit dem Korb am Arm hinauskam, so hatten die Waldtauben die Erbsen schon im Kropf, und es wußte nicht, wohin es sich wenden sollte. Es war voll Sorgen und dachte beständig daran, wie der arme Vater hungern und die gute Mutter jammern würde, wenn es ausbliebe. Endlich, als es finster ward, erblickte es das Lichtchen und kam an das Waldhaus. Es bat ganz freundlich, sie möchten es über Nacht beherbergen, und der Mann mit dem weißen Bart fragte wieder seine Tiere:

„Schön Hühnchen,
schön Hähnchen
und du, schöne bunte Kuh,
was sagst du dazu?"

„Duks", sagten sie. Da trat das Mädchen an den Ofen, wo die Tiere lagen, und liebkoste Hühnchen und Hähnchen, indem es mit der Hand über die glatten Federn hinstrich, und die bunte Kuh kraute es zwischen den Hörnern. Und als es auf Geheiß des Alten eine gute Suppe bereitet hatte und die Schüssel auf dem Tisch stand, so sprach es: „Soll ich mich sättigen, und die guten Tiere sollen nichts haben? Draußen ist die Hülle und Fülle; erst will ich für sie sorgen." Da ging es, holte Gerste und streute sie dem Hühnchen und Hähnchen vor und brachte der Kuh wohlriechendes Heu, einen ganzen Armvoll. „Laßt's euch schmecken, ihr lieben Tiere", sagte es, „und wenn ihr durstig seid, sollt ihr auch einen frischen Trunk haben!" Dann trug es einen Eimer voll Wasser herein, und Hühnchen und Hähnchen sprangen auf den Rand, steckten den Schnabel hinein und hielten den Kopf dann in die Höhe, wie die Vögel trinken, und die bunte Kuh tat auch einen herzhaften Zug. Als die Tiere gefüttert waren, setzte sich das Mädchen zu dem Alten an den Tisch und aß, was er ihm übriggelassen hatte. Nicht lange, so fing das Hühnchen und Hähnchen an, das Köpfchen zwischen die Flügel zu stecken, und die bunte Kuh blinzelte mit den Augen. Da sprach das Mädchen: „Sollen wir uns nicht zur Ruhe begeben?"

„Schön Hühnchen,
schön Hähnchen
und du, schöne bunte Kuh,
was sagst du dazu?"

Die Tiere antworteten: „Duks,

du hast mit uns gegessen,
du hast mit uns getrunken,
du hast uns alle wohl bedacht,
wir wünschen dir eine gute Nacht."

Da ging das Mädchen die Treppe hinauf, schüttelte die Federkissen und deckte frisches Linnen auf, und als es fertig war, kam der Alte und legte sich in das eine Bett, und sein weißer Bart reichte ihm bis an die Füße. Das Mädchen legte sich in das andere, tat sein Gebet und schlief ein.

Es schlief ruhig bis Mitternacht, da ward es so unruhig in dem Hause, daß das Mädchen erwachte. Da fing es an, in den Ecken zu knittern und zu knattern, und die Tür sprang auf und schlug an die Wand; die Balken dröhnten, als wenn sie aus ihren Fugen gerissen würden, und es war, als wenn die Treppe herabstürzte, und endlich krachte es, als wenn das ganze Dach zusammenfiele. Da es aber wieder still ward und dem Mädchen nichts zuleid geschah, so blieb es ruhig liegen und schlief wieder ein.

Als es aber am Morgen bei hellem Sonnenschein aufwachte, was erblickten seine Augen? Es lag in einem großen Saal, und ringsumher glänzte alles in königlicher Pracht: an den Wänden wuchsen auf grünseidenem Grund goldene Blumen in die Höhe, das Bett war von Elfenbein und die Decke darauf von rotem Samt, und auf einem Stuhl daneben stand ein Paar mit Perlen gestickte Pantoffeln. Das Mädchen glaubte, es wäre ein Traum, aber es traten drei reichgekleidete Diener herein und fragten, was es zu befehlen hätte. „Geht nur!" antwortete das Mädchen; „ich will gleich aufstehen und dem Alten eine Suppe kochen und dann auch schön Hühnchen, schön Hähnchen und die schöne bunte Kuh füttern." Es dachte, der Alte wäre schon aufgestanden, und sah sich nach seinem Bette um, aber er lag nicht darin, sondern ein fremder Mann. Und als es ihn betrachtete und sah, daß er jung und schön war, erwachte

er, richtete sich auf und sprach: „Ich bin ein Königssohn und war von einer bösen Hexe verwünscht worden, als ein alter, eisgrauer Mann in dem Wald zu leben; niemand durfte um mich sein, als meine drei Diener in der Gestalt eines Hühnchens, eines Hähnchens und einer bunten Kuh. Und nicht eher sollte die Verwünschung aufhören, als bis ein Mädchen zu uns käme, so gut von Herzen, daß es nicht gegen die Menschen allein, sondern auch gegen die Tiere sich liebreich bezeigte, und das bist du gewesen, und heute um Mitternacht sind wir durch dich erlöst, und das alte Waldhaus ist wieder in meinen königlichen Palast verwandelt worden." Und als sie aufgestanden waren, sagte der Königssohn den drei Dienern, sie sollten hinfahren und Vater und Mutter des Mädchens zur Hochzeitsfeier herbeiholen. „Aber wo sind meine zwei Schwestern?" fragte das Mädchen. „Die habe ich in den Keller gesperrt, und morgen sollen sie in den Wald geführt werden und sollen bei einem Köhler so lange als Mägde dienen, bis sie sich gebessert haben und auch die armen Tiere nicht hungern lassen."

Brüder Grimm.

Schneewittchen.

Märchenszene.

(Zwergenwirtschaft. Links eine Tür zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Tür und Fensteröffnung. Von außen Wald und Sonnenschein. Drinnen steht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln.)

Die sieben Zwerge

kommen singend nacheinander herein mit Kräutersäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und stutzen, einer nach dem andern.

Zwergenältester:

Wer hat auf meinem Stühlchen sessen?

Zwerg 2:

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3:

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4:

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5:

Wer hat aus meinem Becherlein trunken?

Zwerg 6:

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7:

(schaut in die Nebenkammer)

Wer drückt' in meinem Bett das Dellchen?

Zwergenältester:

Wer rückt' an meinem Schlafgestellchen?

Zwerg 2:

Wer schlief auf meinem Lagerstättchen?

Zwerg 3:

O weh, liegt einer in meinem Bettchen!

Zwerg 4:

Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6, 7:

Laß schaun, laß sehn!

Zwerg 7:
Ei, Gott, wie ist das Kind so schön!

Zwergenältester:
Oh, weckt sie nicht, oh, schreckt sie nicht!
Geschlossen ist der Äuglein Licht,
hinabgerollt die Locken dicht;
über des Mieders blanke Seide
gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2:
Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3:
Wie fand das liebe Tausendschön
den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

Zwerg 4:
Ist alles gar so lieb und fein,
so rosenrot, schneeweiß und rein!

Zwergenältester:
Bis sie erwacht, bleibt mäuschensacht,
das helle Glöcklein nehmt in acht,
bleibt ruhig in den Schühlein stehn,
laßt leis das Zünglein ummegehn!

Zwerg 4:
Schau, schau, die Wimper regte sich!

Zwerg 5:
Das Mündlein rot bewegte sich!

Zwerg 6:
Das blonde Köpfchen reckt sich auf,
zwei blaue Äuglein schlägt sie auf!

Zwerg 7:
Sie schaut sich um ein stummes Weilchen!

Zwergenältester:
Schweigt nun, ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erschreckt sie nicht, geht fein beiseit!
Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.

(Die Zwerge treten bis auf den Ältesten auf beiden Seiten zurück.)

Schneewittchen
erscheint scheu an der Tür.

Zwergenältester:
Ei, grau dich nicht, tritt nur herein;
du sollst uns fein willkommen sein,
willkommen in der Zwerge Hüttchen!
Doch sprich, wie heißt du denn?

Schneewittchen:
Schneewittchen.
So hat die Mutter mich genannt;
mein Vater ist König über dies Land.

Zwergenältester:
Schneewittchen, Königstöchterlein,
wo ließest du die Pagen dein?
Wo ließest du die Wagen und Rosse?
Wie kamst du von des Königs Schlosse?

Schneewittchen:
Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein schläft in Grabes Schoß;
der König freite die zweite Frau,
die schlug mich oft und schalt mich rauh;
schickte mich dann mit dem Jäger zum Walde,
sollte mich töten auf Berges Halde,
und der Königin als Zeichen
sollt' er mein blutend Herze reichen;
doch ich bat ihn so lange, so lang' auf den Knien —
da schoß er den Eber und ließ mich fliehn.

Zwergenältester:
Schneewittchen, Königstöchterlein,
wie fandest du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die sieben Berge?
Wie kamst du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen:
Sprangen zwei Rehlein mir voran,
sahn mit den braunen Augen mich an;
saßen im Walde die Vöglein zuhauf;

schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
am Himmel zog ein Stern vor mir —
und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester:
Schneewittchen, Königstöchterlein,
schlag auf die blauen Äugelein,
laß springen dein Herzlein wohlgemut;
sollst bleiben hier in unsrer Hut,
im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen:
Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester:
Kannst die Wirtschaft uns versehen,
wenn wir tags in die Berge gehen;
unsern Haushalt kannst du führen.

Schneewittchen:
Oh, wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
sprecht nur, was soll ich immer beschicken?

Zwergenältester:
Morgens im Dämmerschein
fegst du das Kämmerlein,
bohnerst die Stühlchen,
lockerst die Pfühlchen,
schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2:
Und für dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester:
Gehn wir zu Walde, hüt'st du das Stübchen,
deckest das Tischchen, kochest die Süppchen!

Zwerg 3:
Doch von den Süppchen und von den Speischen
das Schönste für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4:
Schau nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5:
Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein!

Zwergenältester:
Besserst das Röcklein,
hefteſt das Glöcklein,
ſetzeſt auf Jäckchen
ſaubere Fleckchen;
doch in das Hüttchen
— biſt du allein —
läßt du, Schneewittchen,
niemand herein!

Theodor Storm.

Das bucklichte Männlein.

Will ich in mein Gärtlein gehn,
will mein' Zwiebeln gießen,
ſteht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu nieſen.

Will ich in mein Küchel gehn,
will mein Süpplein kochen,
ſteht ein bucklicht Männlein da,
hat mein Töpflein brochen.

Will ich in mein Stüblein gehn,
will mein Müslein eſſen,
ſteht ein bucklicht Männlein da,
hat's ſchon halber geſſen.

Will ich auf mein'n Boden gehn,
will mein Hölzlein holen,
ſteht ein bucklicht Männlein da,
hat mir's halber g'ſtohlen.

Will ich in mein'n Keller gehn,
will mein Weinlein zapfen,
ſteht ein bucklicht Männlein da,
tut mir 'n Krug wegſchnappen.

Setz' ich mich ans Rädlein hin,
will mein Fädlein drehen,
ſteht ein bucklicht Männlein da,
läßt mir 's Rad nicht gehen.

Geh' ich in mein Kämmerlein,
will mein Bettlein machen,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu lachen.

Wenn ich an mein Bänklein knie,
will ein bißle beten,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu reden:

„Liebes Kindlein, ach, ich bitt',
bet fürs bucklicht Männlein mit!" Volksgut.

Badische Kinderreime.

Rege, Rege Tröpfli,
's rägnet uf mi Chöpfli,
's rägnet in das grüene Gras,
's werre alli Hälmli naß. (Markgräflerland.)

*

Es rägelet, es schneielet,
es goht e chüele Wind,
es frieren alli Vögeli
und alli armi Chind. (Markgräflerland.)

*

Gigis, gagis, Eiermus,
unser Geiß goht barfueß,
hätt sie Schüehli, so lait si's a,
hinta un vorna Schtöllili dra. (Hogschür.)

*

's Hähnchen geht ins Korn.
Da kriegt der Bauer e Zorn.
Da nimmt der Bauer e dicke Stä
Schmeißt em Hähnche an das Bä.
Kreischt das Hähnche: „Kikeriki!
Ätsch, du hast mich doch nicht kriegt!"
(Aus der Pfalz.)

*

Enne menne Bohneblatt,
unsere Küh' sin alle satt.
Drei Gässe und 'ne Kuh,
Peter schließ die Stalltür zu!
Werf de Schlüssel über den Rhein!
Heut oder morgen muß gut Wetter sein.

(Aus der Pfalz.)
Volksgut.

Pfandspiel.

Ringlein, Ringlein, du mußt wandern
von dem einen Ort zum andern,
ei, wie ist das schön!
Das ist herrlich anzusehn.
Alle, die das Ringlein lieben,
müssen's fleißig von sich schieben,
nehmen sich gar wohl in acht,
oder sein aufs Pfand bedacht. (Gengenbach.)
Volksgut.

Abzählreime.

Äpfel, Biire, Nuß,
du bisch druß.

(Bergalingen, Binzgen, Hänner usw.)

*

Rudolf isch in Garte gange,
wieviel Vögel het er g'fange?
Eins, zwei, drei,
und du bisch frei. (Schuttertal.)

*

Eiche, Birke, Bueche,
du muesch suche. (Unterlauchringen.)

*

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht,
die Mutter kocht Saft.
Do geh ich dra lecke,
do kummt se mit 'm Stecke.
Do geh ich zum Pappe,
der schlagt mich mit 'm Schlappe,

do geh ich zum Knecht,
der ſaht: „Es iſt ganz recht!"
Do geh ich zu der Mad,
die ſchlat mich mit 'm Rad,
do geh ich zu der Katz',
die hat mich verkratzt.
Do geh ich zu der Maus,
die ſaht: „Mei Lied iſt aus!" (Aus der Pfalz.)

*

Ens, zwä, drei,
bicke, backe, bei,
bicke, backe, Pfefferkorn,
der Müller hat ſei Frau verlorn,
hat ſie nimmi gefunde,
glabt, ſie iſt verſchwunde.
Ei, wie ſieht es jetzt in der Mühle aus,
da ſchauen die Mäuſ' zu den Fenſtern 'naus,
der Storch der kocht die Suppen,
die Katzen die fegen die Stuben aus,
die Ratten die tragen den Kehricht 'naus,
der Hund der rührt die Trommel,
ens, zwä, drei,
bicke, backe, bei.
Sitzt der Müller auf dem Dach
und hat ſich über die Bedienung halb tot gelacht.

(Aus der Pfalz.)
Volksgut.

Lehnenreiten.

Der Joggeli wott uusfahre,
wott ſyni Schüehli ſpaare,
e Rößli het er kais,
kai Schlitten un kai Gütſchli,
kai Auto zueme Rütſchli,
wie macht er jez die Rais?

Bym Ruedigötti ähne
do hets e Stägelähne
ſchön glattboliert un ſtiil!
Do cha men abeſuuſe,
hui rutſch ab! undenuuſe,
ſo gſchwind as wie ne Pfiil!

Jez fahrt der Joggeli nobel!
Es pfiift as wie ne Hobel
huiwitſch, das het e Schwung!
Das dhuet die Höſeli wetze
ganz heiß im End zue, jeze:
hupp, Joggeli, mach e Sprung!

Es chläpperet un rumplet,
es tſchätteret un bumplet,
o je, my Ryter keit!
Sy Stirne het e Mooſe,
die ſchöne neue Hoſe
ſin radikal verheit!

Das Blättli het ſie gwendet,
Jez würd der Joggeli gſchändet,
er chennt ſy Mamme ſcho;
jo, d'Lehne iſch zuem Griife,
me het ſie nit zuem Schliife,
das mueß me bliibe loh!

Hermann Burte.

D' Küechli.

D'liab Mueder bacht Küechli; d'r flachsköpfig Bue,
der lehrt in d'r Biw'l un luegt ere zue.

„Du, Müederli", ſait 'r, „was biſch au ſo ſtill?"
„Eh", meint ſie, „eh, wil i net ſchwätze grad will."

„Waiſch'", ſait 'r, „des Stillſi, i ka 's nit v'rtrage;
gang, Müederli, ſag ebbs." — „Was ſoll i denn ſage?"

„He", meint 'r un blettert drufflos in ſim Büechli,
„de kinntſch emol ſage: Wottſch nit au e Küechli?"

Auguſt Ganther.

Das große Brot.

Vom Bäcker kommt ein Brot ins Haus,
ein Brot, das iſt ſo groß!
Die Mutter, die ſieht fröhlich aus
und ſchneidet friſch drauflos.

Die Kinder stehn all um sie her,
und jedes heischt sein Teil;
wenn eins gefragt wird: „Willst noch mehr?",
dann sagt es: „Ja" in Eil'.

Die Mutter hat nicht wenig Müh',
sie schneidet Stück auf Stück,
am Ende aber bleibt für sie
ein Käntlein doch zurück.

Die Mutter spricht: „Laßt froh uns sein,
daß wir nicht leiden Not!
Wo so viel Münder sind, wie klein
wird rasch ein großes Brot!

Gib, Gott, daß überall wie hier
es reicht, bis alle satt,
daß jede Mutter auch gleich mir
zuletzt ihr Käntlein hat!"

Johannes Trojan.

Aus der Kindheit.

„Ja, das Kätzchen hat gestohlen,
und das Kätzchen wird ertränkt,
Nachbars Peter sollst du holen,
daß er es im Teich versenkt."

Nachbars Peter hat's vernommen,
ungerufen kommt er schon:
„Ist die Diebin zu bekommen,
gebe ich ihr gern den Lohn." —

„Mutter, nein, er will sie quälen,
gestern warf er schon nach ihr.
Bleibt nichts andres mehr zu wählen,
so ertränk' ich selbst das Tier."

Sieh, das Kätzchen kommt gesprungen.
Wie es glänzt im Morgenstrahl!
Lustig hüpft's dem kleinen Jungen
auf den Arm zu seiner Qual.

„Mutter, laß das Kätzchen leben!
Jedesmal, wenn's dich bestiehlt,
sollst du mir kein Frühstück geben;
sieh nur, wie es artig spielt!" —

„Nein, der Vater hat's geboten,
hundertmal ist ihr verziehn!" —
„Hat sie doch vier weiße Pfoten!" —
„Einerlei! Ihr Tag erschien!" —

„Nachbarin, ich folg' ihm leise,
ob er es auch wirklich tut."
Peter spricht es häm'scherweise,
und der Knabe hört's mit Wut.

Unterwegs auf manchem Platze
bietet er sein Liebchen aus;
aber keiner will die Katze,
jeder hat sie längst im Haus.

Ach, da ist er schon am Teiche,
und sein Blick, sein scheuer, schweift,
ob ihn Peter noch umschleiche —
ja, er steht von fern und pfeift!

„Nun, wir müssen alle sterben,
Großmama ging dir vorauf,
und du wirst den Himmel erben,
kratze nur, sie macht dir auf!"

Jetzt, um sie recht tief zu betten,
wirft er sie mit aller Macht;
doch zugleich, um sie zu retten,
springt er nach, als er's vollbracht.

Eilte Peter nicht, der lange,
gleich im Augenblick herzu,
fände er, es ist mir bange,
hier im Teich die ew'ge Ruh'.

In das Haus zurückgetragen,
hört er auf die Mutter nicht,
schweigt auf alle ihre Fragen,
schließt die Augen trotzig dicht.

Von dem Zucker, den sie brachte,
nimmt er zwar zerstreut ein Stück;
doch den Tee, den sie ihm machte,
weist er ungestüm zurück.

Welch ein Ton! Er dreht sich stutzend,
und auf einer Fensterbank,
spinnend und sich emsig putzend,
sitzt sein Kätzchen blink und blank.

„Lebt sie, Mutter?" — „Dem Verderben
warst du näher, Kind, als sie!" —
„Und sie soll auch nicht mehr sterben?" —
„Trinke nur, so soll sie's nie!" Friedrich Hebbel.

Der arme Müllerbursch und das Kätzchen.

In einer Mühle lebte ein alter Müller, der hatte weder Frau noch Kinder, und drei Müllerburschen dienten bei ihm. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gewesen waren, sagte er eines Tages zu ihnen: „Ich bin alt und will mich hinter den Ofen setzen; zieht aus, und wer mir das beste Pferd nach Hause bringt, dem will ich die Mühle geben, und er soll mich dafür bis an meinen Tod verpflegen!" Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht; der ward von den andern für albern gehalten; dem gönnten sie die Mühle nicht, und er wollte sie hernach nicht einmal. Da zogen sie alle drei miteinander aus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernen Hans: „Du kannst nur hierbleiben, du kriegst dein Lebtag keinen Gaul." Hans aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, dahinein legten sie sich schlafen. Die zwei Klugen warteten, bis Hans eingeschlafen war; dann stiegen sie auf, machten sich fort und ließen Hänschen liegen und meinten's recht fein gemacht zu haben. Ja, es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle. Er guckte sich überall um und rief: „Ach Gott, wo bin ich?" Da erhob er sich und krabbelte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte: Ich bin hier ganz allein und verlassen, wie soll ich nun zu einem Pferde kommen? Indem er so in Gedanken dahinging, begegnete ihm ein kleines buntes Kätzchen; das sprach ganz freundlich: „Hans, wo willst du hin?" — „Ach, du kannst mir doch nicht helfen!" — „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl", sprach das Kätzchen; „du willst einen hübschen Gaul haben. Komm mit mir und sei sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner, als du dein Lebtag einen gesehen hast!" Nun, das ist eine wunderliche Katze! dachte Hans, aber sehen will ich doch, ob das wahr ist, was sie sagt. Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schlößchen und hatte da lauter Kätzchen, die ihr dienten; die sprangen flink die Treppe auf und ab, waren lustig und guter Dinge. Abends, als sie sich zu Tisch setzten, mußten drei Musik machen: eins strich den Baß, das andere die Geige, das dritte setzte die Trompete an und blies die Backen auf, so sehr es nur konnte. Als sie gegessen hatten, wurde der Tisch weggetragen, und die Katze sagte: „Nun komm, Hans, und tanze mit

mir!" — „Nein", antwortete er, „mit einer Miezekatze tanze ich nicht, das habe ich noch niemals getan." — „So bringt ihn ins Bett!" sagte sie zu den Kätzchen. Da leuchtete ihm eins in seine Schlafkammer, eins zog ihm die Schuhe aus, eins die Strümpfe, und zuletzt blies eins das Licht aus. Am andern Morgen kamen sie wieder und halfen ihm aus dem Bett: eins zog ihm die Strümpfe an, eins band ihm die Strumpfbänder, eins holte die Schuhe, eins wusch ihn, und eins trocknete ihm mit dem Schwanz das Gesicht ab. „Das tut recht sanft", sagte Hans. Er mußte aber auch der Katze dienen und alle Tage Holz klein machen; dazu kriegte er eine Axt von Silber und die Keile und Säge von Silber, und der Schläger war von Kupfer. Nun, da machte er's klein, blieb da im Haus, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als die bunte Katze und ihr Gesinde. — Einmal sagte sie zu ihm: „Geh hin und mähe meine Wiese und mache das Gras trocken!" und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Wetzstein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging Hans hin und tat, was ihm geheißen war. Nach vollbrachter Arbeit trug er Sense, Wetzstein und Heu nach Hause und fragte, ob sie ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein", sagte die Katze, „du sollst mir erst noch einerlei tun; da ist Bauholz von Silber, Zimmeraxt, Winkeleisen und was nötig ist, alles von Silber; daraus baue mir erst ein kleines Häuschen!" Da baute Hans das Häuschen fertig und sagte, er hätte nun alles getan und hätte noch kein Pferd. Doch waren ihm die sieben Jahre herumgegangen wie ein halbes. Fragte die Katze, ob er ihre Pferde sehen wollte. „Ja", sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf, und wie sie die Tür so aufmacht, da stehen zwölf Pferde; ach, die waren ganz stolz gewesen, die hatten geblänkt und gespiegelt, daß sich sein Herz im Leibe darüber freute! Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken und sprach: „Geh heim! Dein Pferd gebe ich dir nicht mit; in drei Tagen aber komm' ich und bringe dir's nach." Also machte Hans sich auf, und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpiges Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heimkam, so waren die beiden andern Müllerburschen auch wieder da; jeder hatte zwar sein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm.

Sie fragten: „Hans, wo hast du dein Pferd?“ — „In drei Tagen wird's nachkommen.“ Da lachten sie und sagten: „Ja, du Hans, wo willst du ein Pferd herkriegen? Das wird was Rechtes sein!“ Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber, er sollte nicht an den Tisch kommen, er wäre so zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn jemand hereinkäme. Da gaben sie ihm ein bißchen Essen hinaus, und wie sie abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich ins Gänseställchen kriechen und sich auf ein wenig hartes Stroh legen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden; ei, die glänzten, daß es schön war, und ein Bedienter, der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerburschen. Aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Kätzchen, dem der arme Hans sieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller, wo der Mahlbursch, der Kleinknecht, wäre. Da sagte der Müller: „Den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im Gänsestall.“ Da sagte die Königstochter, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken, um sich zu bedecken. Da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Danach verlangte die Jungfrau die Pferde zu sehen, welche die andern Mahlburschen mitgebracht hatten; eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen. Wie der Müller das sah, sprach er, so eins wäre ihm noch nicht auf den Hof gekommen. „Und das ist für den dritten Mahlburschen“, sagte sie. — „Da muß er die Mühle haben“, sagte der Müller. Die Königstochter aber sprach, da wäre das Pferd, er sollte seine Mühle auch behalten, und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fuhren zuerst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hatte; da ist es ein großes Schloß und ist alles darin von Silber und Gold, und da hat sie ihn geheiratet, und nun war er reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll keiner sagen, daß, wer albern ist, deshalb nichts Rechtes werden könne. Brüder Grimm.

Der gestiefelte Kater.

Ein Müller hatte drei Söhne, seine Mühle, einen Esel und einen Kater; die Söhne mußten mahlen, der Esel Getreide holen und Mehl forttragen und die Katz' die Mäuse wegfangen. Als der Müller starb, teilten sich die drei Söhne die Erbschaft; der älteste bekam die Mühle, der zweite den Esel, der dritte den Kater; weiter blieb nichts für ihn übrig. Da war er traurig und sprach zu sich selbst: „Ich hab' es doch am allerschlimmsten kriegt; mein ältester Bruder kann mahlen, mein zweiter kann auf seinem Esel reiten, was kann ich mit dem Kater anfangen? Laß' ich mir ein Paar Pelzhandschuhe aus seinem Fell machen, so ist's vorbei." — „Hör", fing der Kater an, der alles verstanden hatte, was er gesagt, „du brauchst mich nicht zu töten, um ein Paar schlechte Handschuh' aus meinem Pelz zu kriegen; laß mir nur ein Paar Stiefel machen, daß ich ausgehen kann und mich unter den Leuten sehen lassen, dann soll dir bald geholfen sein!" Der Müllerssohn verwunderte sich, daß der Kater so sprach; weil aber eben der Schuster vorbeiging, rief er ihn herein und ließ ihm ein Paar Stiefel anmessen. Als sie fertig waren, zog sie der Kater an, nahm einen Sack, machte den Boden des Sackes voll Korn, oben aber eine Schnur daran, womit man ihn zuziehen konnte; dann warf er ihn über den Rücken und ging auf zwei Beinen, wie ein Mensch, zur Tür hinaus.

Dazumal regierte ein König in dem Land, der aß die Rebhühner so gern; es war aber eine Not, daß keine zu kriegen waren. Der ganze Wald war voll; aber sie waren so scheu, daß kein Jäger sie erreichen konnte. Das wußte der Kater und gedachte seine Sache besser zu machen. Als er in den Wald kam, tat er den Sack auf, breitete das Korn auseinander, die Schnur aber legte er ins Gras und leitete sie hinter eine Hecke. Da versteckte er sich selber, schlich umher und lauerte. Die Rebhühner kamen bald gelaufen, fanden das Korn, und eins nach dem andern hüpfte in den Sack hinein. Als eine gute Anzahl darin war, zog der Kater den Strick zu, lief herzu und drehte ihnen den Hals um; dann warf er den Sack auf den Rücken und ging geradewegs nach des Königs Schloß.

Die Wache rief: „Halt! Wohin?" — „Zu dem König", antwortete der Kater kurzweg. — „Bist du toll? Ein Kater zum König?" — „Laß ihn nur gehen!" sagte ein anderer; „der König

hat doch oft Langeweile, vielleicht macht ihm der Kater mit seinem Brummen und Spinnen Vergnügen." Als der Kater vor den König kam, machte er einen Bückling und sagte: „Mein Herr, der Graf", dabei nannte er einen langen und vornehmen Namen, „läßt sich dem Herrn König empfehlen und schickt ihm hier Rebhühner, die er eben in Schlingen gefangen hat." Der König erstaunte über die schönen fetten Rebhühner, wußte sich vor Freude nicht zu lassen und befahl, dem Kater so viel Gold aus der Schatzkammer in den Sack zu tun, wie er tragen könne: „Das bring deinem Herrn und dank ihm noch vielmal für sein Geschenk!"

Der arme Müllersohn aber saß zu Haus am Fenster, stützte den Kopf auf die Hand und dachte, daß er nun sein letztes Geld für die Stiefel des Katers weggegeben, und was werde der ihm Großes dafür bringen können? Da trat der Kater herein, warf den Sack vom Rücken, schnürte ihn auf und schüttete das Geld vor den Müller hin. „Da hast du etwas für die Stiefel! Der König läßt dich auch grüßen und dir viel Dank sagen." Der Müller war froh über den Reichtum, ohne daß er noch recht begreifen konnte, wie es zugegangen war. Der Kater aber, während er seine Stiefel auszog, erzählte ihm alles; dann sagte er: „Du hast jetzt zwar Geld genug; aber dabei soll es nicht bleiben; morgen zieh' ich meine Stiefel wieder an, du sollst noch reicher werden. Dem König habe ich auch gesagt, daß du ein Graf bist." Am andern Tag ging der Kater, wie er gesagt hatte, wohlgestiefelt wieder auf die Jagd und brachte dem König einen reichen Fang. So ging es alle Tage, und der Kater brachte alle Tage Gold heim und ward so beliebt wie einer bei dem König, daß er aus- und eingehen durfte und im Schloß umherstreichen, wo er wollte. — Einmal stand der Kater in der Küche des Königs beim Herd und wärmte sich; da kam der Kutscher und fluchte: „Ich wünscht', der König mit der Prinzessin wär' beim Henker! Ich wollt' ins Wirtshaus gehen und einmal trinken und Karten spielen, da soll ich sie spazierenfahren an den See." Wie der Kater das hörte, schlich er nach Haus und sagte zu seinem Herrn: „Wenn du willst ein Graf und reich werden, so komm mit mir hinaus an den See und bad dich darin!" Der Müller wußte nicht, was er dazu sagen sollte, doch folgte er dem Kater, ging mit ihm, zog sich splitternackt aus und sprang ins Wasser. Der Kater aber nahm die Kleider, trug sie weg und versteckte sie.

Kaum war er damit fertig, da kam der König dahergefahren; der Kater fing sogleich an, erbärmlich zu wehklagen: „Ach, allergnädigster König! Mein Herr, der hat sich hier im See gebadet, da ist ein Dieb gekommen und hat ihm die Kleider gestohlen, die am Ufer lagen. Nun ist der Herr Graf im Wasser und kann nicht heraus, und wenn er länger darin bleibt, wird er sich erkälten und sterben." Wie der König das hörte, ließ er haltmachen, und einer von seinen Leuten mußte zurückjagen und von des Königs Kleidern holen. Der Herr Graf zog die prächtigsten Kleider an, und weil ihm ohnehin der König wegen der Rebhühner, die er meinte von ihm empfangen zu haben, gewogen war, so mußte er sich zu ihm in die Kutsche setzen. Die Prinzessin war auch nicht böse darüber; denn der Graf war jung und schön, und er gefiel ihr recht gut.

Der Kater aber war vorausgegangen und zu einer großen Wiese gekommen, wo über hundert Leute waren und Heu machten. „Wem ist die Wiese, ihr Leute?" fragte der Kater. — „Dem großen Zauberer." — „Hört, jetzt wird der König bald vorbeifahren; wenn er fragt, wem die Wiese gehört, so antwortet: ‚Dem Grafen'! Und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle totgeschlagen." Darauf ging der Kater weiter und kam an ein Kornfeld, so groß, daß es niemand übersehen konnte; da standen mehr als zweihundert Leute und schnitten das Korn. „Wem ist das Korn, ihr Leute?" — „Dem Zauberer." — „Hört, jetzt wird der König vorbeifahren; wenn er fragt, wem das Korn gehört, so antwortet: ‚Dem Grafen'! Und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle totgeschlagen." — Endlich kam der Kater an einen prächtigen Wald; da standen mehr als dreihundert Leute, fällten die großen Eichen und machten Holz. — „Wem ist der Wald, ihr Leute?" — „Dem Zauberer." — „Hört, jetzt wird der König vorbeifahren; wenn er fragt, wem der Wald gehört, so antwortet: ‚Dem Grafen'! Und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle umgebracht." Der Kater ging noch weiter; die Leute sahen ihm alle nach, und weil er so wunderlich aussah und wie ein Mensch in Stiefeln daherging, fürchteten sie sich vor ihm. Er kam bald an des Zauberers Schloß, trat kecklich hinein und vor ihn hin. Der Zauberer sah ihn verächtlich an und fragte ihn, was er wolle. Der Kater machte einen Bückling und sagte: „Ich habe gehört, daß du dich nach deinem Gefallen in jedes Tier verwandeln könntest. Was einen Hund, Fuchs oder auch Wolf

betrifft, da will ich es wohl glauben; aber von einem Elefanten, das scheint mir ganz unmöglich, und deshalb bin ich gekommen, um mich selbst zu überzeugen." Der Zauberer sagte stolz: „Das ist mir eine Kleinigkeit", und war in dem Augenblick in einen Elefanten verwandelt. „Das ist viel; aber auch in einen Löwen?" — „Das ist auch nichts", sagte der Zauberer und stand als ein Löwe vor dem Kater. Der Kater stellte sich erschrocken und rief: „Das ist unglaublich und unerhört, dergleichen hätt' ich mir nicht im Traume in die Gedanken kommen lassen; aber noch mehr als alles andere wär' es, wenn du dich auch in ein so kleines Tier, wie eine Maus ist, verwandeln könntest. Du kannst gewiß mehr als irgendein Zauberer auf der Welt; aber das wird dir doch zu hoch sein." Der Zauberer war ganz freundlich von den süßen Worten und sagte: „O ja, liebes Kätzchen, das kann ich auch!" und sprang als eine Maus im Zimmer umher. Der Kater war hinter ihm her, fing die Maus mit einem Sprung und fraß sie auf.

Der König aber war mit dem Grafen und mit der Prinzessin weiter spazierengefahren und kam zu der großen Wiese. „Wem gehört das Heu?" fragte der König. — „Dem Herrn Grafen", riefen alle, wie der Kater ihnen befohlen hatte. — „Ihr habt da ein schön Stück Land, Herr Graf", sagte er. Danach kamen sie an das große Kornfeld. „Wem gehört das Korn, ihr Leute?" — „Dem Herrn Grafen." — „Ei, Herr Graf, große, schöne Ländereien!" Darauf zu dem Wald. „Wem gehört das Holz, ihr Leute?" — „Dem Herrn Grafen." — Der König verwunderte sich noch mehr und sagte: „Ihr müßt ein reicher Mann sein, Herr Graf, ich glaub' nicht, daß ich einen so prächtigen Wald habe." Endlich kamen sie an das Schloß. Der Kater stand oben an der Treppe, und als der Wagen unten hielt, sprang er hinab, machte die Tür auf und sagte: „Herr König, Ihr gelangt hier in das Schloß meines Herrn, des Grafen, den diese Ehre für sein Lebtag glücklich machen wird." Der König stieg aus und verwunderte sich über das prächtige Gebäude, das fast größer und schöner war als sein Schloß. Der Graf aber führte die Prinzessin die Treppe hinauf in den Saal, der ganz von Gold und Edelsteinen flimmerte.

Da ward die Prinzessin mit dem Grafen versprochen, und als der König starb, ward er König, der gestiefelte Kater aber erster Minister.

Brüder Grimm.

Wer hängt der Katze die Schelle um?

Einst war eine große Not unter den Mäusen; denn die Katze war schlau, und es schien, als habe sie ihnen allen den Tod geschworen. Da kamen die Mäuse zusammen und hielten einen Rat. „Was fangen wir an?" sprach die älteste unter ihnen. „Unsere Zahl wird täglich kleiner. Bald werden wir von der Erde verschwunden sein. Wie retten wir uns vor der Katze?"

„Nichts ist leichter als das", sprach ein kleines Spitznäschen, „ich wüßte wohl zu helfen. Wir hängen der Katze eine Schelle an, dann mag sie kommen. Wir haben alle feine Ohren, und ehe sie uns erblickt, haben wir uns schnell verkrochen." — „Jawohl!" riefen alle Mäuse, setzten sich auf die Hinterfüße und blickten keck und mutig umher.

„Nun gut", sprach die Alte zu der Kleinen, „du hast so schön geraten; so magst du der Katze die Schelle anhängen." — „Ich?" sprach die junge Maus, „nein, das kann ich doch nicht wagen!" — „Und ich auch nicht, ich auch nicht!" riefen die andern. Schnell lief die ganze Versammlung auseinander. Die Katze aber geht noch ohne Schelle umher bis auf den heutigen Tag.

Nach Karl Simrock.

Schnauz und Miez.

Ri ra rumpelstiez —
wo ist der Schnauz? Wo ist die Miez?

Der Schnauz — der liegt am Ofen
und leckt sich seine Pfoten.

Die Miez — die sitzt am Fenster
und wäscht sich ihren Spenzer.

Rumpeldiepumpel ſchnaufeſchnauf —
da kommt die Frau die Treppe 'rauf.

Was bringt die Frau dem Kätzchen?
Einen Knäul, einen Knäul, mein Schätzchen,

einen Knäul aus grauem Wollenflaus,
der ausſieht wie eine kleine Maus.

Was bringt die Frau dem Hündchen?
Ein Halsband, mein Kindchen,

ein Halsband von beſondrer Art,
auf welchem ſteht: Schnauz Schnauzebart.

Ri ra rumpeldiedaus —
und damit iſt die Geſchichte aus.

Chriſtian Morgenſtern.

Vor dem Küchenſchrank.

Es war einmal ein — Küchenſchrank: ein ſehr vortrefflicher, alter, ehrenfeſter Küchenſchrank, und er ſtand und ſteht — draußen in unſerer Küche, wo wir ihn uns morgen anſehen wollen. — Er war feſt verſchloſſen, was von zwei ſehr wichtigen und angeſehenen Perſonen, die davorſtanden, für das einzige Übel an ihm erklärt wurde. Martha hatte aber die Schlüſſel in ihrer Taſche, und beide Perſonen, die ich dir ſogleich näher beſchreiben will, erklärten das einſtimmig — ſie waren ſonſt ſelten einer Meinung — für ſehr unangenehm, ſehr unrecht und ſehr Mißtrauen und Verachtung erregend.

Ich habe ſchon geſagt, daß beide davorſitzende Perſonen von großem Anſehen und Gewicht waren, ſowohl in der Küche wie auf dem Hofe und dem Boden. Beide machten ſich oft nützlich, oft aber auch ſehr unnütz. Jede hatte ein Amt zu verwalten und verwaltete es auch — das war ihre Pflicht; jede miſchte ſich aber auch nur zu gern in Dinge, die ſie durchaus nichts angingen, und das — war ſehr unartig. Vor dem Küchenſchrank zum Beiſpiel hatten ſie in dieſem Augenblick durchaus nichts zu tun, und doch waren ſie da, guckten ihn an, guckten darunter, guckten an ihm hinauf. Es roch aber auch gar zu lieblich daraus hervor!

Die eine dieſer Perſonen war mit einem ſchönen weißen Pelz bekleidet, einen kleinen Schnurrbart trug ſie um das Stumpfnäschen und ſchritt ganz leiſe, leiſe auf vier Pfoten und ſcharfen Krallen einher. Einen ſchönen, langen, ſpitzen Schwanz hatte ſie auch, und ſie ſchwang ihn in dieſem Augenblick heftig hin und her; denn ſie ärgerte ſich eben ſehr, und zwar über drei Dinge:

erſtens über den verſchloſſenen Schrank,
zweitens über die andere Perſon,
drittens über ſich ſelbſt.

Es war, es war . . . Nun, Lieschen, wer war es?

„Die Katze, die Katze!“

Richtig, die Katze Miez, der Madame Pimpernell Katze! Die andere Perſon war etwas größer als Miez, hatte einen braunen Pelz an, marſchierte auf vier Beinen einher wie Miez, aber lange nicht ſo leiſe, und ſie ärgerte ſich auch über drei Dinge: das Schloß am Schranke, die Katze und ſich ſelbſt. Ihren Schwanz hätte ſie ebenfalls gern hin und her geſchleudert; aber ſie konnte es leider nicht; denn ſie beſaß nur einen ganz kleinen Stummel, nicht der Rede wert. Das machte ſie faſt noch ergrimmter als Miez; denn die konnte doch wenigſtens ihrem Zorn Luft machen.

Nun, wer mochte dieſe zweite Perſon wohl ſein, Lieſe?

„Der Hund, Marquarts Bello!“ ſchrie Eliſe ganz entzückt.

Geraten, es war Bello, der Edle; auch ein ganz netter Kerl, aber — wie geſagt — vor dem Schrank hatte er nichts zu ſuchen.

„Nun?“ ſagte Miez, den Bello anguckend.

„Nun?“ ſagte Bello, die Miez anguckend.

„Miau!“ klagte Miez, den Schrank anguckend.

„Wau!“ heulte Bello, den Schrank anguckend.

So weit waren ſie; ſie wollten aber dabei nicht bleiben.

„Packen Sie ſich auf den Hof!“ ſagte die Katze. „Was haben Sie hier zu gaffen?“

„Sie hätte ich Luſt zu packen“, ſchrie der Hund; „ſcheren Sie ſich gefälligſt auf Ihren Boden und fangen Sie Mäuſe! Auf kriegen Sie ihn doch nicht!“

„Pah!“ ſagte die Katze und ſchleuderte ihren ſchönen Schweif dem Hunde zu, was ſo viel heißen ſollte wie: Armer

Kurzſtummel, wenn ich nur wollte! Das war aber dem armen Bello zuviel; denn jede Anſpielung auf ſeinen Stummel machte ihn wütend, wie auch der Swienegel, der, wie du weißt, mit dem Haſen auf der Buxtehuder Heide um die Wette lief, nichts auf ſeine krummen Beine kommen ließ.

Auf ſprang alſo Bello, heulte furchtbar und wollte eben der Miez an ihr ſchönes glattes Fell, als auf einmal . . .

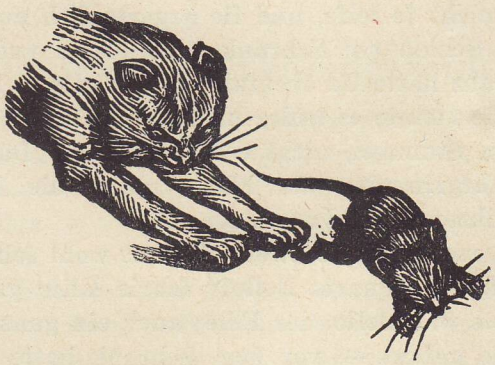
„Piep, piep, piep!“

es im Schranke ertönte.

„Mauſe, Mi-auſe, Miauſe am Braten drinnen — und ich dri-außen, dri-außen, dri-i-i-außen!“ jammerte die Katze.

„Wau, wau! Das kommt von Ihrem albernen Betragen und Ihrer Nachläſſigkeit!“ heulte der Hund, und dann — kam Martha vom Markte zurück, und Hund und Katze gingen hin, wo ſie hergekommen waren.

Wilhelm Raabe.



Der alte Sultan.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß; der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, ſo daß er nichts mehr feſt packen konnte. Zu einer Zeit ſtand der Bauer mit ſeiner Frau vor der Haustür und ſprach: „Den alten Sultan ſchieß' ich morgen tot, der iſt zu nichts mehr nütze.“ Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Tiere hatte, antwortete: „Da er uns ſo lange Jahre gedient hat und ehrlich bei uns gehalten, ſo könnten wir ihm wohl das Gnadenbrot geben.“ — „Ei was“, ſagte der Mann, „du biſt nicht recht geſcheit; er hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb

fürchtet ſich vor ihm, er kann jetzt abgehen! Hat er uns gedient, ſo hat er ſein gutes Freſſen dafür gekriegt."

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgeſtreckt lag, hatte alles mitangehört und war traurig, daß morgen ſein letzter Tag ſein ſollte. Er hatte einen guten Freund, das war der Wolf; zu dem ſchlich er abends hinaus in den Wald und klagte über das Schickſal, das ihm bevorſtände. „Höre, Gevatter", ſagte der Wolf, „ſei gutes Mutes, ich will dir aus deiner Not helfen! Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit ſeiner Frau ins Heu, und ſie nehmen ihr kleines Kind mit, weil niemand im Hauſe zurückbleibt. Sie pflegen das Kind während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen; lege dich daneben, gleich als wollteſt du es bewachen! Ich will dann aus dem Wald herauskommen und das Kind rauben; du mußt mir eifrig nachſpringen, als wollteſt du es mir wieder abjagen. Ich laſſe es fallen, und du bringſt es den Eltern wieder zurück; die glauben dann, du hätteſt es gerettet, und ſind viel zu dankbar, als daß ſie dir ein Leid antun ſollten; im Gegenteil, du kommſt in völlige Gnade, und ſie werden es dir an nichts mehr fehlen laſſen."

Der Anſchlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, ſo ward er auch ausgeführt. Der Vater ſchrie, als er den Wolf mit ſeinem Kinde durchs Feld laufen ſah; als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, ſtreichelte ihn und ſagte: „Dir ſoll kein Härchen gekrümmt werden, du ſollſt das Gnadenbrot eſſen, ſolange du lebſt!" Zu ſeiner Frau aber ſprach er: „Geh gleich heim und koche dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen, und bring das Kopfkiſſen aus meinem Bette, das ſchenk' ich ihm zu ſeinem Lager!" Von nun an hatte es der alte Sultan ſo gut, wie er ſich's nur wünſchen konnte. — Bald hernach beſuchte ihn der Wolf und freute ſich, daß alles ſo wohl gelungen war. „Aber, Gevatter", ſagte er, „du wirſt doch ein Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit deinem Herrn ein fettes Schaf weghole. Es wird einem heutzutage ſchwer, ſich durchzuſchlagen." — „Darauf rechne nicht", antwortete der Hund, „meinem Herrn bleibe ich treu; das darf ich nicht zugeben!" Der Wolf meinte, das wäre nicht im Ernſt geſprochen, kam in der Nacht herangeſchlichen und wollte ſich das Schaf holen.

Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verraten hatte, paßte ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreſchflegel garſtig die Haare. Der Wolf mußte ausreißen, ſchrie aber dem Hund zu: „Wart, du ſchlechter Geſelle, dafür ſollſt du büßen!“ Am andern Morgen ſchickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten ſie ihre Sache ausmachen. Der alte Sultan konnte keinen Beiſtand finden als eine Katze, die nur drei Beine hatte, und als ſie zuſammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und ſtreckte zugleich vor Schmerz den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und ſein Beiſtand waren ſchon an Ort und Stelle; als ſie aber ihren Gegner daherkommen ſahen, meinten ſie, er führe einen Säbel mit ſich, weil ſie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür anſahen. Und wenn das arme Tier ſo auf drei Beinen hüpfte, dachten ſie nicht anders, als es höbe jedesmal einen Stein auf und wollte damit auf ſie werfen. Da ward ihnen beiden angſt: das wilde Schwein verkroch ſich ins Laub, und der Wolf ſprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als ſie herankamen, wunderten ſich, daß ſich niemand ſehen ließ. Das wilde Schwein aber hatte ſich im Laub nicht ganz verſtecken können, ſondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze ſich bedächtig umſchaute, zwinkte das Schwein mit den Ohren; die Katze, die meinte, es rege ſich da eine Maus, ſprang darauf zu und biß herzhaft hinein. Da erhob ſich das Schwein mit großem Geſchrei, lief weg und rief: „Dort auf dem Baum, da ſitzt der Schuldige!“ Der Hund und die Katze ſchauten hinauf und erblickten den Wolf; der ſchämte ſich, daß er ſich ſo furchtſam gezeigt hatte, und nahm von dem Hund den Frieden an.

Brüder Grimm.

Vom Hund im Waſſer.

Es lief ein Hund durch einen Waſſerſtrom und hatte ein Stück Fleiſch im Maule; als er aber den Schatten vom Fleiſch im Waſſer ſieht, denkt er, es wäre auch Fleiſch, und ſchnappt gierig danach. Da er aber das Maul auftat, entfiel ihm das Stück Fleiſch, und das Waſſer führte es weg; alſo verlor er beide, das Fleiſch und den Schatten.

Martin Luther.

Der Hahn.

In der Sonne ſteht der Hahn,
redet ſeine Hennen an:
„Seht mich an! Wo iſt der Mann,
der mit mir ſich meſſen kann?
Seht dies Auge, groß und mächtig,
meine Federn, golden, prächtig,
meines Kammes Majeſtät,
dieſe rote Krone, ſeht!

Meine Haltung, ſtolz und ſchlank,
meines Rufs Trompetenklang
und mein königlicher Gang,
an den Füßen dieſe Sporen:
alles zeigt euch einen Mann,
der wahrhaftig ſagen kann,
daß zum Helden er geboren.“
Alſo ſpricht der ſtolze Hahn,
kräht, ſo laut er krähen kann.

Plötzlich kommt ein kleiner Mops,
ſpringt und bellt mit luſt'gem Hops
nur zum Spaß den Helden an,
und — o ſeht, der kühne Mann
läuft, was er nur laufen kann! —
Ach, du jämmerlicher Hahn!

Robert Reinick.

Der Wolf und der Menſch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menſchen; kein Tier könnte ihm widerſtehen, und ſie müßten Liſt gebrauchen, um ſich vor ihm zu erhalten. Da anwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menſchen zu ſehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen!“ — „Dazu kann ich dir helfen“, ſprach der Fuchs; „komm nur morgen früh zu mir, ſo will ich dir einen zeigen!“ Der Wolf ſtellte ſich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerſt kam ein alter, abgedankter Soldat. „Iſt das ein Menſch?“ fragte der Wolf. „Nein“,

antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" — „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen!" Der Wolf ging nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe", legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe; da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf", sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" — „Ach", antwortete der Wolf, „so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt! Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot wäre liegengeblieben." — „Siehst du", sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist! Du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst."

Brüder Grimm.

Der Löwe und die Maus.

Ein Löwe schlief in seiner Höhle; um ihn her spielte eine Schar lustiger Mäuse. Eine von ihnen war eben auf einen hervorstehenden Felsen gekrochen, fiel hinab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze festhielt.

„Ach", bat sie, „sei doch großmütig gegen mich armes unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt getan und bin von dem Felsen hinabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben und ich will dir zeitlebens dankbar sein!"

„Geh hin!“ sagte der Löwe großmütig und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein? Nun, das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte!“

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse. Da hörte es das klägliche Gebrüll eines Löwen. „Der ist in Gefahr“, sprach es bei sich und ging der Stelle zu, von wo das Gebrüll herübertönte.

Es fand den großmütigen Löwen von einem starken Netz umschlungen, das der Jäger heimlich ausgespannt hatte, um damit große Waldtiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, daß der Löwe weder seine Zähne noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu zerreißen.

„Warte nur, mein Freund“, sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen!“ Es lief hinzu und zernagte die Stricke, welche die Vordertatzen des Löwen gefesselt hatten. Als diese frei waren, zerriß er das übrige Netz und ward so durch die Hilfe des kleinen Mäuschens wieder frei.

Nach Äsop.

Rätsel.

Es flog ein Vogel federlos
auf einen Baum blattlos.
Da kam die Frau mundlos
und aß den Vogel federlos.

*

Es sitzen zweiunddreißig Gesellchen
in einem kleinen Ställchen,
sind lustig und munter,
gehen 'rauf und 'runter,
und ein rot Mädchen dabei:
so sitzen sie schön in einer Reih'.

*

Schneeweiß ist es angetan,
niemand nimmt sich seiner an,
bis sein Herz ist hart wie Stein
und sein Leib wie roter Wein.

*

Ein eisernes Gäulchen,
ein flächsernes Schwänzchen;
je länger springt das Gäulchen,
je kürzer wird das Schwänzchen.

*

Ein Vorhang aus Luft und Duft gewoben
und wie der Wind geschwind zerstoben.
Was ist es? Ihr wißt es.

*

Ich wandle mit dir Tag und Nacht
im Sonnen- und im Mondenschein.
Auf leisen Sohlen schleich' ich sacht
bald vor dir her, bald hinterdrein,
hinab das Tal, hinan den Berg,
bald wie ein Ries', bald wie ein Zwerg.

Volksgut.

Lösungen: Schnee und Sonne; Die Zähne; Kirschke; Nadel und Zwirn; Nebel; Schatten.

Rumpelstilzchen.

Es war einmal ein Müller, der war arm; aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Der König sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst, die mir wohlgefällt; wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen!" Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihm Rad und Haspel und sprach: „Jetzt mach dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben!" Darauf schloß er die Kammer selbst zu, und es blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat; sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Tür auf, und ein kleines Männchen trat herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin! Warum weint Sie so sehr?" — „Ach",

antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht!“ Sprach das Männchen: „Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?“ — „Mein Halsband“, sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr! dreimal gezogen, war die Spule voll; dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr! dreimal gezogen, war auch die zweite voll, und so ging's fort bis zum Morgen; da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich; aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte; da ging abermals die Tür auf, und das kleine Männchen erschien und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ — „Meinen Ring von dem Finger“, antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Das mußt du noch in dieser Nacht verspinnen; gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden.“ Wenn's auch eine Müllerstochter ist, dachte er, eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht. Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ — „Ich habe nichts mehr, was ich geben könnte“, antwortete das Mädchen. — „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind!“ Wer weiß, wie das noch geht! dachte die Müllerstochter und wußte sich in der Not auch nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen. Da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast!“

Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte; aber das Männchen sprach: „Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt." Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männlein Mitleid mit ihr hatte. „Drei Tage will ich dir Zeit lassen", sprach es; „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten."

Nun besann sich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am andern Tage das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her; aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiß' ich nicht." Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft umherfragen, wie die Leute da genannt würden, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen vor. „Heißt du vielleicht Rippenbiest oder Hammelswade oder Schnürbein?" Aber es antwortete immer: „So heiß' ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können; aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie:

‚Heute back' ich, morgen brau' ich,
übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind;
ach, wie gut ist, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß'!'"

Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte. Und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte: „Nun, Frau Königin, wie heiß' ich?" fragte sie erst: „Heißest du Kunz?" — „Nein." — „Heißest du Heinz?" — „Nein." — „Heißt du etwa Rumpelstilzchen?" — „Das hat dir der Teufel gesagt! Das hat dir der Teufel gesagt!" schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr; dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.

Brüder Grimm.

Rätsel.

Ich habe keinen Schneider
und hab' doch sieben Kleider.
Wer mir sie auszieht, der muß weinen,
und sollt' er noch so lustig scheinen.

Friedrich Güll.

*

Kennst du die Brücke sonder Bogen
und ohne Joch, von Diamant,
die über breiter Ströme Wogen
errichtet eines Greises Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen
geräuschlos, du bemerkst es kaum;
doch kann sie schwere Lasten tragen
und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
so hüpft ein Knabe froh daher,
der reißt die Brücke eilig nieder.
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

Verfasser unbekannt.

Lösungen: Schiebel, Eis.

Rätsel aus dem badischen Land.

's wohne vier Brüeder binand ime kline Hüsli
un ka keinr am andere helfe.

*

's stoht ne rot Büebli am Rai,
het 's Büchli voller Stei.
Was isch's?

*

's stoht öbbis am Rai
un wacklet mit em Bei,
bis em vor Angst un Not
's Köpfli wird füerrot.
Wer mag das si? Jetz rot!

(Aus Riedichen, Amt Schopfheim.)

*

's geht 'n Mädel iwer de Rhei,
bringt 'm Herr vum beschte Wei,
hott kä Kruck un hott kä Glas,
rat emal!
Was isch das?

(Aus der Pfalz.)
Volksgut.

Lösungen: Die Kerne in einer Kammuß; Die Hagebutte; Die Erdbeere; Traube.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul, man legte sich
hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
eh' man's gedacht,
die Männlein und schwärmten
und klappten und lärmten
und rupften und zupften
und hüpften und trabten
und putzten und schabten.
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
war all sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
hin auf die Spän' und reckten sich;
indessen kam die Geisterschar
und sah, was da zu zimmern war,
nahm Meißel und Beil
und die Säg' in Eil'.
Sie sägten und stachen
und hieben und brachen,
berappten und kappten,
visierten wie Falken
und setzten die Balken. —
Eh' sich's der Zimmermann versah,
klapp, stand das ganze Haus schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Not,
die Heinzelmännchen backten Brot,

die faulen Burschen legten sich,
die Heinzelmännchen regten sich
und ächzten daher
mit den Säcken schwer
und kneteten tüchtig
und wogen es richtig
und hoben und schoben
und fegten und backten
und klopften und hackten; —
die Burschen schnarchten noch im Chor,
da rückte schon das Brot, das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
wie die Mühl' im Wind.
Die klappten mit Beilen,
die schnitzten an Speilen,
die spülten, die wühlten
und mengten und mischten
und stopften und wischten.
Tat der Gesell die Augen auf,
wapp, hing die Wurst da schon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: Es trank
der Küfer, bis er niedersank.
Am hohlen Fasse schlief er ein,
die Männlein sorgten um den Wein
und schwefelten fein
alle Fässer ein
und rollten und hoben
mit Winden und Kloben
und schwenkten und senkten
und gossen und panschten
und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
war schon der Wein geschönt und fein gemacht.

Einst hatt' ein Schneider große Pein,
der Staatsrock sollte fertig sein;

warf hin das Zeug und legte sich
hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
auf den Schneidertisch
und schnitten und rückten
und nähten und stickten
und faßten und paßten
und strichen und guckten
und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
war Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib
und macht sich diesen Zeitvertreib:
streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht,
eins fährt nun aus,
schlägt hin im Haus,
die gleiten von Stufen
und plumpen in Kufen,
die fallen mit Schallen,
die lärmen und schreien
und vermaledeien.
Sie springt hinunter auf den Schall
mit Licht. Husch, husch, husch, husch! —
verschwinden all'.

O weh, nun sind sie alle fort,
und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
man muß nun alles selber tun.
Ein jeder muß fein
selbst fleißig sein
und kratzen und schaben
und rennen und traben
und schniegeln und biegeln
und klopfen und hacken
und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

August Kopisch.

Schlachtfest

Das Schlaraffenland.

Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
den faulen Leuten wohlbekannt,
das liegt drei Meilen hinter Weihnachten.
Und wer nach diesem Land will trachten,
der muß sich großer Ding' vermessen:

durch einen Berg von Hirsebrei essen,
der ist wohl dreier Meilen dick.
Alsdann ist er im Augenblick
im selbigen Schlaraffenland,
wo aller Reichtum ist bekannt.

Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen Türen sind und Laden,
von Speckkuchen Deck' und Wand man find't,
von Schweinebraten die Balken sind.
Um jedes Haus ist dort ein Zaun,
geflochten mit Bratwürsten braun,
von Griechenwein sind dort die Bronnen,
kommen einem selbst ins Maul geronnen.

Auf den Tannen wachsen die Krapfen
wie hierzuland die Tannenzapfen,
auf Weidenköpfen Semmeln stehn,
Milchbäche unter ihnen gehn.
Die fallen dann in den Bach hinab,
daß jedermann zu essen hab'.
Auch gehn die Fische in den Lachen
gesotten, gebraten, gesalzen, gebachen
und kommen dem Gestad' ganz nahe,
daß man sie mit den Händen fahe;
auch fliegen um (ihr mögt es glauben)
gebratne Hühner, Gäns' und Tauben;
wer sie nicht fängt und ist zu faul,
dem fliegen selber sie ins Maul.
Die Säue, immer wohl geraten,
laufen im Lande um, sind gebraten,
jede ein Messer hat im Rück,
damit schneid't jeder sich ein Stück.

Es wachsen Bauern auf dem Baume,
gleichwie in unserem Land die Pflaume;
wenn zeitig sie, fallen sie ab,
ein jeder in ein Paar Stiefel hinab.
Wer Pferd' hat, wird ein reicher Meier:
sie legen ganze Körb' voll Eier;
auch schütt't man aus den Eseln Feigen.
Nicht hoch muß man nach Kirschen steigen;
wie Schwarzbeeren sie wachsen tun.

Auch ist im Lande ein Jungbrunn,
darin verjüngen sich die Alten.

Viel Kurzweil ist im Land gehalten;
so schießen nach dem Ziel die Gäste:
der weit'st vom Blatt, gewinnt das Beste;
im Laufen gewinnt der Letzt' allein.
Das Polsterschlafen ist allgemein;
auch ist im Land gut Geld gewinnen;
wer sehr faul ist und schläft darinnen,
dem gibt man für die Stund' zwei Pfennig,
er schlafe gleich viel oder wenig.
Und welcher da sein Geld verspielt,
zwiefach man ihm das da vergilt,
und welcher auch nicht gern bezahlt,
sobald die Schuld ein Jahr wird alt,
muß jeder ihm dazu noch geben,
und welcher da gern gut will leben,
dem gibt man für den Trunk noch Geld,
und welcher die Leut' zum Narren hält,
bekommt ein'n Groschen noch zum Lohne;
für 'ne große Lüg' gibt's eine Krone.

Doch muß sich hüten da ein Mann,
Daß man Vernunft ihm merket an;
wer Sinn und Witz gebrauchen wollt',
dem würd' kein Mensch im Lande hold.
Und wer gern arbeit't mit der Hand,
verbeut man das Schlaraffenland;
wer Zucht und Ehrbarkeit will lieben,
der wird zum Land hinausgetrieben;
wer unnütz ist, sich nichts läßt lehren,
der kommt im Land zu großen Ehren;
wer als der Faulste wird erkannt,
der wird zum König in dem Land;
wer wüst, wild und unsinnig ist,
grob, unverständig alle Frist,
den macht man in dem Land zum Fürsten;
wer gerne ficht mit Leberwürsten,
aus dem ein Ritter wird gemacht.
Wer liederlich, auf nichts hat acht

als Essen, Trinken und viel Schlafen,
der wird im Land gemacht zum Grafen;
wer tölpisch ist und gar nichts kann,
der ist im Land ein Edelmann.

Wer also lebt wie obgenannt,
der ist gut fürs Schlaraffenland,
das von den Alten ist erdichtet,
zur Lehr' der Jugend zugerichtet.

Hans Sachs (gekürzt).

Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter; gebt mir meinen Lohn!" Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll der Lohn sein", und gab ihm ein Stück Gold, das so groß wie Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach", sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinem Stein, spart die Schuh' und kommt fort, er weiß nicht wie!" Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?" — „Ich muß ja wohl", antwortete er; „da habe ich einen Klumpen heimzutragen; es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht geradhalten, auch drückt mir's auf die Schulter." — „Weißt du was?" sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen." — „Von Herzen gern", sprach Hans; „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen!" Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopphopp! rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopphopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab,

und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich hertrieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauern: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen hinabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob' ich mir Eure Kuh; da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" — „Nun", sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein, der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, sooft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melk' ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" — Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. — Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. Dem Ding ist zu helfen, dachte Hans; jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben. Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter; aber wie er sich auch mühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und sich eine Zeitlang gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf.

Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da, trinkt einmal und erholt Euch! Die Kuh wird wohl keine Milch geben; das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." — „Ei, ei", sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann; was gibt's für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel; es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders; dabei noch die Würste!" — „Hört, Hans", sprach da der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen!" — „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft!" sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wiedergutgemacht. — Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal", fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist; die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden! Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." — „Ja", sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht; aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursche nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopfe. „Hört", fing er darauf an, „mit Eurem Schwein mag's nicht ganz richtig sein! In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schweine erwischten; das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bange. „Ach Gott", sprach er, „helft mir aus der Not! Ihr wißt hier herum bessern Bescheid; nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans!" — „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen", antwortete der Bursche; „aber ich will doch nicht

schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege", sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr, und endlich die schönen, weißen Federn, die laß' ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren; sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." — „Ja", antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, sooft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" — „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." — „Und das Schwein?" — „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt." — „Und die Kuh?" — „Die hab' ich für ein Pferd bekommen." — „Und das Pferd?" — „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß wie mein Kopf, gegeben." — „Und das Gold?" — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst!" — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt", sprach der Schleifer; „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." — „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. — „Ihr müßt ein Schleifer werden wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein; das andere findet sich schon von selbst. Da hab' ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft; dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" — „Wie könnt Ihr noch fragen", antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden! Habe ich Geld, sooft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?", reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun", sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen, schweren Feld-

stein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel geradeklopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf!"

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein", rief er aus; „alles, was ich wünsche, trifft mir ein wie einem Sonntagskind!" Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weitergehen und mußte jeden Augenblick haltmachen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpsten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freude auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art, und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich", rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne!" Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Brüder Grimm.

Das Hirsekorn.

Es war einmal ein armer, armer Junge; der hatte von seiner Mutter, als sie starb, ein kleinwinziges Hirsekorn geerbt, und das war all sein Reichtum. Da er nun weder Vater noch Mutter zu verlassen hatte, so meinte er, die Welt sei groß und schön, er wolle sich ein wenig darin umschauen. Also nahm er sein Hirsekorn und wanderte fort. Nicht lange, so begegnete er einem

alten Manne mit breitem Hut und grauem Mantel, der sah so freundlich aus. „Gott grüß' Euch, alter Großvater!" sprach der Junge. „Schönen Dank!" erwiderte der Mann; „wo gehst du denn hin?" — „Auf Reisen", sprach der Junge, „und ich trage all mein Gut mit mir, das ist ein Hirsekorn; wird es mir nicht gestohlen werden?" Da jammerte den Mann der arme Knabe, und er sprach: „Besorge nichts, mein Kind; du wirst es zwar verlieren, aber dadurch gewinnen!" Abends kehrte der Junge in einem Dorfe ein, klopfte bei einem Bauern an und bat um Herberge. Als er schlafen ging, legte er sein Hirsekorn aufs Fenster und sprach zum Wirte: „Das ist all mein Reichtum; wird es mir nicht gestohlen werden?" — „Schlafe ruhig, mein Sohn, es soll dir in meinem Hause kein Schaden geschehen!" Am Morgen, als die Sonne ins Fenster schien, glänzte das Hirsekorn, und der Haushahn, der im Hof umherstieg und Körner suchte, sah es, flog hin und pickte es auf. Eben war der Knabe erwacht und erblickte den Hahn auf dem Fenster, wie er sein Hirsekorn verschluckte. Da fing er an zu weinen und zu klagen. Der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Der Hahn ist dein,
hat er gefressen das Hirselein."

Nun war der Knabe froh, nahm den Hahn und wanderte weiter. Abends kam er wieder in einem andern Dorfe zu einem Bauern und bat um Herberge und sprach: „Der Hahn ist all mein Reichtum; wird er mir nicht gestohlen werden?" — „Schlafe ruhig, mein Sohn", sprach der Wirt, „auf meinem Hof darf dir kein Schaden geschehen!" Frühmorgens aber ging der Hahn im Hof umher und suchte sich Körner; und wie er einige gefunden hatte, sah dieses das Schwein des Bauern, packte den Hahn und erbiß ihn; die Körner aber fraß es selbst. Als der Knabe am Morgen nach seinem Hahn sah, so lag der tot da. Nun fing der Junge an zu jammern und zu klagen: „Oh, weh mir! Das Schwein hat meinen Hahn erbissen!" Da tröstete ihn der Bauer und sprach:

„Nimm hin das Schwein,
es sei nun dein,
hat's den Hahn dir erbissen!"

und band dem Schwein ein Seil an den Fuß, und der Junge zog mit dem Tier weiter. Abends gelangte er wieder in ein Dorf und sprach abermals bei einem Bauern an, und da nahm

man ihn freundlich auf. Er sagte aber zum Wirte: „Mein ganzer Reichtum ist dies Schwein; wird es mir nicht gestohlen werden?" — „Schlafe ruhig, mein Sohn, auf meinem Hof darf dir kein Schaden geschehen!" Als aber am Morgen eine mutige Kuh des Bauern das fremde Schwein im Hofe sah, lief sie darauflos und erstieß es mit ihren Hörnern. Der Knabe erwachte bald, ging hinaus und sah sein Unglück; da fing er an zu jammern; doch der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Die Kuh ist dein,
hat sie das Schwein
dir erstoßen",

band ihr ein Seil um den Hals und übergab sie dem Knaben. Der wanderte jetzt fröhlich weiter und gelangte abends auf einen Edelhof und bat um Herberge; die wurde ihm auch gerne gewährt. Der Knabe aber sprach ganz untertänig zum Herrn des Hofes, als er schlafen ging: „All mein Reichtum ist diese Kuh; wird sie mir nicht gestohlen werden?" — „Schlafe ruhig, armer Junge, auf meinem Hofe soll dir kein Schaden geschehen!" Als am Morgen die Pferde zur Tränke geführt wurden, sprang ein mutwilliger Hengst im Hof umher. Sowie er die fremde Kuh erblickte, lief er auf sie zu und schlug sie tot. Als der Junge seine Kuh tot sah, fing er an zu klagen und zu jammern; der Edelmann aber tröstete und sprach:

„Nimm den Hengst für die Kuh
und den Zaum dazu!"

Da setzte sich der Junge auf das stattliche Roß und ritt in die weite, weite Welt und verrichtete viele Heldentaten; zuletzt ist er noch auf den Glasberg geritten, hat die Königstochter erlöst und ist König geworden. — Seht ihr's, was aus einem armen Jungen werden kann, wenn er Glück hat! Joseph Haltrich.

Lügenmärchen.

Ich will euch singen und will nicht lügen:
Ich sah drei gebratene Hühner fliegen,
sie flogen also schnelle,
sie hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt,
den Rücken nach der Hölle.

Ein Amboß und ein Mühlenſtein,
die ſchwammen zuſammen über den Rhein,
ſie ſchwammen alſo leiſe.
Da fraß ein Froſch einen glühenden Pflug
zu Pfingſten auf dem Eiſe.

Es wollten drei Kerls einen Haſen fangen,
ſie kamen auf Krücken und Stelzen gegangen;
der eine konnt' nicht hören,
der andre war blind, der dritte ſtumm,
der vierte konnt' ſich nicht rühren.

Nun will ich euch ſingen, wie es geſchah:
Der Blinde zuerſt den Haſen ſah
im Feld geſchwind hertraben.
Der Stumme rief dem Lahmen zu,
da faßt' ihn der beim Kragen.

Es ſegelten etliche über Land,
die Segel hatten ſie in den Wind geſpannt
und ſegelten auf den Feldern.
Sie ſegelten auf einen hohen Berg:
da ertranken ſie all' in den Wäldern.

Es ging ein Krebs auf die Haſenjagd:
die Wahrheit kommt heraus mit Macht
und bleibt nicht lang verſchwiegen.
Es lag eine Kuhhaut auf dem Dach,
die war da hinaufgeſtiegen.

Hiermit will ich mein Lied beſchließen,
ſollt' es die Leute gleich verdrießen,
und will nicht länger lügen;
in meinem Land ſind die Fliegen
ſo groß als hierzuland die Ziegen.

Volksgut.

Das Unglaubliche.

Es war einmal ein Edelmann, der fuhr nicht anders als mit vier Pferden aus und tat dabei ſo ſtolz, als ob er der König oder gar der Kaiſer von Deutſchland wär'. Das ärgerte einen Bauern, der neben dem Edelhof wohnte und ſechs Pferde hatte. Als der Edelmann es ihm nun zu bunt machte, ſpannte er

ſeine ſechs an einen großen Heuwagen und fuhr ſtets hinter dem Edelmann drein, zwei Knechte vorn, er in der Mitte und vier Knechte hinter ihm. Das erſte Mal tat der Edelmann, als bemerke er das nicht, das zweite Mal warf er dem Bauern nur einen giftigen Blick zu, das dritte Mal rief er, wenn es noch einmal geſchehe, dann ... Was er weiter ſagte, konnte kein Menſch verſtehen; denn ſobald der Edelmann anfing zu ſprechen, gab der Bauer den Knechten ein Zeichen, und ſie knallten mit ihren Peitſchen, als ob das Wilde Heer heranführe.

Am folgenden Morgen verklagte der Edelmann ihn beim Richter. Der ſetzte ſeine Brille auf und ſchlug alle ſeine Bücher auf; aber ein ſolcher Fall ſtand nicht darin. Endlich entſchied er: „Wer von euch beiden eine Lüge erfindet, die ſo groß iſt, daß der andere ſie nicht glauben kann, der darf mit allen ſeinen Pferden ausfahren, der andere muß zu Hauſe bleiben."

Da rieb der Edelmann ſich die Hände und dachte, jetzt ſei der Bauer verloren; denn der ſei keinesfalls ſo pfiffig wie er. Er zog ein Reſtchen Brot aus ſeiner Jagdtaſche, hub an zu lügen und ſprach: „Geſtern haben meine Tagelöhner bis neun Uhr abends Korn gedroſchen, das habe ich ſäen laſſen, es war um elf Uhr reif, um zwölf Uhr gemahlen, und hier iſt das Brot davon."

„Das glaube ich gern", ſprach der Bauer. „Ich habe geſtern abend Eicheln geleſen und geſät, die hatten heute morgen ſchon gekeimt; da habe ich aus ihrem Holz eine Leiter gemacht, die legte ich an den Himmel an und ſtieg hinauf. Der erſte, dem ich begegnete — denkt, Herr Edelmann! — das war Euer Großvater, der ſaß als Säuhirt hinter der Türe."

„Das iſt gelogen!" ſchrie der Edelmann zornig. Der Richter aber ſprach: „Und darum ſollt Ihr mit Euren Pferden daheim bleiben, der Bauer aber darf mit ſechſen ausfahren."

Johann Wilhelm Wolf.

Der Bauer und der Teufel.

Es war einmal ein kluges und verſchmitztes Bäuerlein, von deſſen Streichen viel zu erzählen wäre; die ſchönſte Geſchichte iſt aber doch, wie er den Teufel einmal drangekriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bäuerlein hatte eines Tages ſeinen Acker beſtellt und rüſtete ſich zur Heimfahrt, als die Dämmerung ſchon eingetreten war. Da erblickte er mitten auf ſeinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als er voll Verwunderung hinzuging, ſo ſaß oben auf der Glut ein kleiner ſchwarzer Teufel. „Du ſitzeſt wohl auf einem Schatz?“ ſprach das Bäuerlein. „Jawohl“, antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält, als du dein Lebtag geſehen haſt.“ — „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir“, ſprach das Bäuerlein. „Er iſt dein“, antwortete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibſt, was dein Acker hervorbringt. Geld habe ich genug; aber ich trage Verlangen nach den Früchten der Erde.“ Das Bäuerlein ging auf den Handel ein. „Damit aber kein Streit bei der Teilung entſteht“, ſprach es, „ſo ſoll dir gehören, was über der Erde iſt, und mir, was unter der Erde iſt.“ Dem Teufel gefiel das wohl; aber das liſtige Bäuerlein hatte Rüben geſät. Als nun die Zeit der Ernte kam, ſo erſchien der Teufel und wollte ſeine Frucht holen; er fand aber nichts als die gelben welken Blätter, und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub ſeine Rüben aus. „Einmal haſt du den Vorteil gehabt“, ſprach der Teufel, „aber für das nächſte Mal ſoll das nicht gelten. Dein iſt, was über der Erde wächſt, und mein das, was darunter iſt.“ — „Mir auch recht!“ antwortete das Bäuerlein. Als aber die Zeit der Ausſaat kam, ſäte das Bäuerlein nicht wieder Rüben, ſondern Weizen. Die Frucht ward reif, das Bäuerlein ging auf den Acker und ſchnitt die vollen Halme bis zur Erde ab. Als der Teufel kam, fand er nichts als Stoppeln und fuhr wütend in eine Felſenſchlucht hinab. „So muß man die Füchſe prellen“, ſprach das Bäuerlein, ging hin und holte ſich den Schatz. Brüder Grimm.

Der Teufel in der Nuß.

Hans Heiner ging über die Straße und knackte Haſelnüſſe und aß Kerne. Auf einmal fand er eine wurmſtichige; die war ganz leicht.

„Na“, ſagte Hans Heiner und betrachtete das Wurmloch, „das iſt eine enge Gaſſe! Da käm' auch kein Teufel hindurch.“

Auf einmal ſtand der Teufel da und ſagte: „Einem Teufel iſt kein Ding unmöglich.“

„So, ſo?“ ſagte Hans Heiner. „Aber in dieſe Nuß kann kein Teufel kriechen.“

„Aber leicht!“ ſagte der Teufel, und ſchon war er drin. Schnell ſteckte Hans Heiner ein Hölzchen in das Wurmloch.

„Nun hab' ich dich!“ ſagte er und ſteckte die Nuß mit dem Teufel in die Taſche.

Hans Heiner kam zum Schmied und ſagte: „Schmied, kannſt du mir nicht dieſe Nuß knacken?“

„Kleinigkeit!“ ſagte der Schmied und klemmte die Nuß zwiſchen ſeine Hände und drückte. „Nanu?“ ſagte er, „die iſt aber feſt!“ nahm einen kleinen Hammer, legte die Nuß auf den Amboß und ſchlug darauf. Aber das half nichts. Da nahm er einen größeren Hammer, half auch nichts, und noch einen größeren, half auch nichts. „Dich werd' ich doch klein kriegen!“ ſagte der Schmied und nahm ſeinen allerſchwerſten und größten Schmiedehammer, holte aus und ſchlug auf die Nuß mit aller Kraft. Da krachte ſie auseinander, daß der Schmied an die Wand und das Schmiededach hoch in den Himmel und über ſieben Dächer flog. „Maria und Joſeph!“ ſagte der Schmied, „das krachte ja, als wäre der Teufel in der Nuß!“ — „Der war auch drin“, ſagte Hans Heiner.

Will Vesper.

Das tapfere Schneiderlein.

An einem Sommermorgen ſaß ein Schneiderlein auf ſeinem Tiſch am Fenſter, war guter Dinge und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab und rief: „Gut Mus feil! Gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren; es ſtreckte ſein zartes Haupt zum Fenſter hinaus und rief: „Hier herauf, liebe Frau, hier wird Sie Ihre Ware los!“ Die Frau ſtieg die drei Treppen mit ihrem ſchweren Korbe zu dem Schneider hinauf und mußte die Töpfe ſämtlich vor ihm auspacken. Er beſah ſie alle, hob ſie in die Höhe, hielt die Naſe dran und ſagte endlich: „Das Mus ſcheint mir gut; wieg' Sie mir doch vier Lot ab, liebe Frau; wenn's auch ein Viertelpfund iſt, kommt es mir nicht darauf an!“ Die Frau, die

gehofft hatte, einen guten Absatz zu finden, gab ihm, was er verlangte, ging aber ganz ärgerlich und brummig weg. „Nun, das Mus soll mir Gott gesegnen", rief das Schneiderlein, „und soll mir Kraft und Stärke geben!", holte das Brot aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter schmecken", sprach er; „aber erst will ich den Wams fertigmachen, ehe ich anbeiße." Er legte das Brot neben sich, nähte weiter und machte vor Freude immer größere Stiche. Indes stieg der Geruch von dem süßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großen Mengen saßen, so daß sie herangelockt wurden und sich scharenweise darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?" sprach das Schneiderlein und jagte die ungebetenen Gäste weg. Die Fliegen aber, die kein Deutsch verstanden, ließen sich nicht abweisen, sondern kamen in immer größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man sagt, die Laus über die Leber; es langte aus seiner Hölle nach einem Tuchlappen, und: „Wart, ich will euch geben!" schlug es unbarmherzig drauf. Als es abzog und zählte, so lagen nicht weniger als sieben vor ihm tot und streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl?" sprach er und mußte selbst seine Tapferkeit bewundern, „das soll die ganze Stadt erfahren!" Und in der Hast schnitt sich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf: „Sieben auf einen Streich!" — „Ei was, Stadt!" sprach er weiter, „die ganze Welt soll's erfahren!", und sein Herz wakkelte ihm vor Freude wie ein Lämmerschwänzchen.

Der Schneider band sich den Gürtel um den Leib und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkstätte sei zu klein für seine Tapferkeit. Ehe er abzog, suchte er im Haus umher, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte; er fand aber nichts als einen alten Käse; den steckte er ein. Vor dem Tor bemerkte er einen Vogel, der sich im Gesträuch gefangen hatte; der mußte zu dem Käse in die Tasche. Nun nahm er den Weg tapfer zwischen die Beine, und weil er leicht und behend war, fühlte er keine Müdigkeit. Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchsten Gipfel erreicht hatte, so saß da ein gewaltiger Riese und schaute sich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an und sprach: „Guten Tag, Kamerad! Gelt, du sitzest da und besiehst dir die weitläufige Welt? Ich bin eben auf dem Wege dahin und will mich

versuchen. Hast du Lust mitzugehen?" Der Riese sah den Schneider verächtlich an und sprach: „Du Lump, du miserabler Kerl!" — „Das wäre!" antwortete das Schneiderlein, knöpfte den Rock auf und zeigte dem Riesen den Gürtel, „da kannst du lesen, was ich für ein Mann bin." Der Riese las: „Sieben auf einen Streich!", meinte, das wären Menschen gewesen, die der Schneider erschlagen hätte, und kriegte ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erst prüfen, nahm einen Stein in die Hand und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraustropfte. „Das mach mir nach", sprach der Riese, „wenn du Stärke hast!" — „Ist's weiter nichts?" sagte das Schneiderlein, „das ist bei unsereinem Spielwerk", griff in die Tasche, holte den weichen Käse und drückte ihn, daß der Saft herauslief. „Gelt", sprach er, „das war ein wenig besser?" Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte, und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Riese einen Stein auf und warf ihn so hoch, daß man ihn mit Augen kaum noch sehen konnte. „Nun, du Erpelmännchen, das tu mir nach!" — „Gut geworfen", sagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herabfallen müssen; ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wiederkommen", griff in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über seine Freiheit, stieg auf, flog weg und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?" fragte der Schneider. „Werfen kannst du wohl", sagte der Riese, „aber nun wollen wir sehen, ob du imstande bist, etwas Ordentliches zu tragen." Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und sagte: „Wenn du stark genug bist, so hilf mir den Baum aus dem Wald heraustragen!" — „Gern", antwortete der kleine Mann; „nimm nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Äste mit dem Gezweig aufheben und tragen, das ist doch das schwerste!" Der Riese nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider aber setzte sich auf einen Ast, und der Riese, der sich nicht umsehen konnte, mußte den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war dahinten ganz lustig und guter Dinge, pfiff das Liedchen „Es ritten drei Schneider zum Tore hinaus", als wäre das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Weges die schwere Last fortgeschleppt hatte, konnte nicht weiter und rief: „Hör, ich muß den Baum fallen lassen!" Der Schneider sprang behendiglich herab, faßte den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn ge-

tragen hätte, und sprach zum Riesen: „Du bist ein so großer Kerl und kannst den Baum nicht einmal tragen!"

Sie gingen zusammen weiter, und als sie an einem Kirschbaum vorbeikamen, faßte der Riese die Krone des Baumes, wo die zeitigsten Früchte hingen, bog sie herab, gab sie dem Schneider in die Hand und hieß ihn essen. Das Schneiderlein aber war viel zu schwach, um den Baum zu halten, und als der Riese losließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geschnellt. Als er ohne Schaden wieder herabgefallen war, sprach der Riese: „Was ist das, hast du nicht Kraft, die schwache Gerte zu halten?" — „An der Kraft fehlt es nicht", antwortete das Schneiderlein; „meinst du, das wäre etwas für einen, der sieben auf einen Streich getroffen hat? Ich bin über den Baum gesprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüsch schießen. Spring nach, wenn du's vermagst!" Der Riese machte den Versuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, sondern blieb in den Ästen hängen, also daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt.

Der Riese sprach: „Wenn du ein so tapferer Kerl bist, so komm mit in unsere Höhle und übernachte bei uns!" Das Schneiderlein war bereit und folgte ihm. Als sie in der Höhle anlangten, saßen da noch andere Riesen beim Feuer, und jeder hatte ein gebratenes Schaf in der Hand und aß davon. Das Schneiderlein sah sich um und dachte: Es ist doch hier viel weitläufiger als in meiner Werkstatt. Der Riese wies ihm ein Bett an und sagte, er solle sich hineinlegen und ausschlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß; es legte sich nicht hinein, sondern kroch in eine Ecke. Als es Mitternacht war und der Riese meinte, das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, so stand er auf, nahm eine große Eisenstange und schlug das Bett durch und meinte, er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht. Mit dem frühesten Morgen gingen die Riesen in den Wald und hatten das Schneiderlein ganz vergessen; da kam es auf einmal ganz lustig und verwegen dahergeschritten. Die Riesen erschraken, fürchteten, es schlüge sie alle tot, und liefen in aller Hast weg.

Das Schneiderlein zog weiter, immer seiner spitzen Nase nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palastes, und da es Müdigkeit empfand, so legte es sich ins Gras und schlief ein. Während es dalag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten und lasen auf dem

Gürtel: „Sieben auf einen Streich!" — „Ach", sprachen sie, „was will der große Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muß ein mächtiger Herr sein." Sie gingen und meldeten es dem König und meinten, wenn Krieg ausbrechen sollte, wäre das ein wichtiger und nützlicher Mann, den man um keinen Preis fortlassen dürfte. Dem König gefiel der Rat, und er schickte einen von seinen Hofleuten an das Schneiderlein ab, der sollte ihm, wenn es aufgewacht wäre, Kriegsdienste anbieten. Der Abgesandte blieb bei dem Schläfer stehen, wartete, bis er seine Glieder streckte und die Augen aufschlug, und brachte dann seinen Antrag vor. „Ebendeshalb bin ich hierhergekommen", antwortete er, „ich bin bereit, in des Königs Dienst zu treten." Also ward er ehrenvoll empfangen und ihm eine besondere Wohnung angewiesen.

Die Kriegsleute aber waren dem Schneiderlein aufgesessen und wünschten, es wäre tausend Meilen weit weg. „Was soll daraus werden?" sprachen sie untereinander; „wenn wir Zank mit ihm kriegen und er haut zu, so fallen auf jeden Streich sieben. Da kann unsereiner nicht bestehen." Also faßten sie einen Entschluß, begaben sich allesamt zum König und baten um ihren Abschied. „Wir sind nicht gemacht", sprachen sie, „neben einem Mann auszuhalten, der sieben auf einen Streich schlägt." Der König war traurig, daß er um des einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, wünschte, daß seine Augen ihn nie gesehen hätten, und wäre ihn gern wieder los gewesen. Aber er getraute sich nicht, ihm den Abschied zu geben, weil er fürchtete, er möchte ihn samt seinem Volke totschlagen und sich auf den königlichen Thron setzen. Er sann lange hin und her; endlich fand er einen Rat. Er schickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm sagen, weil er ein so großer Kriegsheld wäre, so wolle er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hausten zwei Riesen, die mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen großen Schaden stifteten; niemand dürfte sich ihnen nahen, ohne sich in Lebensgefahr zu setzen. Wenn er diese beiden Riesen überwände und tötete, so wolle er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich zur Ehesteuer; auch sollten hundert Reiter mitziehen und ihm Beistand leisten. Das wäre so etwas für einen Mann, wie du bist, dachte das Schneiderlein; eine schöne Königstochter und ein halbes Königreich werden einem nicht alle Tage angeboten. „O ja", gab er zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen und habe die hundert Reiter dabei nicht

nötig; wer sieben auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten."

Das Schneiderlein zog aus, und die hundert Reiter folgten ihm. Als er an den Rand des Waldes kam, sprach er zu seinen Begleitern: „Bleibt hier nur halten, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden!" Dann sprang er in den Wald hinein und schaute sich rechts und links um. Über ein Weilchen erblickte er beide Riesen; sie lagen unter einem Baum und schliefen und schnarchten dabei, daß sich die Äste auf und nieder bogen. Das Schneiderlein, nicht faul, las beide Taschen voll Steine und stieg damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutschte es auf einen Ast, bis es gerade über die Schläfer zu sitzen kam, und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem andern auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts; doch endlich wachte er auf, stieß seinen Gesellen an und sprach: „Was schlägst du mich?" — „Du träumst", sagte der andere; „ich schlage dich nicht." Sie legten sich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was soll das?" rief der andere, „warum wirfst du mich?" — „Ich werfe dich nicht", antwortete der erste und brummte. Sie zankten sich eine Weile herum, doch weil sie müde waren, ließen sie's gut sein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Das Schneiderlein fing sein Spiel von neuem an, suchte den dicksten Stein aus und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu arg!" schrie der, sprang wie ein Unsinniger auf und stieß seinen Gesellen wider den Baum, daß dieser zitterte. Der andere zahlte mit gleicher Münze, und sie gerieten in solche Wut, daß sie Bäume ausrissen, aufeinander losschlugen, so lange, bis sie endlich beide zugleich tot auf die Erde fielen. Nun sprang das Schneiderlein herab. „Ein Glück nur", sprach es, „daß sie den Baum, auf dem ich saß, nicht ausgerissen haben; sonst hätte ich wie ein Eichhörnchen auf einen andern springen müssen; doch unsereiner ist flüchtig!" Es zog sein Schwert und versetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust; dann ging es hinaus zu den Reitern und sprach: „Die Arbeit ist getan, ich habe beiden den Garaus gemacht; aber hart ist es hergegangen, sie haben in der Not Bäume ausgerissen und sich gewehrt; doch das hilft alles nichts, wenn einer kommt wie ich, der sieben auf einen Streich schlägt." — „Seid Ihr denn nicht verwundet?" fragten die Reiter. „Das hat gute Wege", antwortete der Schneider; „kein Haar haben

sie mir gekrümmt." Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimessen und ritten in den Wald hinein; da fanden sie die Riesen in ihrem Blute schwimmend, und ringsumher lagen die ausgerissenen Bäume.

Das Schneiderlein verlangte von dem König die versprochene Belohnung; den aber reute sein Versprechen, und er sann aufs neue, wie er sich den Helden vom Halse schaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältst", sprach er zu ihm, „mußt du noch eine Heldentat vollbringen. In dem Walde läuft ein Einhorn, das großen Schaden anrichtet; das mußt du erst einfangen." — „Vor einem Einhorn fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Riesen; sieben auf einen Streich, das ist meine Sache!" Er nahm sich einen Strick und eine Axt mit, ging hinaus in den Wald und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten. Er brauchte nicht lange zu suchen; das Einhorn kam bald daher und sprang geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umstände aufspießen. „Sachte, sachte", sprach er, „so geschwind geht das nicht!", blieb stehen und wartete, bis das Tier ganz nahe war; dann sprang er behendiglich hinter den Baum. Das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum und spießte sein Horn so fest in den Stamm, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder herauszuziehen, und so war es gefangen. „Jetzt habe ich das Vöglein", sagte der Schneider, kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick um den Hals; dann hieb er mit der Axt das Horn aus dem Baum, und als alles in Ordnung war, führte er das Tier ab und brachte es dem König.

Der König wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren und machte eine dritte Forderung. Der Schneider sollte ihm vor der Hochzeit erst ein Wildschwein fangen, das in dem Walde großen Schaden tat; die Jäger sollten ihm Beistand leisten. „Gern", sprach der Schneider, „das ist ein Kinderspiel." Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und sie waren's wohl zufrieden; denn das Wildschwein hatte sie schon mehrmals so empfangen, daß sie keine Lust hatten, ihm nachzustellen. Als das Schwein den Schneider erblickte, lief es mit schäumendem Munde und wetzenden Zähnen auf ihn zu und wollte ihn zur Erde werfen; der flüchtige Held aber sprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, und gleich oben zum Fenster in einem Satze wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm hergelaufen,

er aber hüpfte außen herum und schlug die Tür hinter ihm zu; da war das wütende Tier gefangen, das viel zu schwer und unbehilflich war, um zu dem Fenster hinauszuspringen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mußten den Gefangenen mit eigenen Augen sehen; der Held aber begab sich zum König, der nun, er mochte wollen oder nicht, sein Versprechen halten mußte und ihm seine Tochter und das halbe Königreich übergab. Hätte er gewußt, daß kein Kriegsheld, sondern ein Schneiderlein vor ihm stand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen. Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einiger Zeit hörte die junge Königin in der Nacht, wie ihr Gemahl im Traume sprach: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen!" Da merkte sie, in welcher Gasse der junge Herr geboren war, klagte am andern Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat, er möchte ihr von dem Manne helfen, der nichts anderes als ein Schneider wäre. Der König sprach ihr Trost zu und sagte: „Laß in der nächsten Nacht deine Schlafkammer offen; meine Diener sollen außen stehen und, wenn er eingeschlafen ist, hineingehen, ihn binden und auf ein Schiff tragen, das ihn in die weite Welt führt!" Die Frau war damit zufrieden; des Königs Waffenträger aber, der alles mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen und hinterbrachte ihm den ganzen Anschlag. „Dem Dinge will ich einen Riegel vorschieben", sagte das Schneiderlein. Abends legte es sich zu gewöhnlicher Zeit mit seiner Frau zu Bett; als sie glaubte, er sei eingeschlafen, stand sie auf, öffnete die Tür und legte sich wieder. Das Schneiderlein, das sich nur stellte, als wenn es schliefe, fing an, mit heller Stimme zu rufen: „Junge, mach den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen! Ich habe sieben mit einem Streich getroffen, zwei Riesen getötet, ein Einhorn fortgeführt und ein Wildschwein gefangen und sollte mich vor denen fürchten, die draußen vor der Kammer stehen?" Als diese den Schneider also sprechen hörten, überkam sie eine große Furcht; sie liefen, als wenn das Wilde Heer hinter ihnen wäre, und keiner wollte sich mehr an ihn wagen. Also war und blieb das Schneiderlein sein Lebtag ein König.

Brüder Grimm.

Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit und wußte sich in alles wohl zu schicken; der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu tun war, so mußte es der älteste allezeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach nein, Vater, ich gehe nicht dahin, es gruselt mir!"; denn er fürchtete sich. Oder wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!" Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: ‚Es gruselt mir! Es gruselt mir'! — Mir gruselt's nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör, du in der Ecke dort, du wirst groß und stark, du mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst! Siehst du, wie dein Bruder sich Mühe gibt? Aber an dir ist Hopfen und Malz verloren!" — „Ei, Vater", antwortete er, „ich will gerne was lernen; ja, wenn's anginge, so möchte ich lernen, daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts!" Der älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart! Aus dem wird sein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich beizeiten krümmen. Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon lernen; aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen."

Bald danach kam der Küster zu Besuch ins Haus; da klagte ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wüßte nichts und lernte nichts. „Denkt Euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wollte, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!" — „Wenn's weiter nichts ist", antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen; tut ihn nur zu mir, ich werde ihn schon abhobeln!" Der Vater war es zufrieden, weil er dachte: Der Junge wird doch ein wenig zugestutzt. Der Küster nahm ihn

also ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. Du sollst schon lernen, was Gruseln ist! dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte und das Glockenseil fassen wollte, so sah er auf der Treppe, dem Schalloch gegenüber, eine weiße Gestalt stehen. „Wer da?" rief er, aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. „Gib Antwort", rief der Junge, „oder mach, daß du wegkommst, du hast hier in der Nacht nichts zu schaffen!" Der Küster aber blieb unbeweglich stehen, damit der Junge glauben sollte, es wäre ein Gespenst. Der Junge rief zum zweitenmal: „Was willst du hier? Sprich, wenn du ein ehrlicher Kerl bist, oder ich werfe dich die Treppe hinab!" Der Küster dachte: Das wird so schlimm nicht gemeint sein, gab keinen Laut von sich und stand, als wenn er von Stein wäre. Da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als auch das vergeblich war, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst die Treppe hinab, daß es zehn Stufen hinabfiel und in einer Ecke liegenblieb. Darauf läutete er die Glocke, ging heim, legte sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann; aber der wollte nicht wiederkommen. Da ward ihr endlich angst; sie weckte den Jungen und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? Er ist vor dir auf den Turm gestiegen." — „Nein", antwortete der Junge, „aber da hat einer dem Schalloch gegenüber auf der Treppe gestanden, und weil er keine Antwort geben und auch nicht weggehen wollte, so habe ich ihn für einen Spitzbuben gehalten und hinuntergestoßen. Geht nur hin, so werdet Ihr sehen, ob er's gewesen ist; es sollte mir leid tun!" Die Frau sprang fort und fand ihren Mann, der in einer Ecke lag und jammerte und ein Bein gebrochen hatte.

Sie trug ihn hinab und eilte dann mit lautem Geschrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge", rief sie, „hat ein großes Unglück angerichtet, meinen Mann hat er die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein gebrochen hat; schafft den Taugenichts aus unserm Hause!" Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen aus. „Was sind das für gottlose Streiche! Die muß dir der Böse eingegeben haben!" — „Vater", antwortete er, „hört nur an, ich bin ganz unschuldig: er stand da in der Nacht wie einer, der Böses im Sinne hat! Ich wußte nicht,

wer's war, und habe ihn dreimal ermahnt zu reden oder wegzugehen." — „Ach", sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglück; geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr ansehen!" — „Ja, Vater, recht gerne; wartet nur, bis es Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so verstehe ich doch eine Kunst, die mich ernähren kann!" — „Lerne, was du willst", sprach der Vater, „mir ist alles einerlei! Da hast du fünfzig Taler; damit geh in die weite Welt und sage keinem Menschen, wo du her bist, und wer dein Vater ist; denn ich muß mich deiner schämen!" — „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt; wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten."

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine fünfzig Taler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! Wenn mir's nur gruselte!" Da kam ein Mann heran, der hörte das Gespräch, das der Junge mit sich selber führte. Und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte der Mann zu ihm: „Siehst du, dort ist der Baum, wo sieben mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen; setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen!" — „Wenn weiter nichts dazu gehört", antwortete der Junge, „das ist leicht getan; lerne ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine fünfzig Taler haben; komm nur morgen früh wieder zu mir!" Da ging der Junge zu dem Galgen, setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegeneinanderstieß, daß sie sich hin und her bewegten, so dachte er: Du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln! Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer, blies es an und setzte sie ringsherum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in acht, sonst häng' ich euch wieder hinauf!" Die Toten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht achtgeben wollt, so kann ich euch nicht helfen; ich will nicht mit euch verbrennen!" und hängte sie nach

der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Taler haben und sprach: „Nun — weißt, was Gruseln ist?“ — „Nein“, antwortete er, „woher sollte ich's wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgetan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, brennen ließen.“ Da sah der Mann, daß er die fünfzig Taler heute nicht davontragen würde, ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge ging auch seines Weges und fing wieder an, vor sich hinzureden: „Ach, wenn mir's nur gruselte! Ach, wenn mir's nur gruselte!“ Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herschritt, und fragte: „Wer bist du?“ — „Ich weiß nicht“, antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Wer ist dein Vater?“ — „Das darf ich nicht sagen.“ — „Was brummst du beständig in den Bart hinein?“ — „Ei“, antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruselte; aber niemand kann mich's lehren!“ — „Laß dein dummes Geschwätz“, sprach der Fuhrmann; „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe!“ Der Junge ging mit dem Fuhrmann, und abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten. Da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! Wenn mir's nur gruselte!“ Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich danach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein.“ — „Ach, schweig stille“, sprach die Wirtsfrau; „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt; es wäre jammerschade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wiedersehen sollten!“ Der Junge aber sagte: „Wenn's noch so schwer wäre, ich will's einmal lernen; deshalb bin ich ja ausgezogen.“ Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, wo einer wohl lernen könnte, was Gruseln wäre, wenn er nur drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schlosse steckten auch große Schätze, von bösen Geistern bewacht; die würden dann frei und könnten einen Armen reich genug machen. Schon viele wären wohl hinein-, aber noch keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und

sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schlosse wachen." Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten; aber es müssen lebloſe Dinge sein, und das darfst du mit ins Schloß nehmen." Da antwortete er: „So bitt' ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das alles bei Tage in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte!" sprach er; „aber hier werde ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren. Wie er so hineinblies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! Was uns friert!" — „Ihr Narren", rief er, „was schreit ihr? Wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch!" Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Über ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" — „Warum nicht?" antwortete er; „aber zeigt einmal eure Pfoten her!" Da streckten sie die Krallen aus. „Ei", sagte

er, „was habt ihr lange Nägel; wartet, die muß ich euch erst abschneiden!“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch habe ich auf die Finger gesehen“, sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel“, schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrien greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an; als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser und rief: „Fort mit dir, du Gesindel!“ und haute auf sie los. Ein Teil sprang weg, die andern schlug er tot und warf sie hinaus in den Teich. Als er wiedergekommen war, blies er aus den Funken sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett. „Das ist mir eben recht“, sprach er und legte sich hinein. Als er aber die Augen zutun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß umher. „Recht so“, sprach er, „nur besser zu!“ Da rollte das Bett fort, als wären sechs Pferde vorgespannt, über Schwellen und Treppen auf und ab; auf einmal, hopphopp! warf es um, das Unterste zuoberst, daß es wie ein Berg auf ihm lag. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat!“, legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre tot. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen.“ Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!“ Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm ergangen wäre. „Recht gut“, antwortete er; „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen.“ Als er zum Wirt kam, da machte der große Augen. „Ich dachte nicht“, sprach er, „daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?“ — „Nein“, sagte er, „es ist alles vergeblich; wenn mir's nur einer sagen könnte!“

Die zweite Nacht ging er abermals hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und fing sein altes Lied wieder an: „Wenn mir's nur gruselte!" Wie Mitternacht herankam, ließ sich ein Lärm und Gepolter hören, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein bißchen still; endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein hinab und fiel vor ihn hin. „Heda", rief er, „noch ein halber gehört dazu; das ist zu wenig!" Da ging der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und die andere Hälfte fiel auch herab. „Wart", sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen!" Wie er das getan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren und saß da ein greulicher Mann auf seinem Platz. „So haben wir nicht gewettet", sprach der Junge, „die Bank ist mein!" Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, einer nach dem andern; die holten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mitsein?" — „Ja, wenn du Geld hast." — „Geld genug", antwortete er; „aber eure Kugeln sind nicht recht rund." Da nahm er die Totenköpfe, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „So, jetzt werden sie besser schüppeln", sprach er; „heida, nun geht's lustig!" Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld; als es aber zwölf schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden. Er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen. „Wie ist dir's diesmal ergangen?" fragte er. „Ich habe gekegelt", antwortete er, „und ein paar Heller verloren." — „Hat dir denn nicht gegruselt?" — „Ei was", sprach er, „lustig hab' ich mich gemacht! Wenn ich nur wüßte, was Gruseln ist!"

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!" Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Totenlade hereingetragen. Da sprach er: „Haha, das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist!", winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Vetterchen, komm!" Sie stellten den Sarg auf die Erde; er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab: da lag ein toter Mann darin. Er fühlte ihm ans Gesicht; aber es war kalt wie Eis. „Wart", sprach er,

„ich will dich ein bißchen wärmen!", ging ans Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht; aber der Tote blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer und legte ihn auf seinen Schoß und rieb ihm die Arme, damit das Blut wieder in Bewegung kommen sollte. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein: Wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte sich neben ihn. Über ein Weilchen ward auch der Tote warm und fing an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „Siehst du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!" Der Tote aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen!" — „Was", sagte er, „ist das mein Dank? Gleich sollst du wieder in deinen Sarg!", hob ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die sechs Männer und trugen ihn wieder weg. „Es will mir nicht gruseln", sagte er; „hier lerne ich's mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern und sah fürchterlich aus; er war aber alt und hatte einen langen weißen Bart. „O du Wicht", rief der, „nun sollst du bald lernen, was Gruseln ist; denn du sollst sterben!" — „Nicht so schnell!" antwortete der Junge; „soll ich sterben, so muß ich auch dabeisein!" — „Dich will ich schon packen!" sprach der Unhold. — „Sachte, sachte, mach dich nicht so breit; so stark wie du bin ich auch und wohl noch stärker!" — „Das wollen wir sehen!" sprach der Alte; „bist du stärker als ich, so will ich dich gehen lassen; komm, wir wollen's versuchen!" Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, nahm eine Axt und schlug den einen Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser", sprach der Junge und ging zu dem andern Amboß; der Alte stellte sich nebenhin und wollte zusehen, und sein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Axt, spaltete den Amboß auf einen Hieb und klemmte den Bart des Alten mit hinein. „Nun hab' ich dich", sprach der Junge, „jetzt ist das Sterben an dir!" Dann faßte er eine Eisenstange und schlug auf den Alten los, daß er wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wollte ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt heraus und ließ ihn los. Der Alte führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm in einem Keller drei Kasten voll Gold. „Davon", sprach er, „ist ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölf, und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand.

„Ich werde mir doch heraushelfen können!“ sprach er, tappte umher, fand den Weg in die Kammer und schlief dort bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was Gruseln ist!“ — „Nein“, antwortete er, „was ist's nur? Mein toter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Gold gezeigt; aber was Gruseln ist, hat mir keiner gesagt.“ Da sprach der König: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heiraten.“ — „Das ist alles recht gut“, antwortete er, „aber ich weiß noch immer nicht, was Gruseln ist.“

Da ward das Gold heraufgebracht und die Hochzeit gefeiert; aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte, und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir's nur gruselte! Wenn mir's nur gruselte!“ Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon lernen.“ Sie ging hinaus zum Bach, der durch den Garten floß, und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalten Wassers mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach, was gruselt's mir! Was gruselt's mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist.“

Brüder Grimm.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste. Er diente im Kriege und hielt sich tapfer; aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart“, sprach er, „das laß' ich mir nicht gefallen; finde ich die rechten Leute, so soll mir der König noch die Schätze des ganzen Landes herausgeben!“ Da ging er voll Zorn in den Wald und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wären's Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willst du mein Diener sein und mit mir ziehen?“ — „Ja“, antwortete er; „aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen“, und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter und trug sie weg. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn; der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen!“

Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?“ Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf dem Ast eines Eichbaumes, der will ich das linke Auge herausschießen.“ — „Oh, geh mit mir“, sprach der Mann; „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen!“ Der Jäger war bereit und ging mit ihm, und sie kamen zu sieben Windmühlen; deren Flügel trieben ganz hastig herum, und ging doch rechts und links kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt; es regt sich ja kein Lüftchen“, und ging mit seinen Dienern weiter. Und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baume sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. „Mein, was treibst du da oben?“ fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen; seht, die blase ich an, daß sie laufen!“ — „Oh, geh mit mir“, sprach der Mann; „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen!“ Da stieg der Bläser herab und ging mit, und über eine Zeit sahen sie einen, der stand da auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. Da sprach der Herr: „Du hast dir's ja bequem gemacht zum Ausruhen!“ — „Ich bin ein Läufer“, antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder, als ein Vogel fliegt.“ — „Oh, geh mit mir; wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen!“ Da ging er mit, und gar nicht lange, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Manierlich! Manierlich! Häng deinen Hut doch nicht auf ein Ohr; du siehst ja aus wie ein Hansnarr!“ — „Ich darf's nicht tun“, sprach der andere; „denn setz' ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen tot zur Erde.“ — „Oh, geh mit mir“, sprach der Herr; „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen!“

Nun gingen die sechse in eine Stadt, wo der König hatte bekanntmachen lassen, wer mit seiner Tochter um die Wette laufen wollte und den Sieg davontrüge, der sollte ihr Gemahl

werden; wer aber verlöre, müßte auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen." Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften." Als das verabredet und festgemacht war, schnallte der Mann dem Läufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sei hurtig und hilf, daß wir siegen!" Es war aber bestimmt, daß, wer am ersten Wasser aus einem weitab gelegenen Brunnen brächte, der sollte Sieger sein. Nun bekam der Läufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Läufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbeigesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimwege überkam ihn eine Müdigkeit; da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er hatte aber einen Pferdeschädel, der da auf der Erde lag, zum Kopfkissen gemacht, damit er hart läge und bald wieder erwachte. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut es ein gewöhnlicher Mensch vermag, bei dem Brunnen angelangt und eilte mit ihrem Krug voll Wasser zurück. Und als sie den Läufer da liegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist in meine Hände gegeben", leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wäre alles verdorben gewesen, wenn nicht zum guten Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll doch gegen uns nicht aufkommen!", lud seine Büchse und schoß so geschickt, daß er dem Läufer den Pferdeschädel unter dem Kopf wegschoß, ohne ihm wehe zu tun. Da erwachte der Läufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon weit voraus war. Aber er verlor den Mut nicht, lief mit dem Kruge wieder zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Wasser und war noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim. „Seht ihr", sprach er, „jetzt hab' ich erst die Beine aufgehoben; vorher war's gar kein Laufen zu nennen!"

Den König aber kränkte es und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davontragen sollte; sie

ratschlagten miteinander, wie sie ihn samt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden; laß dir nicht bange sein, sie sollen nicht wieder heimkommen!" Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken!" und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen, und die Türen waren auch von Eisen, und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt; in der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt. Da sprach der König zu ihnen: „Geht hinein und laßt's euch wohlsein!" Und wie sie darinnen waren, ließ er die Tür verriegeln und verschließen. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lange unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das tat der Koch, und es fing an und ward den sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen; als aber die Hitze immer größer ward und sie hinauswollten, Tür und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt hatte und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen", sprach der mit dem Hütchen; „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll!" Da setzte er das Hütchen gerade, und alsbald fiel ein Frost, daß alle Hitze verschwand und die Speisen auf den Schüsseln anfingen zu gefrieren. Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären in der Hitze verschmachtet, ließ er die Tür öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Tür aufging, standen sie alle sechse da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie herauskönnten, sich zu wärmen; denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht getan hätte, was ihm wäre befohlen worden. Der Koch aber antwortete: „Es ist Glut genug da; seht nur selbst!" Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den sechsen auf diese Weise nichts anhaben könnte.

Nun sann der König aufs neue, wie er der bösen Gäste los würde, ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, soviel du willst!" — „O ja, Herr König", antwortete er; „gebt mir so viel, als mein Diener tragen kann, so verlange

ich Eure Tochter nicht!" Das war der König zufrieden, und jener sprach weiter: „So will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen." Darauf rief er alle Schneider aus dem ganzen Reich herbei; die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der Starke, der Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der einen hausgroßen Ballen Leinwand auf der Schulter trägt?", erschrak und dachte: Was wird der für Gold wegschleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechzehn der stärksten Männer tragen; aber der Starke packte sie mit einer Hand, steckte sie in den Sack und sprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr? Das deckt ja kaum den Boden!" Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Schatz herbeitragen; den schob der Starke in den Sack hinein, und der Sack ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mehr herbei", rief er, „die paar Brocken füllen nicht!" Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reiche zusammengefahren werden; die schob der Starke samt den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. „Ich will's nicht lang besehen", sprach er, „und nehmen, was kommt, damit der Sack nur voll wird." Wie alles darin stak, ging doch noch viel hinein; da sprach er: „Ich will dem Ding nur ein Ende machen; man bindet wohl einmal einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist." Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit seinen Gesellen weg.

Als der König nun sah, wie der einzige Mann des ganzen Landes Reichtum wegtrug, ward er zornig und ließ seine Reiterei aufsitzen; sie sollte den sechsen nachjagen und hatte Befehl, dem Starken den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein und riefen ihnen zu: „Ihr seid Gefangene; legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen!" — „Was sagt ihr?" sprach der Bläser, „wir wären Gefangene? Eher sollt ihr sämtlich in der Luft umhertanzen!", hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren sie auseinander und in die blaue Luft über alle Berge weg, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade, er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiente. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder hinabkam;

dann ſprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und ſag, er ſollte nur noch mehr Reiterei ſchicken, ich wollte ſie alle in die Luft blaſen!“ Der König, als er den Beſcheid vernahm, ſprach: „Laßt die Kerle gehen, die haben etwas an ſich!“ Da brachten die ſechſe den Reichtum heim, teilten ihn unter ſich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Brüder Grimm.

Heimat und Vaterland.

Der Väter Land.

Sieh, Kind, das Land sich weiten
bis hin zum Himmelsrand
in schlichten Korngebreiten!
Es ist der Väter Land.

Die lichten Wolken säumen,
es gilbt das schwere Feld,
die Wälder sich verträumen.
O liebstes Land der Welt!

Dein Ahne hat's erschlossen
in nimmermüdem Fleiß,
hat herzhaft es genossen
als schönsten Erdenpreis.

Sieh es im Segen wallen!
Es ist vom Vater mein
zum Erbe mir gefallen,
und einmal wird es dein.

Du sollst es ernsthaft halten,
wie man ein Kleinod hält,
du sollst es treu verwalten
in dieser wirren Welt.

In dunkeln Wettertagen
steh aufrecht du am Rain!
Und sollt' ein Feind es wagen,
du sollst ihm trotzig sagen:
„Hinweg, das Land bleibt mein!"

Hans Watzlik.

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
frisch saust hinein der Wind!
Der Anker wird gelichtet,
das Steuer flugs gerichtet,
nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
kreist grüßend um den Mast,
die Sonne brennt herunter,
manch Fischlein, blank und munter,
umgaukelt keck den Gast.

Wär' gern hineingesprungen,
da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
da ist's mir nur ums Fahren,
wohin? Das gilt mir gleich! Friedrich Hebbel.

Die Geschichte vom Seewein.

Zur Zeit, als noch die Römer in ihrem Kastell Marispurgum (Meersburg) saßen und die Kelten ringsum ihre Untertanen waren, kam einmal unser Herr mit Sankt Peter an den See auf einsamer Wanderung.

Da, wo heute die Dörfer Immenstaad und Hagnau liegen, bat er an verschiedenen Fischerhütten und Pfahlbauten um ein Nachtlager für sich und seinen Begleiter; aber die Keltenmännlein wiesen ihn grob ab.

In Meersburg, wo die Römer sich niedergelassen hatten, waren die Leute gastfreundlicher und höflicher. Sie gaben den zwei Fremdlingen Herberge für eine Nacht. Am andern Morgen vor der Abreise sprach der Herr: „Weil ihr mich und meinen Freund so gastlich aufgenommen, will ich euch eine bleibende Freude machen. Weinstöcke sollen alsbald eure Hügel bedecken und Wein bringen zu eures Herzens Fröhlichkeit." So geschah es alsbald, und schon am Abend jenes Tages tranken die Meersburger süßen Wein.

Als nun die Keltenbäuerlein oberhalb von Meersburg von der wunderbaren Gabe hörten, eilten sie dem Fremdling nach, der indes am See unterhalb des Römerkastells ebenso gröblich behandelt worden war und in keiner Hütte auch nur einen Bissen Brot bekommen konnte. Die Mannen der Hagnauer Gegend verkündeten den Seehasen bei Überlingen, was vorgefallen war, und gemeinsam eilten alle dem Wundermann nach, erreichten ihn noch, ehe er bei den Pfahlbauten von Sernatingen (heute heißt's Ludwigshafen) das Schwäbische Meer verließ, fielen ihm zu Füßen

und baten um Verzeihung für ihre Grobheit und auch um Weinberge.

Der Herr, gütig wie immer, verzieh und sagte ihnen die Erfüllung ihres Wunsches zu. Bis sie heimkämen sollten Rebstöcke die Uferhalden zieren. Mit freudigem Dank und jubelnd zogen die Kelten und Pfahlmännlein von dannen. Sankt Peter aber, der es in menschlichem Unmut nicht so leicht verschmerzen konnte, daß sein Meister so gröblich behandelt worden war, sprach: „Aber, Herr, wie konntest du diesen Grobianen zur Verzeihung noch ein so schönes Geschenk machen? Sie werden jetzt sicher viel trinken und deiner erst recht vergessen!"

Der Herr aber antwortete: „Petrus, beruhige dich; Weinberge sollen sie haben; der Wein aber wird so sauer sein, daß sie gestraft genug sind durchs Trinken."

Seitdem wächst an manchen Orten der Seewein sauer, und nur in seltenen Fällen erbarmt sich der Himmel und läßt einen guten Tropfen wachsen. Das ist dann ein Jubeljahr, von dem Kinder und Enkel noch reden. Berühmt ist mit Recht der Meersburger.

Heinrich Hansjakob.

Poppele vom Hohenkrähen.

1. Warum Poppele als Geist umgeht.

Im Hegau, zwischen den Städtchen Engen und Singen, liegt der Hohenkrähen mit den Trümmern einer Ritterburg. Hier lebte vor Jahrhunderten ein Ritter, der wegen seiner kleinen Gestalt der Poppele genannt wurde. Er war Schirmvogt einer verwitweten Freifrau von Krähen. Sein Grabmal wird heute noch gezeigt. Es befindet sich in der Kirche des unweit der Burg gelegenen Dorfes Mülhausen.

Poppele war zwar klein und unansehnlich von Gestalt, aber in seinem schwächlichen Körper wohnte ein wilder, unbändiger Geist. Der Ritter empfand es daher als eine Kränkung, wenn man ihn seines unscheinbaren Äußeren wegen verspottete, und er rächte sich grimmig an seinen Spöttern. Einen der Spötter, einen vornehmen Gast von beträchtlichem Leibesumfang, soll er sogar im Burgverließ so lange bei Wasser und Brot gefangengehalten haben, bis er mager und schlank geworden war. Daß die Geschädigten ihm nichts Gutes wünschten, ist

leicht zu denken. Das Volk erzählt ſich, daß er zur Strafe für ſeine Übeltaten als Geiſt umgehen müſſe.

Doch iſt Poppele kein bösartiger Geiſt; eigentlichen Schaden will er guten Menſchen nicht zufügen. Aber ſchon manches ahnungsloſe Menſchenkind hat er durch ſeine Neckereien erſchreckt.

2. Poppele und die Bauersfrau.

Eine Bauersfrau aus Rielaſingen ging auf den Markt nach Engen. Sie trug einen ſchweren Korb voll Eier auf dem Rücken. Unterwegs rechnete ſie ſich aus, wieviel ſie beim Verkauf der Eier einnehmen würde und wie ſie ihren Erlös verwenden wollte. Der Weg war weit, und die Laſt drückte. Müde ſetzte ſie ſich beim Hohenkrähen auf einen Baumſtumpf, der am Wege lag. Aber kaum hatte ſie ſich niedergelaſſen, ſo verſchwand der Baumſtumpf, und es war ihr wie einem, dem man plötzlich den Stuhl von hinten wegzieht. Ihr erſter Gedanke war: Das iſt ganz ſicher der Poppele, der mir dieſen Streich ſpielt. Die arme Frau fiel rücklings auf den Boden und ſchüttete dabei ihre ſämtlichen Eier aus. Wie jammerte da die Erſchrockene! Sie dachte nicht anders, als daß die meiſten Eier zerbrochen wären. Als ſie aber anfing, die Eier aufzuleſen, ſah ſie, daß kein einziges ein Sprünglein bekommen hatte. Da erholte ſie ſich raſch von ihrem Schrecken; es wurde ihr wieder leicht ums Herz, und ſie merkte, daß Poppele ſie nur hatte necken wollen.

3. Poppele und der Glaſer.

Viel verhängnisvoller war die Begegnung mit dem Poppele für einen Glaſer, der ſpäter den gleichen Weg machte. Er war auf dem Heimweg von einem Geſchäftsgang. Er hatte neue Kirchenfenſter eingeſetzt und ſich viel mehr dafür bezahlen laſſen, als er anzuſprechen gehabt hätte. Auch er wollte auf dem Baumſtumpf ausruhen, in den ſich Poppele verwandelt hatte. Der betrügeriſche Handwerksmann war gerade dabei, ſeinen unehrlichen Gewinn zu überſchlagen, als ſich der Sitz drehte und fortrollte. Mit großem Gepolter fiel der Glaſer ſamt ſeinem Kaſten zur Erde, und ſein ganzer Glasvorrat lag in Scherben umher. Trüben Sinnes erhob ſich der Mann

vom Boden, ſchimpfte ganz gehörig auf den böſen Poppele und wanderte verdroſſen nach Hauſe. So beſtrafte Poppele den Glaſer für ſein Unrecht.

4. Poppele und die Torwächter von Radolfzell.

Oft hat Poppele die Torwächter von Radolfzell zum beſten gehalten. Mitten in der Nacht kam er vor die Stadttore und ahmte den Ton des Poſthorns ſo lange nach, bis die Wächter aus dem Schlafe fuhren. Sie glaubten, es ſei eine Extrapoſt aus Singen oder Schaffhauſen, verließen zögernd ihr warmes Bett, ſchlüpften in ihre Kleider, wankten ſchlaftrunken an das Tor und öffneten. Aber da war weit und breit kein Fuhrwerk zu ſehen, und nur ein gellendes Gelächter ließ ſich hören. „Es iſt eben wieder der Poppele geweſen", brummten die gefoppten Leute und ſuchten aufs neue ihr Bett auf, das unterdeſſen kalt geworden war.

5. Poppele und der Radolfzeller Müller.

Ein Radolfzeller Müller hatte den Fruchtmarkt in Möhringen beſucht. Den Erlös aus dem Verkauf ſeiner Ware hatte er in lauter harten Talern in ſeiner Geldgurte, die er um den Leib geſchnallt hatte. Frohgemut fuhr er heimwärts. Es war mitten in der Nacht, als er am Hohenkrähen vorbeikam. Auf der Straße überholte er einen einſamen, ärmlich gekleideten Fußgänger. Dieſer bat den Fuhrmann, ihn bis Singen mitfahren zu laſſen. Der Müller hatte Mitleid mit dem armen Wanderer, hieß ihn aufſitzen, und das Fuhrwerk rollte ſchnell durch die ſtille Nacht. Als der Müller kurz vor Singen abſteigen mußte, da fühlte er mit Schrecken, daß ſeine Geldgurte leichter geworden war. Finſter ſchaute er auf ſeinen Begleiter, der ihm jetzt ganz verdächtig vorkam. Aber dieſer merkte wohl, was der Müller dachte und ſagte: „Euer Geld habe ich nicht, Ihr werdet's verloren haben." Da blickte der Geſchädigte auf den Boden und ſah dort im Mondſchein etwas Helles ſchimmern. Schnell bückte er ſich danach, es war wahrhaftig ein Taler. Einige Schritte weiter zurück blinkte ein zweiter, weiterhin noch ein dritter. Der unheimliche Fremde ſtieg nun vom Wagen und rief ſpottend: „Gute Geſchäfte,

Meiſter Müller!“ Dieſer hörte noch ein lautes Lachen, dann war ſein Fahrgaſt verſchwunden. Da wußte er, wer ſein Begleiter geweſen war. Er ſchwang ſich kurz entſchloſſen auf ſeinen Wagen, fuhr eilends nach Singen, ſtellte dort in der Krone ein, lief dann, ſo ſchnell er konnte, auf die Landſtraße zurück und las ſeine Taler auf, alle zwanzig Schritte einen; den letzten erſt frühmorgens, als ſchon der Tag graute, an der Stelle, wo er den verwünſchten Kobold auf den Wagen genommen hatte.

E. Deuchler.

Romeias, der Villinger Rieſenkerl.

Vor mehr als vierhundert Jahren lebte in Villingen ein Mann von rieſenhafter Größe und Stärke namens Romeias, gewöhnlich aber Romäus genannt. Er war auf dem Käferberg geboren, ſein Vater nicht groß, ſeine Mutter ſogar ſehr klein.

Wenn er auf der Gaſſe ging, konnte er in den zweiten Stock der Häuſer ſehen, und drei hohe Pfauenfedern, die er auf dem Hut zu tragen pflegte, ließen ihn noch größer ſcheinen. Eines Tages hatte er auf einen Wagen, der mit einem Paar Ochſen beſpannt war, zwei ſchwere Baumſtämme geladen, aber die Ochſen konnten die große Laſt nicht fortbringen. Da lud er ſie zu den Stämmen auf den Wagen und zog die ganze Laſt allein nach Hauſe.

Beſonders gern jagte Romäus in den Wäldern der Villinger Gegend. Zu gern hätten ihn die Nachbarn gefangengenommen, wäre ihm nur etwas leichter beizukommen geweſen. In Villingen ſelbſt war er wegen ſeiner Rieſenkraft zwar gefürchtet, zugleich aber wegen ſeines mannhaften Weſens und ſeiner leutſeligen Art ſehr beliebt. Man machte ihn zum Anführer eines Bürgerfähnleins, und in den vielen Streitfällen mit Hornberg, Haslach und Rottweil hat er manch wackeren Streich verübt und viele Beute heimgebracht.

Ein beſonderes Kraftſtück vollbrachte Romeias in einer Fehde mit der benachbarten Stadt Rottweil. Bei Nacht watete er durch den Stadtgraben und ſchlich ſich bis dicht an das Stadttor; dort ſchlug er die Wachen nieder. Dann drückte er das Tor ein, hob den einen ſchweren hölzernen Flügel aus, lud ihn auf ſeine Schultern und trug ihn, ohne nur einmal aus-

zuruhen, bis auf den Stumpen, einen zwiſchen Villingen und Rottweil gelegenen Berg, und ſtellte ihn dort als Siegesdenkmal auf. — Ja, manche erzählen, Romeias habe gleich beide Torflügel mitgenommen: den einen habe er mittels ſeines Henkels an den Zeigefinger geſteckt. Dreiviertel Stunden von Rottweil weg ſei er auf einem Hügel ſtehengeblieben und habe ſich dann umgeſchaut, daher der Name Guckenbühl. Die Torflügel ſoll man zum Andenken an dieſe Heldentat im Villinger „Oberen Turm“ eingeſetzt haben.

So groß die Stärke des Romäus, ſo groß war auch ſeine Eßluſt. Einſt kam er in eine Stube, worin niemand war, aber das Eſſen für ſieben Perſonen ſtand auf dem Tiſche. Unverweilt machte er ſich darüberher, aß alles rein auf, und als die Leute kamen, fragte er, ob nichts mehr zu eſſen gebracht werde.

Nachdem er im Kriege viele ritterliche Taten vollbracht hatte, ließ er ſich aus Übermut verleiten, ſeine Obrigkeit zu ſchelten. Da niemand ſich an ihn wagen wollte, erſann der Stadtrat eine Liſt, um ihn gefangenzunehmen. Man gab ihm den Auftrag, etwas aus dem Verlies des Michelturms oder ſogenannten Diebsturms herauszuſchaffen, und verſprach ihm dafür eine gute Belohnung. Arglos ſtieg er hinab, aber ſowie er ſich von der Leiter entfernt hatte, zog man ſie ſchnell hinauf und ſchloß ihn in den Turm ein; der Michelsturm heißt ſeitdem auch Romäusturm. Zur Atzung des Rieſen wurde dann täglich ein Kalb oder ein Schaf in das Verlies geworfen. Die abgenagten Knochen ſammelte er, und als er genug beiſammen hatte, ſteckte er ſie in die Ritzen und Löcher der Mauer, ſtieg auf ihnen wie auf einer Treppe hinauf, durchbrach die Balkendecke und gelangte bis unter das Dach des Turmes. Dort fand er eine Menge Stroh und drehte ſich daraus ein ſtarkes Seil. Nachts ſchlüpfte er dann durch eine Maueröffnung und ließ ſich an dem Strohſeil auf die Ringmauer hinab. Auf dem Umlauf kam er ſchließlich in die Freiſtätte von Sankt Johann, wo er einen der ausgebrochenen Balken zum Danke niederlegte. Nachdem er ſich einige Tage da aufgehalten hatte, gelang es ihm, abends während eines ſtarken Gewitters über die Ringmauer aus der Stadt zu entkommen. Stracks begab er ſich vor das feſte Schloß Kuſenberg und belagerte allein es ſo lange, bis es ſich ihm

ergeben mußte. Darauf nahmen die Villinger ihn wieder zu Gnaden an und gewährten ihm eine gute Pfründe im Heiligengeiſtſpital. Daſelbſt iſt er bis zu ſeinem Tode geblieben und auch da begraben worden. Sein lebensgroßes Bild, das Wahrzeichen der Stadt, war jahrhundertelang an der nun abgebrochenen Mauer beim „Oberen Tor“ zu ſehen.

Johannes Künzig.

Hans Kraut, der Villinger Töpfermeiſter.

Hans Kraut, der berühmteſte Villinger Hafnermeiſter, lebte vor etwa vierhundert Jahren. Durch ſeine Töpferkunſt war er ſoweit bekannt, daß er den Auftrag erhielt, in die kaiſerliche Hofburg Wien einen großen Kachelofen zu ſetzen. Nachdem alle Einzelteile in Villingen angefertigt waren, verpackte Hans Kraut ſie und ſchickte ſie zu Wagen nach Wien. Die dortigen Hafnermeiſter verſtanden aber nicht den kunſtvollen Ofen aufzuſtellen, ſo daß man Hans Kraut ſelbſt nach Wien rufen mußte. Zum Erſtaunen aller ſtellte er alsbald den Ofen auf. Sofort fielen die Hafner über ihn her und behaupteten, Hans Kraut habe den Ofen verhext, und anſtatt ihre Dummheit einzuſehen, hießen ſie ihn einen Hexenmeiſter. Das Gerücht verbreitete ſich überall und wurde auch in Villingen ſelbſt bald geglaubt. Da man ihm aber weiter nichts nachſagen konnte, ſo verweigerte man ihm nach ſeinem Tode das Begräbnis auf dem Kirchhof. Hans Kraut wurde deshalb außerhalb Villingens an einem einſamen Platze, dem ſogenannten „Hochbühl“, begraben. Ein einfacher Stein, mit einem Töpferrad geſchmückt, ohne Inſchrift, bezeichnete lange dieſe Stelle. Dieſer Stein wurde erſt im letzten Jahrhundert auf den Kirchhof gebracht, iſt allerdings dort jetzt nicht mehr zu finden.

Johannes Künzig.

Hirtenleben im Schwarzwald.

Wenn der Spätherbſt ſeine zarten Lichter auf die Matten der Heimat ſandte und die Schule uns keine Sorgen mehr machte, ward am Nachmittag „ausgefahren“. Kein Menſch konnte ſo ſtillvergnügt ſein wie ich, wenn die Mutter das Stück Brot dem Hirtenknaben in die Hand gab mit dem

Auftrag, jetzt auszufahren. Bald eilten dann die Kühe, im Stalle entfeſſelt, munter auf die Straße. Der Hirte legte ſeinen regenſchützenden, groben Zwilchſack um die Schultern, ließ ſeine ſelbſtgefertigte Peitſche knallen und trieb, ſein Hirtenbrot verzehrend, die Tiere vor ſich her, der Wieſe, dem Mühlengrün oder den Kinzigmatten zu oder auf den Bühl oder in des Sandhaſen Halde.

Draußen aber, wenn die Herde im Graſe weidete, traten die Hirten zuſammen zum fröhlichen Spiel. Das kleine Hirtenfeuer ward angezündet, der nahe Wald hatte das Holz geliefert, Äpfel wurden gebraten und Kartoffeln geröſtet. Nebenbei ging's auf den Mäuſefang, oder es wurden „Ringle geſpickt", eine Schützenübung. Das Mittageſſen aber beſtand an feierlichen Hirtentagen aus einer Kartoffelſuppe mit Milch, die wir ſelbſt von unſeren Kühen gemolken und zu der wir die „Erdäpfel" auf dem nächſten beſten Acker ausgegraben hatten.

Und wenn es dann zu dämmern anfing und das Abendglöcklein rief und die Hirtenbüblein heimkehrten mit ihren ſatten Kühen und vor dem Hauſe ſie vorführten, damit Vater oder Mutter ſchaue, ob der Hirte auch gut geweidet, dann zog der ſeligſte Kinderfriede durch unſer Herz, und Sternlein ſchwammen am Kinderhimmel.

Und wie beneideten wir in jenen Tagen die einſamen Berghirtenknaben der umliegenden Dörfer, die große Herden und dabei auch Schafe hüten durften droben auf den Bergen und hüten durften nicht bloß den ganzen Tag, ſondern auch den ganzen lieben Sommer hindurch bis tief in den Herbſt hinein.

Schöne Zuſammenkünfte hatten die Hirtenknaben unſerer Berge. Am Pfingſtſonntag nachmittag, ehe der Weidgang für den Sommer begann, ſammelten ſie ſich auf der Höhe des Elztals, unweit der „Heidburg", und hielten Glockenmuſterung. Jeder brachte die Glocken mit, die ſeine Lieblingstiere zu tragen pflegten, um am Glockenton zu hören, wo das Vieh weide, wenn es vom Hirten ſich entfernt. Da wurden dann Glocken vertauſcht und in allen Tonarten die Glöcklein probiert, die einſam über die Berghalden hintönen ſollten den Sommer über und hineintönen in das ſtille Kinderherz des Hirtenknaben.

Heinrich Hansjakob.

Im Schwarzwald

Schwarzwälder Bauernhof.

Lit a de Halde do en Hof
so muetterſeelenellei,
er grueihet in ſiim Sunneſchloof,
chei Seelen iſch dihei.

Chei Seel! — E Chind im höchſte Fal.
De Spitzer bellt um 's Huus,
e Chälbli rüefet us em Stal,
ſuſcht iſch ehm's Leben uus.

Suſcht regt ſich nüt. — Die Lüüt im Feld,
de Hof lit grad wi-e tot.
E Wegchrüüz, — zuen ehm ane gſtellt
ellei uf Wachi ſtoht.

Paul Körber.

Schwarzwälderin.

's Annemeile, nei, mr glaubt's nit,
was des fir e Maidle isch!
Guckt es ußem kleine Hus
zwische grüene Läde rus,
mit em G'sichtle, mit de Zöpfle,
mit em ganze Schelmeköpfle, —
sage, ob's nit herzig isch!
Wia e Heckerosenknöpfle
guckt es rus,
so jung und frisch!

Schaffe kann's, es Annemeile,
glauwe's nu', es isch en Schtaat!
Heu hot's uff d'r Matte g'wend't, —
gucke, 's goht em us de Händ,
in dem Maidle isch halt Lewe!
Schwätze kann's un Antwort gewe, —
horche, lache mueß mr grad;
's Rösle, Dörnle hot's d'rnewe, —
gang, probier's,
sie sin parat!

Hänr's scho om Sunntig gsehne?
In d'r Kirch isch's geschtert gsi, —
nei, wia gwäscht, wia gschleckt, wia neu,
wia frisch usgschlupft ußem Ei!
Schwätzt es no e weng bim „Rößle",
lauft es heimezu dur's Gäßle,
alles gucket hinterem dri!
E Prinzeßle ime Schlößle
kennt nit netter
rusbutzt si!

Anna Hofheinz-Gysin.

Der Holländer-Michel.

Es lebte vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte. Er handelte bis weit den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet; denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Türe,

dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burschen, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sei, rechnet mit ihm seinen Lohn, und sie schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs an einem End' schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tages vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab' jetzt lang genug hier Holz gehackt, und so möcht' ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch mal auf das Floß ließet?"

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Wege sein, Michel, wenn du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute, wie du bist; auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an; aber es sei für diesmal."

Und so war es; das Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Gleich (Glieder), und im letzten waren von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor brachte der lange Michel noch acht lange Balken ans Wasser, so dick und lang, wie man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter wie eine Flößerstange, so daß sich alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dies sah; denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel aber sagte: „So, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spänen dort kann ich nicht fortkommen." Sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flößerstiefel schenken; aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seien fünf Fuß lang gewesen.

Das Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flößer; denn statt daß das Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog es, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil. Machte der

Neckar eine Wendung und hatten sonst die Flößer Mühe gehabt, das Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal ins Wasser, rückte mit einem Zug das Floß links oder rechts, so daß es ohne Gefahr vorüberglitt. Kam dann wieder eine gerade Stelle, so lief er aufs erste G'stör* vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum in den Kies, und mit einem Druck flog das Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber hier sprach Michel: „Ihr seid mir rechte Kaufleute und verstehet euren Nutzen! Meinet ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kommt, für sich? Nein, um den halben Wert kaufen sie es euch ab und verhandeln es teuer nach Holland. Lasset uns die kleinen Balken hier verkaufen und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Nutzen."

So sprach der argliftige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil sie gern nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen oder ihn um den höheren Preis zu betrügen; doch sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte; aber der Holländer-Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit den Rhein hinab; Michel leitete das Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihm das Vierfache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel teilte ab, einen Teil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun setzten sie sich mit Matrosen und schlechtem Gesindel in die Wirtshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld; den braven Mann aber, der ihnen abgeraten, verkaufte der Holländer-Michel an einen Seelenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört.

---

* G'stör = Floßholz, Teil des Floßes.

Von da an war den Burschen in unserm Tal Holland das Paradies und der Holländer-Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kamen Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

Der Holländer-Michel war aber, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden. Aber tot ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon vielen behilflich gewesen sei, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die schönsten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stör ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern; denn alle Schiffe, die von dem Holländer-Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß wie eine Kirche, zugrunde gehen auf dem Wasser? Aber sooft der Holländer-Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer-Michel.

Wilhelm Hauff.

Der Uhrenfriedel.

Ich wandre dahin über Berg und Tal
von der Heimat hinweg im Frühlingsstrahl.
Leicht ist das Herz und noch leichter der Sack
und schwer nur drückt mich der Uhrenpack;
drauß klingelt's und bimmelt's in lustigem Chor:
„O du alte Heimat, du junger Tor!
Ticktack!"

Es geht der lebendige Uhrenpack
wie lauter klopfende Herzen.
Ticktack!

In den Uhren ist es die Federkraft,
was ist es in mir, das so treibt und schafft?
Ticktack!

Wie wird es uns gehen, da draußen in der Welt?
Wir bleiben nicht lange zusammengesellt.
Ticktack!

Fest setz' ich den Stab aufs Granitgestein,
lebt wohl, ihr Berge, es muß ja sein!
Hinaus in die Welt und die Augen auf,
das ist des Waldbachs und Wäldlers Lauf.
Ade, ihr blinkenden Fensterlein.
Ticktack!

Robert Haaß.

Der Fischer am Rheinfall.

Es war einmal ein junger Fischer, der wohnte bei Schaffhausen, der schönen Stadt am Rheinfall. Eines Abends, als die blaue Dämmerung aus den Wäldern herausquoll und am leise ziehenden Rheinstrom die Nebelfrauen durch die überhängenden Weiden und Erlen huschten, fuhr der junge Fischer mitten in den Fluß hinaus, um sich von den klingenden Wellen gemächlich nach Hause treiben zu lassen. Er hatte seinen Fischkasten voll von feinen Fischen und durfte mit dem Tage wohl zufrieden sein. So legte er sich denn in seinem Kahn nieder und ließ sich von dem immer dunkler werdenden Wasser ruhig davontragen. Nicht weit ob dem Rheinfall stand seine Hütte, an der er landen wollte.

Wie er nun so dahintrieb und an allerlei dachte, ward er schläfrig. Auf einmal fielen ihm die Augen zu. Da überkamen ihn denn allerlei Träume. Es war ihm, als vernehme er ein fernes Knurren wie das Knurren eines Stieres. Und nach und nach ward daraus etwas wie ein fernes Donnern, und jetzt träumte ihm, ein fürchterliches Gewitter fahre daher, ein gewaltiger Sturm peitsche ihm die wolkenbruchmäßig herabfallenden Wasser des Himmels ins Gesicht, und die ganze Welt sei nur noch eine unaufhörlich brausende Donnerorgel.

Auf einmal fuhr er aus dem Schlafe auf und sah mit Entsetzen eben seinen Kahn von den ungeheuren Wassermassen des Rheinfalls gepackt und in die grauenhafte Tiefe gerissen. „Hilf, Gott, der Rheinfall!" schrie er noch. Dann ging's mit ihm rundum. Ein Brüllen, Stäuben und Brausen um ihn. Er krampfte sich an den tanzenden Kahn mit beiden Händen, mit Leib und Seele an; dann vergingen ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, wurde sein Kahn von den zischenden Wogen eben ans Ufer geschleudert. Noch halbtot vor Schrecken, blieb er lange am Ufer liegen und staunte zu dem donnernden Rheinfall hinauf, den der aufgehende Mond eben geisterhaft beleuchtete. Es war, als stürzten unzählige Wildbäche flüssigen Silbers übereinander und miteinander in die grausige Tiefe, in der es kochte, stäubte und rauchte.

Aber als eine vorüberrollende Woge mit einem feinen Wassersprudel über ihn kam, schoß er auf, zog den Kahn vollends ans sichere Ufer, lud ihn auf und machte sich dann damit so schnell als tunlich nach Hause. Dort legte er sich hurtig und schweigsam zu Bett. Im Schlafe noch donnerte ihm der Rheinfall schrecklich in die Träume.

Am Mittag des andern Tages saß der Fischer wohlgemut im Wirtshause unter anderm Fischervolk und erzählte prahlend seine grausige Fahrt über den Rheinfall. Die Fischer wollten es nicht glauben oder taten doch so, bis er, vom Weine betrunken, ausrief, es würde ihm nichts machen, auch wenn er die Fahrt ein zweites Mal zu unternehmen hätte. Da schwiegen alle und schauten ihn erschrocken an; denn zu einer solchen tollen Tat wollten sie ihn nicht treiben. Doch an einem eichenen Tische in der Wirtschaft saß ein fremder Mann mit unheimlichen Augen. Dieser erhob sich, lachte schrill und rief: „Fischer, ich gebe dir hundert Gulden, wenn du die Fahrt ein zweites Mal wagst!" Und gleich rief der junge Fischer in frevelhaftem Übermut: „Gut, es gilt; ich tu's zum zweitenmal!" Zu einem alten Manne aber, der ihn warnte und ihm zuredete, er solle Gott danken, daß er das erstemal so gnädig davongekommen sei, sagte er lachend: „Ich wag's dennoch! Was mir im Schlafe gelang, muß mir in wachem Zustande, wenn ich doch das Steuer lenken kann, erst recht gelingen!"

Jetzt fuhr er auf, und alle Leute, die in der Wirtschaft waren, voraus der unheimliche Fremdling, verließen das Haus und folg-

ten dem Fischer ans Rheinufer. Bevor ihn jemand zurückzuhalten vermochte, sprang er in seinen schwankenden Kahn und stieß in toller Vermessenheit vom Ufer ab, dem nahen Rheinfall zu, den man gar wohl donnern hörte. Mit lähmendem Entsetzen schaute ihm alles nach; nur der Fremde grinste seltsam.

Erst ruderte er, um das Schiffchen noch rascher vorwärtszutreiben. Aber auf einmal sprang er ans Steuer; denn unversehens begann sein Kahn zu tanzen und schneller dahinzutreiben. Es dauerte keine Vaterunserlänge, da fing er an zu hüpfen und zu eilen, als gälte es, einen Hasen einzuholen. Immer näher kam er dem schrecklichen Fall. Das Steuer wollte dem kräftigen Fischer kaum noch gehorchen, und auf einmal fing der Kahn an, wie rasend davonzuschießen, und fürchterlich gluckſten die Wirbel und Wellen um ihn herum.

Wie nun der junge Fischer plötzlich nichts mehr um sich sah als reißendes Wildwasser, packte ihn auf einmal eine entsetzliche Todesangst. Es war ihm, der Rhein habe sich in ein wildes Pferd verwandelt, das ihn mit Pfeilschnelle der tiefsten Hölle zutrage. Er versuchte mit der Kraft der Verzweiflung, das springende Schifflein zu wenden; doch das Steuer gehorchte ihm nicht mehr. Er jagte an die Ruder; aber die rasende Flut schleuderte sie weg, und jetzt sah er vor sich den Rheinfelsen mitten aus dem Strom auftauchen. Ein jämmerlicher Aufschrei gellte ins Donnern der Wasser, und dann glitt der Kahn, schneller als ein gefällter Baum durchs Holzgeleit von der Bergwand, in die flatternden Wirbel des Wasserfalls hinein.

Wohl eilten jetzt die schreckensbleich zuschauenden Fischer hinunter an den Strom, wo der Rheinfall verkocht und ausschäumt. Sie schauten und schauten und harrten; aber weder Fischer noch Kahn tauchten jemals wieder aus der brausenden Flut. Und als sie sich nun zornig nach dem Fremden umsahen, der den trunkenen Fischerjungen zu der schrecklichen Todesfahrt aufgestachelt hatte, fanden sie ihn nicht mehr. Wie sie auch später das Land nach ihm absuchten, niemand außer ihnen wollte ihn jemals gesehen haben.

Seither sieht man in mondhellen Nächten oft ein nebelhaftes Schifflein mit einem Fährmann zwischen dem Doppelriff des Rheinfalls hinabgleiten und in den milchweißen, überschäumenden Wasserstürzen verschwinden. Meinrad Lienert.

Heimet.

My Heimet ... oh, wie han i d' Heimet gern!
Si gfallt mer halt, wenn duſſe d' Immli ſumme
un wenn im Chachelofe d' Schyter brumme;
ſi ſchiint ins Herz eim wie der Morgeſtern!

Nei ſaget au, cha's näume ſchöner ſii?
Do ſtoht der Blaue, do ne Schloß, e Chilche,
un d' Sunne ſchrybt uf Schwyzerſchnee — „Gottwilche" —
un zwiſche Schwyz un Schwarzwald glänzt der Rhii.

Un was de biſch un beſch, iſch Heimetguet.
Du arme Tropf, was cha der d' Fremdi gee?
Dy Herz will Schwarzwaldluft un Schwyzerſchnee,
un d' Heimet ruuſcht im Rhii un ſingt im Bluet!

Un wenn de ſihſch, aß d' Sunne abegoht
un d' Nacht will cho, die langi, langi Nacht:
Schlof numme, ſchlof — de weiſch jo, d' Heimet wacht;
ſi blybt der treu, au wo dy Chrüzli ſtoht! Karl Berner.

Die Erdmännlein in der Haſeler Höhle.

Dort, wo durch wilde Felsſchluchten die Wehra dem jungen Rhein zurauſcht, liegt abſeits der großen Straße das ſtille Dörflein Haſel, weithin bekannt durch die ſchöne Tropfſteinhöhle, die ſich in ſeiner Nähe befindet. Erdmannshöhle wird ſie von den Leuten genannt; denn einſtens war ſie bewohnt von einem gar luſtigen und fleißigen Völkchen, den Erdmännlein und Erdweiblein. Lang ſchon iſt's her, aber heute noch hat das Volk die kleinen, freundlichen Erdgeiſter nicht vergeſſen, und wenn an langen Winterabenden die Mädchen von Haſel in der Spinnſtube ſitzen, die jungen Burſchen ihre Pfeifen ſchmauchen, die Alten ſich behaglich am warmen Kachelofen recken und ſtrecken, dann freut ſich ein jedes, wenn der alte Wäldertoni, der ein Sonntagskind iſt und mehr weiß als andere, langſam und bedächtig ſeine Pfeife ſtopft und von längſt vergangenen Tagen zu erzählen anhebt. „Ja, das waren andere Zeiten", ſo beginnt er, „als die Erdmännlein noch in Haſel waren, da war ein Leben und Treiben in der Höhle, ein Pochen, Hämmern und Klopfen, Tag und Nacht. Hellauf leuchteten die Wände im Feuer der Eſſen, luſtig er-

klangen die Ambosse der kleinen Schmiede, nach allen Seiten stoben die Funken, und in ihrem Schein glitzerte das Gold und Silber, das Tausende kleiner Bergleute aus den Felswänden gruben und zu kunstvollen Gegenständen verarbeiteten.

Manch unschuldig Mägdelein, manch braver Haseler Bursche fand den sonst unsichtbaren Eingang zur Höhle, durfte staunend all die Herrlichkeiten betrachten und reichbeschenkt die unterirdischen Räume wieder verlassen. Hilfsbereit und freundlich waren die Männlein zu den Leuten des Dorfes. Viel Arbeit in Haus und Feld wurde von ihnen verrichtet, in manch arme Hütte brachten sie Freude und Glück. Kein Wunder drum, wenn sie überall gerne gesehen waren und von allen wohl aufgenommen wurden.

Es waren hübsche, zierliche Leute, die Erdmännlein und Erdweiblein, kaum eine Spanne hoch, hell und fein wie Silberglöckchen klangen ihre Stimmen; flink und munter trippelten sie einher. Stets, wenn sie ins Dorf kamen, trugen sie lange Kleider, die ihre Füße ganz bedeckten. Das weckte die Neugierde der Leute; der eine wußte das, der andere jenes zu berichten. Gänsefüßchen hätten sie, erzählte man sich schließlich geheimnisvoll im Dorfe, die wollten sie gerne verdecken, drum trügen sie so lange Kleider. Um nun zu erfahren, ob die Vermutung stimme, streute man eines Abends gesiebte Asche auf ihren Weg, und wirklich waren die Fußstapfen, die man am Morgen entdeckte, denen der Gänse ähnlich. Seit jenem Tage aber sind die Erdmännlein aus Hasel und der Höhle verschwunden, und mit ihnen ist auch die glücklichste Zeit des Dorfes dahin. Derjenige aber, der den Rat gab, die Asche zu streuen, das war der Bauer vom Oberhof, der starb bald darauf eines bösen Todes, und seit der Zeit ruht Unglück auf dem Hause." — „Ja, die Neugierde hat noch nie etwas getaugt, aber gar viel schon geschadet, uns Haslern hat sie jedenfalls unsere besten Freunde und Helfer genommen", so schließt der Alte seine Erzählung und zündet die Pfeife wieder an, die ihm ausgegangen ist. Freundlich und dankbar nicken ihm die Burschen und Mädchen zu; denn sooft sie auch schon die Geschichte von den Erdmännlein gehört haben, sie lauschen immer wieder gern den Worten des Alten. In der Nacht aber träumt mancher Bursche und manches Maidli von Gold und Edelgestein, von schimmernden, unterirdischen Räumen und von freundlichen Erdgeistern, die ihm zu Reichtum und Glück verhelfen.

Hermann Ruppel.

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z' Müllen in der Poſt,
tauſigſappermoſt!
trinkt me nit e guete Wii,
goht er nit wie Baumöl ii,
z' Müllen in der Poſt!

Z' Bürglen uf der Höh,
nei, was cha me ſeh!
Oh, wie wechſle Berg und Tal,
Land un Waſſer überal,
z' Bürglen uf der Höh!

Z' Staufen uf em Märt
henn ſie, was me gehrt,
Tanz un Wii un Luſtbarkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z' Staufen uf em Märt!

Z' Fryburg in der Stadt
ſuufer iſch's un glatt,
riichi Heere, Geld un Guet,
Jumpfere wie Milch un Bluet,
z' Fryburg in der Stadt.

Woni gang un ſtand,
Wär's e luſtig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis find' i nit
in dem ſchöne Land.

Miinen Augen gfallt
Herriſchried im Wald.
Woni gang, ſo denk' i dra,
's chunnt mer nit uf d' Gegnig a
z' Herriſchried im Wald.

Ime chleine Huus
wandlet ii un uus,
gelt, de meinſch, i ſag der, wer?
s' iſch e Sie, es iſch kei Er,
ime chleine Huus.

Johann Peter Hebel.

Scheibenschlagen

Das Bild am Schwabentor zu Freiburg.

Am Freiburger Schwabentor ist stadtwärts ein großes Bild aufgemalt: es zeigte in der früheren Ausführung einen schwäbischen Landmann bei einem vierspännigen Wagen, der mit zwei Fässern beladen ist, und nebenher lief eine Katze. Davon berichtet die Sage:

Ein reicher Schwabenbauer hörte von der Schönheit Freiburgs und beschloß, es sich zu kaufen. Lud also sein Geld in zwei Fässer, fuhr damit nach Freiburg und fragte: „Was kostet 's Städtli?" Daß es tausendmal mehr wert sei als sein Geld, setzte ihn in große Verwunderung, und die Freiburger haben nicht gesäumt, ihn tüchtig auszulachen. Noch mehr aber spotteten sie, als die Fässer geöffnet wurden und darin statt Gold nur Sand zum Vorschein kam. Die Frau des Bauern hatte nämlich das Geld heimlich aus den Fässern geleert und dafür Sand hineingefüllt.

Johannes Künzig.

Falkenſtein im Höllental.

Im alten Gotteshaus zu Kirchzarten bei Freiburg ſieht der Beſucher eine Grabplatte in die Wand eingelaſſen, auf der das Bild eines Ritters in voller Rüſtung und mit gefalteten Händen dargeſtellt iſt. Zu ſeinen Füßen liegt ein ausgehauener Löwe, und des Ritters Schild zeigt das Wappenbild eines fliegenden Falken. Die Unterſchrift lautet: Im Jahre des Herrn 1343 ſtarb Herr Ritter Kuno von Falkenſtein.

In alten Zeiten zog aus ſeiner Burg im Höllental Ritter Kuno von Stein mit andern Kreuzfahrern in das gelobte Land. „Komme ich binnen Jahr und Tag nicht wieder", ſprach er beim Abſchied zu ſeiner Hausfrau, „ſo magſt du um mich wie um einen Toten trauern!"

Der Tod verſchonte ihn zwar; aber er wurde von den Ungläubigen gefangen und mußte harte Sklavenarbeit tun. Tag für Tag ward er gleich dem Zugochſen an den Pflug geſpannt und mußte das Feld unter Peitſchenhieben des unbarmherzigen Treibers umackern. Nachts lag er im einſamen Turme auf dem Strohlager und klagte um die verlorene Heimat.

Einſt — es waren gerade ſieben Jahre ſeit ſeiner Abreiſe verfloſſen — ſtand plötzlich ein dunkelgekleideter Mann an ſeinem Bette; der ſprach: „Herr Ritter vom Pfluge, wenn Ihr ſo ſehr gern heimkehren möchtet, ſo läßt ſich leicht helfen. Wollt Ihr mir meinen Dienſt lohnen, ſo möchte ich Euch wohl über Land und Meer in Eure Burg bringen." — „Wer biſt du, der mir ſolches verſpricht?" rief Ritter Kuno beſtürzt. „Ein Freund bin ich, das ſeht Ihr wohl; aber weiter geht Euch das nichts an; fragt lieber nach meinen Bedingungen! — Ich will Euch in dieſer Nacht noch durch die Luft heimführen. Wenn es Euch gelingt, Euch auf der ganzen Reiſe des Schlafes zu erwehren, ſollt Ihr frei und ledig ſein. Schlaft Ihr aber ein, ſo ſeid Ihr mein Dienſtmann mit Leib und Seele."

Da gab Ritter Kuno dem Unbekannten den Handſchlag und zeichnete den Vertrag mit Blut auf einen Streifen Pergament.

Alsbald verſchwand der dunkle Mann; aber dafür ſtand ein mächtiger Löwe da. Der Ritter beſtieg ihn und hielt ſich an den Mähnenhaaren; die Mauer des Turmes öffnete sich, der Löwe entfaltete ein Paar Flügel und flog hinaus. Hoch in den

Wolken flogen sie hin, von Mond und Sternen beleuchtet. Aber sofort wurde der Ritter so müde, daß er meinte, die Augen nicht mehr offenhalten zu können. Schon war er im Begriffe einzunicken, als er plötzlich einen Schlag ins Gesicht bekam. Aufgeschreckt, sah er einen weißen Falken, der dicht über ihm flog. Noch zweimal wurde der Schlaf Herr über Ritter Kuno; aber jedesmal weckte ihn der treue Falke mit Flügelschlägen.

Endlich senkte sich der Löwe, und nun sah der Ritter im Mondscheine seine Burg vor sich liegen. Kaum berührte sein Fuß die Erde, so war das Tier verschwunden; zu den Füßen des Ritters aber lag der Pergamentstreifen zerrissen. Ein heftiger Sturm erhob sich; doch als die Sonne die Burg beschien, legte er sich, und mit frohem Herzen eilte der Befreite in sein Haus und schloß die treue Gattin an sein Herz; sie hatte sich der Freier kaum erwehren können. Oben auf dem Turme aber saß im Sonnenscheine der treue Falke. Der dankbare Ritter gab deshalb der Burg den Namen Falkenstein.

Nach Schreiber und Schönhuth.

Der Titisee.

Unterhalb der Seesteige stand in alter Zeit eine reiche Stadt mit einem Kloster. Die Üppigkeit ihrer Bewohner war so groß geworden, daß sie die Weißbrotlaibe aushöhlten, die Brotkrumen dem Vieh verfütterten und in der Kruste wie in Schuhen umhergingen. Da versank die Stadt in die Erde, und an ihrer Stelle erstand der Titisee. In seiner Tiefe ist bei hellem Wetter die Turmspitze des Klosters noch sichtbar; es wird einst wieder aus dem Wasser emporsteigen, wenn das Kloster Friedenweiler versunken ist. —

Vor vielen Jahren begann der See an der Schanze auf der Höllensteige auszubrechen. Da kam in der Nacht eine alte Frau, murmelte einige Worte und verstopfte die Öffnung mit ihrer weißen Haube. Von der Haube verfault jedes Jahr ein Faden, und wenn der letzte verweft ist, bricht der See heraus und überschwemmt das Dreisamtal. —

Nachdem schon manche vergebens gesucht hatten, die Tiefe des Sees zu ergründen, nahm einer sich vor, sie einfach aus-

zumeſſen. Er fuhr mit einem Kahn in die Mitte des Sees und warf an einer faſt endloſen Schnur das Senkblei aus. Schon waren achtzehn Spulen Faden im Waſſer und noch genug zum Nachlaſſen vorhanden, da rief aus den Wellen eine fürchterliche Stimme:

„Mißt du mich,
ſo friß ich dich!“

Voll Schrecken ließ der Mann von ſeinem Unternehmen ab, und ſeither hat niemand mehr gewagt, nach der Tiefe des Sees zu forſchen. Johannes Künzig.

Rüttibrennen im Kinzigtal.

Im Spätſommer und bisweilen auch im Frühjahr zieht oft ein ſtarker, eigenartiger Brandgeruch durch die Täler an der Kinzig, und die Leute unten in den Tälern ſagen: „D' Bure in de Berge ſin am Rüttibrennen, ma ſchmeckt's.“

Dieſe Bauern treiben auf einzelnen ſteilen Berghalden Wald- und Feldwirtſchaft zugleich. Auf ſommerigen Halden, wo noch Birke und Eiche gedeihen, laſſen ſie beide wild aufwachſen, zwanzig und dreißig Jahre lang. Dann wird „der Boſch“ gefällt, die Eichen werden geſchält; das „grob' Holz“ von den Birken und Eichen wird verkauft, das geringe aber wohlgeordnet zuerſt im Viereck um den ganzen Platz gelegt, dann in einzelnen Linien von der oberen Querlinie zur untern. Jetzt muß die Sonne das ſo gelegte Holz röſten und dörren.

Hat die Frühjahrs- oder Herbſtſonne dies beſorgt, ſo geht's an einem windſtillen, ſonnigen Tag ans „Brennen“. Mit Stangen, an denen Feuerhaken angebracht ſind, rückt der Bur mit ſeinen Knechten aus, den Berg hinauf.

Ehe das Holz an den vier Ecken angezündet wird, beten ſie ein ſtill Vaterunſer, damit das Feuer keinen Schaden mache. Denn unten und oben, rechts und links vom Rüttifeld iſt meiſt auch noch Wald. Und wenn einmal alles brennt auf der morgengroßen Fläche, gilt's mit den Haken zu wehren, damit das Feuer nicht „fortläuft“ und den umliegenden Wald anzündet.

Was für einen Glockengießer der Tag des Guſſes, das iſt für den Schwarzwälder Bur der Tag des Rüttibrennens. Es iſt

eine heiße Arbeit, triefend von Schweiß ſtehen die Leute zwiſchen den Feuerlinien, bald ſchürend, bald wehrend, bis alles Aſche iſt.

Dieſe Aſche gibt nun dem Bur Dung. In ſie ſtreut er ſeinen Samen, die „Völker“ hacken ihn unter, und im Sommer ſteht auf den höchſten Bergen ein ſtattlich Erntefeld, wie Gold weithin ins Tal hinab leuchtend.

Heinrich Hansjakob.

Der Hahn auf dem oberen Gengenbacher Tor.

Zwiſchen Gengenbach und Oppenau brach einſt ein großer Zwiſt aus wegen des hinteren Nordracher Tales, deſſen ungerodete Wälder noch nicht aufgeteilt waren. Man ſetzte ſchließlich ein Schiedsgericht ein und beſtimmte, daß beim erſten Hahnenſchrei von einer beſtimmten Stelle in Gengenbach und in Oppenau zwei Läufer einander entgegenlaufen ſollten; wo ſie ſich träfen, da ſolle die Grenze ſein. Die Oppenauer erkundigten ſich nun bei einem Geflügelzüchter, was man mit dem Hahn anſtellen ſolle, daß er früh erwache. Der riet, den Hahn gut zu füttern, denn ein hungriger Hahn habe matte Glieder und ſchlafe deshalb länger. Die Gengenbacher fingen es ſchlauer an. Sie fragten nicht lange, ſondern probierten es aus und fanden, daß der nicht gefütterte Hahn ſich am erſten melde. Als der bedeutſame Morgen anbrach, weckte der Gengenbacher Hahn außergewöhnlich frühe, und der Läufer machte ſich alsbald auf den Weg ins Nordracher Tal. Die Oppenauer umſtanden ängſtlich ihren Hahn, ob er ſich nicht endlich rege. Der Gengenbacher Läufer war ſchon an der Waſſerſcheide zwiſchen Rench und Kinzig angekommen, als er den Oppenauer erſt in weiter Ferne erblickte. Freudig rief der Gengenbacher: „Heute gilt mal nicht: Gengenbach allgemach!“ Dann bezeichnete er genau die Stelle des Zuſammentreffens und eilte ſtolz nach Hauſe, um den Gengenbachern ſeinen Sieg zu verkünden. Zur Erinnerung beſchloß die Stadt Gengenbach, auf das obere Tor einen Hahn zu ſetzen; der zeigt übrigens immer ſchlechtes Wetter an, wenn er Oppenau den Rücken zukehrt.

Johannes Künzig.

Melusine.

Im Durbacher Tal sieht man noch im großen Stollenwald die Trümmer einer alten Burg, am Eingang des Tales aber erhebt sich links das Schloß Staufenberg.

Einst wohnte auf der Burg ein Amtmann zu Staufenberg. Sein Sohn Sebald liebte den Vogelfang und ging im Herbst oftmals an den Fuß des großen Stollenwaldes, um Meisen zu kloben. Da hörte er einmal vom Berg herab so lieblich singen, daß er hinaufging, um zu sehen, was es wäre. Auf dem Gipfel des Stollenwaldes erblickte er in einem Busch ein wunderschönes Weib, das sagte zu ihm: „Erbarme dich meiner und erlöse mich; ich bin verwünscht und harre seit langer Zeit auf dich! Erhöre meine Bitte! Du darfst mich nur dreimal dreifach küssen, so bin ich erlöst!“ Sebald fragte sie, wer sie denn sei, und sie gab zur Antwort: „Ich bin des Himmel-Stollens Tochter und heiße Melusine; ich habe einen großen Brautschatz, und wenn du mich erlöseſt, so bin ich und der Schatz dein eigen. Du mußt mich drei Morgen nacheinander um neun Uhr in der Frühe auf beide Wangen und auf den Mund küssen, dann ist die Erlösung vollbracht. Fürchte dich nicht, besonders nicht am dritten Tag!“ Sebald betrachtete Melusine, die aus dem Busch hervorkam, sehr genau. Sie war blond, hatte blaue Augen und ein schönes Angesicht, aber an ihren Händen keine Finger, sondern eine trichterartige Höhlung und statt der Füße einen Schlangenschwanz. Sebald gab ihr die ersten drei Küsse; darüber war Melusine sehr froh und bat ihn, am zweiten und dritten Tage wieder zur rechten Zeit da zu sein. Sie kroch in ihren Busch zurück und sang:

„Komm und erlöse deine Braut,
hüte dich wohl, zu erschrecken!
Sebald, nimm dich wohl in acht,
einmal war es recht gemacht!“

Dann versank sie in der Erde, und Sebald ging heim. Am andern Tag kam er zur rechten Zeit wieder in den Stollenwald und hörte sie auf der Höhe singen. Dieses Mal hatte sie Flügel und einen Drachenschweif, aber Sebald nahte sich ihr ohne Furcht und gab ihr die drei andern Küsse. Sie sang ihm wieder dankbar zu wie am ersten Tag und bat ihn, wieder-

zukommen, worauf sie abermals in der Erde verschwand. Sebald konnte die Nacht kaum ruhen, er ging früh wieder in den Stollenwald und hörte ihr Lied wie an den vorigen Tagen. Aber dieses Mal hatte sie einen Krötenkopf, und der Drachenschwanz umschlang furchtbar ihren Leib. Sebald graute es vor der giftigen Gestalt, und er sagte zu ihr: „Kannst du dein Antlitz nicht entblößen, so kann ich dich nicht küssen." Da schrie sie laut auf und rang verzweifelnd ihre Hände. Voller Angst sprang Sebald den Berg hinab, und gerade schlug es neun, als er atemlos bei seinem Vater in der Burg ankam. Wie er nun erzählte, was ihm begegnet war, wurde er von seinem Vater wegen seiner Furchtsamkeit sehr gescholten. Der Vater aber ließ die Geschichte zum ewigen Andenken aufschreiben, wodurch sie bis auf den heutigen Tag bekannt ist.

Es vergingen Jahre. Sebald kam nicht mehr in den Stollenwald, dachte aber wohl manchmal daran, daß er die Melusine betrogen hatte. Doch war ihm seitdem nichts geschehen. Als der Vater nun seinen Dienst an seinen Sohn abtreten wollte, sah er sich nach einer Frau für ihn um und gab ihm die Tochter eines Amtsvogtes. Bei der Hochzeit im Schlosse Staufenberg war alles recht fröhlich bei Tische, als auf einmal die Decke des Saales einen Spalt bekam. Daraus fiel ein Tropfen in den Teller Sebalds, der, ohne es zu wissen, die vergiftete Speise aß und sogleich tot niedersank. Man sah zur gleichen Zeit einen kleinen Schlangenschweif sich in die Decke zurückziehen.

Noch ist die Geschichte in Stein gehauen auf dem Staufenberg zu sehen.

Johannes Künzig.

Der Züricher Hirsebrei.

Die Straßburger hatten von alten Zeiten her gute Freundschaft mit der Stadt Zürich gehalten. Mehr als einmal hatten die beiden Städte einander in kriegerischen Zeiten geholfen. Als nun etwa vor vierhundert Jahren eine Einladung zu einem großen Freischießen von Straßburg nach Zürich kam, beschloß der Rat und die Schützengesellschaft von Zürich, daß sie zum Feste gehen wollten. Sie wollten sich aber auch durch etwas Besonderes auszeichnen und gedachten, den Straßburgern zu zeigen, wie schnell sie im Falle der Not zu Hilfe kommen könnten. Darum wurde in der Nacht vor dem zur Abfahrt

beſtimmten Tage ein großer eiſerner Keſſel voll Hirſebrei gekocht, um am folgenden Morgen um zwei Uhr ſiedend heiß in ein Faß mit warmem Sande geſtellt und dann auf das Schiff gebracht zu werden.

In das Schiff ſtiegen etliche fünfzig angeſehene Männer aus Zürich und fuhren die Limmat hinunter, von der Limmat in die Aar und von da in den Rhein. Sie ruderten an Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden vorbei den Rhein hinab ſo wacker, daß ſie um zehn Uhr in Baſel anlangten. Dort ſtand viel Volk auf der Brücke und begrüßte die Vorüberfahrenden mit Jubelgeſchrei und Kanonendonner. Um zwei Uhr waren ſie in Breiſach, und zwiſchen acht und neun Uhr abends fuhren ſie durch den Rheingießen nach Straßburg hinein. Da warteten ihrer zwei Herren vom Rate und zahlloſes Volk und empfingen ſie mit Glückwünſchen und Hochrufen. Beſonders jubelte aber die Straßburger Schuljugend, da die Züricher dreihundert Lebkuchen mitgebracht hatten, um ſie unter die Jugend auszuteilen.

Der Führer der Züricher ließ das Faß mit dem Keſſel aus dem Schiffe tragen und ſprach zu den Ratsherren: „Das ſoll den Bürgern von Straßburg ein Zeichen ſein, daß im Falle der Feindesnot, die Gott verhüten möge, die Stadt Zürich ihnen Hilfe ſchicken kann, bevor ein Brei kalt wird.“

Darauf zog man in die Stadt. Voraus ging die Muſik, welche die Züricher mitgebracht hatten, und die Stadtmuſik von Straßburg, dann kamen die Ratsherren und die lieben Gäſte mit ihrem Geſchenke, alle in feſtlichem Gewande; hinter dem Zuge her und zu deſſen Seiten drängte die Maſſe des Volkes. So kamen ſie zu dem Verſammlungsorte der Ratsherren und ihrer Frauen. Als der Hirſebrei auf die Tafel gebracht wurde, koſteten ihn die Herren und Frauen und fanden zu ihrem Erſtaunen, daß er noch warm war. Bis in die ſpäte Nacht dauerte nun das Gaſtmahl, und nach dem Schluſſe desſelben begleitete der Magiſtrat mit Fackeln ſeine Gäſte in die Herberge zum Hirſchen.

Am dritten Tage reiſten die Züricher wieder heim. Jedem wurde eine Fahne und ein Beutelchen mit zwei Schützentalern zum Andenken mitgegeben. Zwei Ratsherren begleiteten ſie bis nach Grafenſtaden, und von hier wurden ſie auf Koſten der Stadt Straßburg nach Baſel geführt. Verfaſſer unbekannt.

Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand.
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
bemerkt sie einen Bauern, der seinen Acker baut.
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar;
es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei, artig Spielding!" ruft sie; „das nehm ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
und feget mit den Händen, was sich da alles regt,
zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind;
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein;
er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei!"

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
den Bauern aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
so klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug; was kommt dir in den Sinn?

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot.
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
der Bauer ist kein Spielzeug; da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand.
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Adelbert von Chamisso.

Sage vom Mummelsee.

Hier in dem See, wenn es Abend wird und still ringsum und nur die Tannenwipfel rauschen, tauchen aus dem dunkeln Wasser beim Mondenschein die Seejungfrauen auf, die man auch „Mümmlein" heißt, woher der See seinen Namen hat. Tief unten ist ein herrlicher Palast, und alles darin von hellem, lauterem Gold und Kristall. Auf dem goldenen Stuhle sitzt der Seekönig, eine goldene Krone auf dem Haupte; ein langer, silberweißer Bart wallt ihm bis auf die Brust herab. Er hat die Macht über die Seejungfrauen; alle müssen ihm folgen, und wehe, wenn eine nicht gehorsam ist! Unten müssen sie arbeiten, das Gold blank machen und die Kristalle schleifen; doch nach der Arbeit erlaubt ihnen der alte Seekönig, in der Nacht aufzutauchen und an der Oberfläche des Sees zu verweilen. Darauf freuen sie sich alle.

Aber einst gingen sie auch zu den Menschen und freuten sich, wenn sie bei ihnen sein konnten. Denn gern sahen sie der Menschen Tun und Treiben und ihre Liebe und wären am liebsten oben geblieben, statt wieder in den dunkeln See zu tauchen. Sie bekamen an stillen Winterabenden die Erlaubnis, hinunter ins Tal zu gehen zum nächsten Dorf, zu braven Bauersleuten. Dort setzten sie sich mitten unter die Frauen und Jungfrauen, die abends mit ihren Spinnrocken zueinander kamen. Die jungen Burschen saßen auf der Ofenbank oder lagen auf dem Ofen, sahen zu und schnitzten ihre Handwerksgeräte. Aber auch die Seejung-

frauen setzten sich an den Spinnrocken und spannen mit, so fein, wie es keines von den Dorfmägdlein konnte. Der Reihe nach erzählte man, bald eine von den Jungfrauen aus dem Dorf, bald eine von den Seejungfrauen; aber die erzählten am schönsten; denn sie sprachen vom See und seiner Herrlichkeit, von den reichen Perlengeschmeiden, von den goldenen Armspangen und von ihrem Singen und Treiben da unten. Da lauschten die Burschen hoch auf und wären am liebsten selbst mit hinunter in den See gegangen. Aber die Seejungfrauen redeten ihnen solches Vorhaben aus; denn im See könne kein sterblicher Mensch leben. Wenn die alte Schwarzwälder Uhr warnend elf schlug, dann standen die Mümmlein hastig auf und eilten fort. Niemand durfte sie begleiten oder ihnen nachsehen; denn sonst, hieß es, kämen sie nie wieder. Jedesmal aber, wenn sie dagewesen, hatten die Dorfmägdlein dreimal so viel gesponnen wie sonst, und da und dort fand sich auch ein schönes Stücklein Goldfaden auf der Spule. Dann und wann kamen die Seejungfrauen auch zu kranken Bauersfrauen, brachten ihnen Arznei aus Waldkräutern und Seeblumen, hüteten ihre Kinder und sangen sie in Schlaf. Wo ein solches Mümmlein bei einem Kranken gewesen, brauchte man keinen Arzt; denn der Kranke wurde schnell gesund. So waren denn die Mümmlein rings in der Umgegend gekannt und geliebt.

Da blieben sie einmal aber wochenlang aus; niemand wußte, was geschehen war und warum sie nicht kamen. Die Ursache davon war, daß junge Burschen und Mädchen in der Mainacht zum See hinaufgegangen waren und sie belauscht hatten. Das hatte der Seekönig gemerkt, und mit seinem goldenen Dreizack schlug er voll Zorn in den See, so daß er wallte und brauste und fast gar die törichte Schar ergriffen hätte. Zur Strafe sollten daher die Mümmlein nicht wieder ins Tal kommen; denn die Menschen seien undankbar und verdienten es nicht mehr. Da war großer Jammer im Dorf und auf den einzelnen Höfen, und jedermann riet, wer wohl die Schuld daran trüge.

Um diese Zeit begab es sich, daß eines der Mädchen, das in der Mainacht mit am Mummelsee gewesen war, krank wurde. Als der Vater hinauf zum See gehen und die Mümmlein zu seinem kranken Kinde holen wollte, da richtete sich das Mädchen hoch auf und sagte traurigen Blickes: „Ach, die Mümmlein kommen nicht! Ich weiß, warum. Geh nicht zum See, sonst ist's dein Tod!" Als der Vater in sie drang, da erzählte sie, wie sie hinaufgegangen

wäre mit ihren Gespielen und die Mümmlein belauscht hätte; sie weinte bitterlich dabei und sagte: „Dieser Schuld wegen muß ich auch sterben." In der Nacht aber, als sie alle glaubten, daß es mit ihr zu Ende gehe, tat sich die Tür auf, und ein Mümmlein kam und setzte sich an ihr Bett und legte ihr Umschläge von Schilf auf die fieberkranke Stirn. Da schlug das Mädchen die Augen auf und schaute das Mümmlein erschreckt an; das aber sprach zu ihr: „Weil du noch so jung bist und dein Unrecht bekannt hast, darum habe ich mich aufgemacht, dir zu helfen. Aber versprich es mir, daß du nie wieder des Nachts an den See gehst! Denn wenn dies noch einmal geschieht, dürfen wir niemals wiederkommen, und unsere schönste Freude ist dann auch dahin; denn wir sind gar zu gern bei den Menschen." Dann gab sie dem Vater noch einige Arzneien, küßte das kranke Mägdlein und ging schnell hinaus. Nach dieser Zeit kamen die Mümmlein wieder, und alles war wie vorher, nur daß sie noch ängstlicher nach der Uhr schauten und früher aufbrachen, damit sie ja vor Mitternacht zum See kämen.

Da geschah es an einem Winterabend, daß eines der Mümmlein eine wunderschöne Erzählung angefangen hatte; atemlos hörten die Burschen zu, und die Mägdlein spannen nicht mehr vor lauter Hören. Als die Geschichte gerade am schönsten war, schlug es elf Uhr; schnell brach das Mümmlein ab und versprach die Fortsetzung beim nächsten Besuch. Sie wußte nicht, daß einer der Burschen verstohlen den Zeiger der Uhr um eine Stunde zurückgerückt hatte. Wohl schlug die Uhr nur elf; als aber der Wächter draußen in das Horn stieß und die zwölfte Stunde mit dem Lied absang:

„Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen,
unsre Glock' hat zwölf geschlagen!
Nur zwölf Stunden hat der Tag.
Wer weiß, wie bald man sterben mag?"

wurden sie totenblaß und schrien vor Entsetzen auf: „O weh, o weh! Nun ist's für immer vorbei!"

Und seit dieser Zeit steigt kein Mümmlein mehr ins Tal hinab; denn der Seekönig hatte geschworen, daß, wenn sie einmal zu spät zurückkämen, kein Mümmlein mehr zu den Menschen hinauf dürfe. Nur dann und wann tauchen sie in stillen Mitternachtsstunden aus dem See herauf, und man hört sie leise klagen.

Emil Frommel.

Das Rockertweible.

Nach dem Tode eines Grafen von Eberstein sprach dessen Witwe den Rockertwald jenseits der Murg zu eigen an, den die Gemeinden Scheuern, Hilpertsau und Reichental besaßen. Es ward ein Manngericht von Grafen und Rittern berufen, vor dem sollte die Gräfin in dem Wald beschwören, daß er ihr Eigentum sei. Mit Wahrheit konnte sie das freilich nicht behaupten; aber sie wollte sich auch keines Meineids schuldig machen und griff also zu einer List. In den Federbusch ihrer Haube versteckte sie einen Schöpflöffel, in ihre Schuhe tat sie Erde aus ihrem Burggarten und schwur dann vor dem Gericht: „So gewiß der Schöpfer über mir ist, so gewiß stehe ich auf eigenem Grund und Boden!" Da ward ihr der Forst zuerkannt; aber sie starb nach wenigen Tagen und geht seitdem, zur Strafe für ihr Unrecht, in der Gegend um. Besonders zeigt sie sich im Rockert und auf der daran liegenden Gättelwiese. Sie wird das Rockertweibchen genannt und erscheint mit einem Gebund Schlüssel und in der schwarzen Kleidung, die sie seit dem Tode ihres Mannes trug; Rock und Mieder sind von Seide, die Haube von Samt und mit einem schwarzen Federbusch geschmückt. Zuweilen fährt sie in einer vierspännigen Kutsche, gewöhnlich aber geht sie zu Fuß, wobei sie manchmal von vielen Hunden begleitet ist, mit denen sie das Wild hetzt. Sie ruft ihnen häufig; noch öfter aber schreit sie wehklagend: „Hu, hu!" Mädchen, die Laub oder Gras holten, hat sie schon die Körbe aufgeholfen; doch binnen Jahresfrist waren die Mädchen tot. Einigemal hat sie sich auch auf die Körbe gesetzt und bis an die Häuser der Mädchen tragen lassen.

Ein Schneider aus Obertsrot hörte nachts beim Heimgehen von Lautenbach die Gräfin rufen und fing an, sie laut zu schimpfen. Da faßte sie ihn am Arm und führte ihn gewaltsam durch Hecken und Stauden auf den Lautenfelsen, wo er bis zum Morgen bleiben mußte, bis vorbeigehende Leute ihn herunterholten.

Andere, die das Rockertweible beleidigten, hat sie in den Gumpen getaucht. Oder sie hat sich ihnen auf den Rücken gesetzt und sich den Berg hinauf und hinab bis an den Bach tragen lassen, wo sie dann wie ein Maltersack ins Wasser gefallen ist.

In einer regnerischen Nacht kam sie im Rockert zu drei Wilderern, die an einem Feuer saßen, und wollte an der Glut ihre nassen Kleider trocknen. Da rief der eine gleich: „Packe dich

fort!", aber im selben Augenblick ward er von ihr ergriffen und durch dick und dünn fortgeschleift bis Tagesanbruch. Vier Stunden von dem Wald, von Dornen zerkratzt und ganz ohnmächtig hat man ihn dann gefunden.

Manche Wanderer hat sie schon irregeführt, aber auch Verirrte wieder auf den rechten Weg gewiesen. Nicht jedes Jahr läßt sie sich sehen; aber wenn sie erscheint, gibt es Frucht und Heu in Hülle und Fülle. Johannes Künzig.

Die Teufelsmühle.

In Weisenbach an der Murg soll eine Mühle gestanden sein. Bei einem Hochwasser füllte sich das ganze Haus mit Wasser, und der Müller sagte im Zorn: „Wenn nur der Teufel die Mühl' auf den Berg stellen würde!" Es klopfte an, und der Teufel mit Bocksfüßen stand vor ihm und sagte, er wolle die Mühle auf den Steinberg stellen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Müller sträubte sich anfangs dagegen, willigte aber schließlich doch ein und unterschrieb mit einem Tropfen Blut. Der Teufel ging ans Werk, und gegen Morgen stand eine Mühle da mit sieben Gängen. Der Müller schaute nach, und da fehlte noch ein Stein. Der Teufel ging fort, um diesen zu suchen; allein erst gegen Morgen, als schon die Hähne in Lautenbach krähten, fand er den Stein und brachte ihn müde und verdrossen nach oben. Voll Ärger darüber warf er den Stein auf das Dach, daß die Balken krachten. Er selbst aber raste wild durch die Mühle und riß sämtliche Wände zu Boden. Die Steine schleuderte er fort auf den Heuschopf und ins Hohloch. Von der Teufelsmühle aber blieb nichts übrig als ein Trümmerhaufen. Johannes Künzig.

Dorf in der Ebene.

In jedem Winkel nistet
die Sonne glühendheiß.
Sie bleicht mit ihrem Lichte
die Front der Häuser weiß.

Kein Laut ist zu vernehmen,
niemand die Straße geht.
Nur vor der stillen Schenke
ein schlafend Rößlein steht.

Ein Wagen kommt gefahren.
Er ist vom Golde schwer.
Der Bauer, sommertrunken
treibt müde nebenher.

Friedrich Roth.

Das Hündchen von Bretten.

An einer Kirche zu Bretten ist ein Hündchen ohne Schwanz in Stein abgebildet. Wenn nun jemand in einem Streit den kürzeren zieht, einen Prozeß verliert und dergleichen, so pflegt man von ihm zu sagen: „Er kommt daher, wie das Hündchen zu Bretten." Über den Ursprung des steinernen Hündchens und dieses Sprichwortes erzählt man sich folgendes: Einst hatten Feinde schon lange das Städtchen Bretten belagert und wollten es aushungern. In der äußersten Not legten die Bürger fast ihre letzten Lebensmittel zusammen und mästeten damit ein Hündlein. Als dies sich erholt hatte und recht rund und voll war, ließen sie es zum Stadttor hinaus ins feindliche Lager laufen. Sobald die Feinde das fette Hündchen sahen, dachten sie: „Haben sie den noch so füttern können, so müssen sie selbst wohl noch viel zu beißen haben." Da gaben sie ärgerlich die Belagerung auf und zogen ab. Zuvor aber hieben sie dem Hündlein den Schwanz ab und schickten ihn so verstümmelt wieder zurück. Zum Dank für die guten Dienste ließen die Brettener Bürger jenen Hund in Stein aushauen und anfangs auf das Stadttor, später außen an die Laurentikirche setzen.

Karl Blank.

Warum's die Palz heeßt.

Der Herr hot all sein Schtern gezählt ... O Wunner,
do fallt em aus Versehn der scheenschte runner!

Glei sächt's Volk unne: „Grad der fehlt uns noch,
ach, liewer Herr, loß uns des Schternche doch!" —

„Ei", lacht der Herr, „ihr seid nit blöd! No bhalt's!"
Un seit der Zeit heeßt unser Land die Palz!

Hoch, fröhlich Palz, in Ewigkeit blüh fort
im goldne Wein, im frohe Lied und Wort!

Gustav Gutmann.

Pälzer Heimatsinn.

Wannerscht froh durch's Pälzer Lännel,
durch die Wälder, durch die Wies,
laafscht uff goldig g'sticktem Bännel,
meenscht, du wärscht im Paradies!

Hörscht im Feld unn uff de Flure
Lerchesang unn Finkeschlag,
hoscht uff lichte Sunneschpure
Heimatsinn de ganze Tag!

Hanns Glückstein.

Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und einem Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte? Was muß ich geben?" Der Schiffsmeister, der ein gar lustiger Kumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn Ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt Ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt Ihr mir in das Schiff werfen; es hindert Euch sonst nur." Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — sechs Kreuzer — sechs von fünfzehn bleibt neun." Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist", sagte er und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilen über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. Wir kommen eher an Ort und Stelle, dacht' er, wenn ich nicht laß bin. In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubnis, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Johann Peter Hebel.

Mannemer Krischer.

Wo's kloppt un wo's mit Kette rasselt,
wo die Fabrikpfeif dunnert nei,
wo's norr for Hammerschläg so prasselt,
do kann ma nit arg ruhig sei.

Wo Schiffssirene rasend bloſe
un Mihle knaddere — klapp un klapp,
un Krahne fliege — klee' un große,
zu Dahl un Berg die Schiff geh' ab,
do zwischem Neckar un em Rhei,
do kann ma nit so ruhig sei.

Drum babble mir e bissel lauter
wie anner Leit, — bei uns zu Land
schtatt Babble sächt ma a Geplauder,
des is mim Kreische schtammverwandt;
drum heeßt ma uns die große Krischer,
die Hauptsach is, um wo sich's dreht,
do drin, do licht's — jo des is sicher:
daß ma uns Mannemer verschteht.

Joseph Bieber.

Der Rodensteiner.

Droben auf dem Rodensteine
tut sich auf ein Felsenspalt,
Sturm erwacht. — Im Sternenscheine
liegt der bleiche Odenwald.

Schatten, seltsam, unbeständig,
gaukeln um den Schnellertsberg,
auf der Burg wird es lebendig,
laut im alten Mauerwerk.

Waffen blitzen durch die Fenster,
Rosse tummeln auf dem Wall,
in dem Wirrwarr der Gespenster
brauset laut Drommetenschall.

Schlachtruf tönet, Hunde kläffen,
und herab vom Geisterschloß,
wuchtig auf den Feind zu treffen,
wälzt sich ein verwegner Troß.

Hört das echotolle Lachen!
Hei, die Gegner brechen los!
Wie vom Donner Wälder krachen,
fesselt sie der Lanzenstoß.

Und sie springen von den Tieren,
es entbrennt der Schwerterstreit;
wie sie grimme Fehde führen,
daß es toset meilenweit!

Und so tost es, — bis die Sterne
bleichen, bis verblaßt der Troß,
bis in stille Nebelferne
schwindet Reitersmann und Roß.

Ludwig Eichrodt.

Der Kürißgarten.

Arno von Wertheim, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, lebte weise und gottesfürchtig mit seiner Gemahlin. Er hielt auf Zucht und Frieden im Taubergrund und war ein Helfer aller Bedrängten.

Einst waren Edelleute und hohe Gäste in großer Zahl im Schlosse zu Wertheim eingezogen und Frau Brigitte ließ das Beste, was Küche und Keller boten, auf die Tafel bringen.

Unter den Gästen befand sich auch ein Ritter Kurt von Rosenberg, „der lange Konz" geheißen. Den hatte man mit wenig Freude über die Torbrücke reiten sehen. Wohl staunte man ihn an ob seiner Körperkraft, aber noch mehr scheute man seine Händelsucht und ungeschlachte Grobheit. Ihm gegenüber saß ein feiner Herr von schmächtiger Gestalt. Dem war es gegeben, weise Reden zu führen und Lieder kunstvoll in Töne zu setzen; zum Waffenwerk aber hatte ihm die Natur das Geschick versagt. Den verspottete der Rosenberger wegen seiner etwas schiefen Schulter mit kränkenden Reden, also daß es für den Gefoppten in seiner Wehrlosigkeit eine arge Beschämung war.

Graf Arno hörte mit finsterer Miene, welche Unbill einem werten Gaste seines Hauses widerfuhr. Trotz der flehenden Blicke der besorgten Gattin stand er auf, trat an des Rosenbergers Stuhl und forderte den Übermütigen in leiser Rede zum Zweikampf heraus: am Nachmittag, wenn alle andern vom Wein und reichen Mahle schliefen, sollte der Waffengang auf dem Anger drunten an der Tauber ausgefochten werden. Mit höhnischem Lachen erklärte sich der andere bereit.

Zur verabredeten Stunde traten sich die beiden Herren zu Fuß, doch im schweren Küraß und mit blankem Schwert gegenüber.

Frau Brigitte hatte das Weggehen ihres Gatten wohl bemerkt. Jetzt spähte sie vom Söller des Schlosses nach allen Seiten, und als sie die Kampfbereiten am Fuße des Berges entdeckte, da ließ sie in großer Sorge um das Schicksal ihres Herrn am hellen Nachmittag die Betglocke läuten.

Dem Grafen gab der Zorn Riesenkräfte. Mit geschicktem Hiebe lähmte er dem Gegner die Schwerthand und ließ alsbald einen zweiten so wuchtig auf des andern Schädel sausen, daß jener betäubt rückwärts taumelte und längelang hinschlug. Lautes Beifallsgeschrei vom Schlosse übertönte das Geläute des Glöckleins, das all die vornehmen Besucher an die Fenster gelockt hatte. Jetzt verwandelten sich die Heilrufe in schallendes Gelächter; denn in seiner Siegesfreude faßte der Graf den Unhold am Helmsturz, schleppte ihn ans Ufer der Tauber und tauchte ihn dreimal ins Wasser.

Seitdem blieb es in Wertheim lange Zeit üblich, jeden Nachmittag die Dreiuhrglocke zu läuten. Die Au, wo der wackere Graf den groben Prahler so kräftig in den Sand geworfen, heißt heute noch der Kürißgarten. O. Fritz.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
seh' auf die Schlösser all herab;
die Sonne strahlt am ersten hier,
am längsten weilet sie bei mir;
ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
er braust vom Fels in wildem Lauf,
ich fang' ihn mit den Armen auf;
ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigentum,
da ziehn die Stürme ringsherum,
und heulen sie von Nord und Süd,
so überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
so steh' ich hoch im Blauen hier;
ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
manch Feuer auf den Bergen wallt,
dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge! Ludwig Uhland.

Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
ging von des Vaters Burg herab.

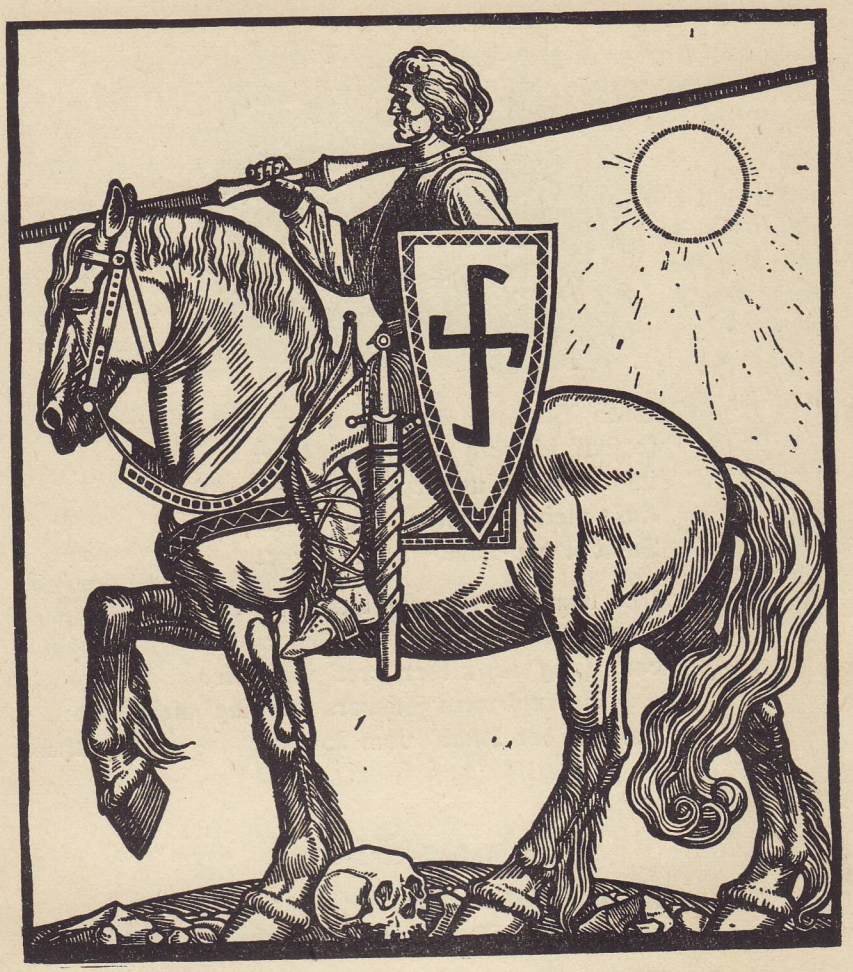
Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wert
mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug;
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug;
ein lustig Feuer Flammen schlug.



„O Meister, liebster Meister mein,
laß du mich deinen Gesellen sein,

und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
er schlug den Amboß in den Grund;

er schlug, daß weit der Wald erklang
und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
macht' er ein Schwert so breit und lang.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andre Ritter wert;

nun schlag' ich wie ein andrer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

Ludwig Uhland.

Der Hörnene Siegfried.

1. Wie Siegfried hörnen ward.

In Niederland wohnte in uralter Zeit ein König namens Siegmund, der weithin berühmt war durch seine große Macht. Dessen Sohn hieß Siegfried. Der Knabe war von unbändiger Kraft, und all sein Trachten ging dahin, daß er in die Fremde zöge, um Abenteuer zu bestehen. Endlich gab der König dem Wunsche seines Sohnes nach und ließ ihn ziehen.

Siegfried kam bald in ein Dorf, das vor einem Walde lag. Dort verdang er sich bei einem Schmied, um sich Waffen schmieden zu lernen. Doch er schlug so gewaltig auf das Eisen, daß es zersprang und der Amboß in die Erde getrieben ward. Der Meister fürchtete sich deshalb vor ihm und suchte des wilden Gesellen sich wieder zu entledigen. Er schickte ihn daher in den nahen Wald zu einem Köhler. Unterwegs mußte Siegfried an der Höhle eines greulichen Drachen oder Lindwurmes vorbei, und dieser, dachte der Meister, würde den jungen Helden töten. Wirklich fuhr der Drache auf den nichtsahnenden Wanderer los; aber Siegfried wehrte sich und erschlug ihn. Darauf ging er weiter und geriet bald in eine Wildnis, in der es von Drachen, Kröten und anderem giftigen Gewürm wimmelte. Ohne sich zu besinnen, riß er eine Menge der stärksten Bäume aus der Erde, warf sie auf die Untiere und zündete dann den ganzen Holzstoß an. Von der Glut begann die Hornhaut der Ungetüme zu schmelzen, und ein Strom von dieser Masse floß unter dem brennenden Haufen hervor. Neugierig tauchte Siegfried seinen Finger hinein, und siehe da, als die Masse erkaltet war, hatte ihn eine undurchdringliche Hornhaut überzogen. Da bestrich sich der Held den ganzen Leib aus diesem

trägen Strom, und so ward er ganz mit Horn überzogen, also daß ihn kein Schwert verwunden konnte; nur zwischen den Schultern blieb auf dem Rücken eine Stelle, die er nicht zu erreichen vermochte. An dieser sollte er frühzeitig den Tod empfangen.

2. Wie Siegfried Kriemhilden suchte.

Hierauf zog Siegfried auf weitere Abenteuer in die Ferne und kam nach Worms am Rheine, wo der König Gibich herrschte. Der hatte drei Söhne und eine wunderschöne Tochter namens Kriemhild. Gern hätte Siegfried diese als seine Gemahlin heimgeführt, und auch sie war dem herrlichen jungen Helden gewogen; aber eines Mittags, als sie in Gedanken verloren an einem offenen Fenster stand, kam ein riesiger Drache durch die Luft dahergeflogen und entführte sie, um sie zu seiner Gemahlin zu machen. Von dem Feuer, das er ausatmete, ward die Burg so hell erleuchtet, als ob sie in Flammen stünde. Er trug sie weit, weit weg in eine ungeheure Berghöhle, wo er sie mit Speise und Trank reichlich versorgte und ihr alle Liebe und Freundlichkeit erwies; aber die Jungfrau weinte und klagte und sehnte sich nach ihrem elterlichen Hause, und dabei fürchtete sie sich vor dem greulichen Ungetüm; denn wenn es atmete, so zitterte und bebte der Berg unter ihm.

Der König Gibich schickte Boten aus nach allen Richtungen, um seine verlorene Tochter zu suchen; aber keiner fand eine Spur von ihr. Darüber war viele, viele Tage lang großes Trauern und Klagen in der Königsburg. — Siegfried ward indessen ein gewaltiger Held von solcher Stärke, daß er Bären lebendig erjagte und zum Spott an die Bäume hängte. Doch auch er fand trotz seines rastlosen Suchens nirgends die geraubte Jungfrau. Da verfolgte einmal sein treuester Hund eine seltsame Spur, und Siegfried jagte ihm eifrig nach, ohne an Schlaf oder Trank oder Speise zu denken, bis er endlich am vierten Tage in einen wilden, unwegsamen Wald geriet und sich völlig verirrte. Hier wäre er wohl verloren gewesen trotz all seiner Stärke; aber als er laut über sein Mißgeschick klagte, kam der Zwergkönig Eugel auf kohlschwarzem Rosse daher. Sein Kleid war von weißer Seide und mit Gold durchwirkt; auf dem Haupte trug er eine prachtvolle Krone mit so glänzenden Edelsteinen, daß der dunkle Wald davon erleuchtet ward. Er begrüßte Sieg-

fried freundlich, als ob er ihn lange gekannt hätte; dann gebot er ihm, schnell zu fliehen, weil ganz in der Nähe ein Drache hause, der eine schöne Jungfrau gefangen halte. „Wenn dieser dich erblickt", sagte er, „so mußt du dein junges Leben in diesem Walde verlieren." Da freute sich Siegfried, der gefangenen Kriemhild so nahe zu sein, und erklärte dem Zwerge, daß er gerade gekommen sei, um sie zu befreien; doch erschrocken rief Eugel: „Du willst dich solches Dinges unterfangen? Hättest du auch den halben Erdkreis bezwungen, so würde dir das doch nichts helfen; die Jungfrau müßtest du hier auf dem Felsen lassen. Denn den Schlüssel zu dem Felsen bewahrt der Riese Kuperan, und ehe du auf die Höhe gelangtest, müßtest du mit ihm einen Kampf bestehen, wie er auf Erden noch nicht gekämpft worden ist." Gerade dies aber lockte den kühnen Siegfried, und was auch der gute Eugel sagte, um ihn zu warnen, so blieb er doch fest entschlossen, die geraubte Kriemhild aus allen Gefahren zu erretten.

3. Wie Siegfried den Riesen besiegte.

Nun führte der Zwerg den Helden an die Seite des Felsens, wo des Riesen Behausung war. Siegfried rief laut in die Höhle hinein. Sofort trat Kuperan hervor, bewaffnet mit einer weit über die Bäume hinausragenden Stange von Stahl, deren vier Kanten messerscharf waren, und die einen Klang gab wie eine Kirchenglocke. „Was willst du junger Bursch in diesem Walde?" sprach der Riese. „Ich will die Jungfrau erlösen", antwortete Siegfried, „die auf diesem Felsen gefangen sitzt." — „Hoho", sagte jener, „du kleiner Wicht, da müßtest du erst noch einige Ellen wachsen!"

Jetzt holte der Riese mit seiner Stange aus, um Siegfried niederzuschlagen; aber dieser sprang schnell und gewandt fünf Klafter weit zurück, und sausend fuhr die Stange tief in die Erde hinein. Ehe Kuperan sie aber wieder herausgezogen hatte, sprang Siegfried hinzu und schlug ihm mit seinem scharfen Schwerte fürchterliche Wunden. Von Schmerz überwältigt, ließ der Riese seine Stange fahren und floh in die Höhle zurück.

Aber bald trat er schrecklich gewaffnet wieder hervor. Ein goldener Harnisch deckte seine Brust; an der Seite trug er ein riesiges scharfes Schwert, in der Linken einen Schild so groß wie ein Tor und einen Schuh dick, und auf dem Haupte

hatte er einen Helm von hartem Stahl, der leuchtete wie der Glanz der Sonne auf den Meereswellen. Und nun begann wieder der harte Kampf zwischen den beiden. Laut hallten die Schläge durch den dunklen Wald, und die Funken stoben aus den Helmen, daß die Finsternis davon erhellt ward. Aber Siegfried unterlief das lange Schwert des Riesen und hieb ihm den Panzer in Stücke und brachte dem Unhold sechzehn tiefe Wunden bei, so daß ihm das Blut vom Leibe troff. Da flehte Kuperan um sein Leben, und Siegfried sagte: „Gern will ich es dir schenken, wenn du mir schwörst, mir die Jungfrau gewinnen zu helfen." Das schwur der Riese, und so war zwischen beiden Friede gemacht; Siegfried riß sich selbst sein Untergewand vom Leibe und verband mitleidig seines Feindes Wunden damit.

4. Wie der Riese wegen seiner Treulosigkeit getötet ward.

Als der siegreiche Held auf den Felsen hinaufeilte, um Kriemhild zu suchen, nahm der tückische Riese, der hinter ihm herging, die günstige Gelegenheit wahr und schlug ihn unversehens mit einem Faustschlage zu Boden. Da lag der edle Siegfried betäubt unter seinem Schilde; rotes Blut quoll ihm aus Mund und Nase, und er schien tot zu sein. Ehe sein Feind ihn aber vollends mordete, sprang schnell der Zwerg Eugel, der immer in der Nähe geblieben war, herbei und deckte über Siegfried eine Tarnkappe, die die wunderbare Eigenschaft hatte, jeden, den sie umhüllte, unsichtbar zu machen. Kuperan tobte vor Wut, daß sein Gegner verschwunden war; doch wie er auch von Baum zu Baum suchte, er vermochte ihn nicht wiederzufinden.

Inzwischen suchte der gute Zwerg den bewußtlosen Helden wieder zu beleben. Als er die Augen endlich wieder aufschlug und seinen Retter neben sich sah, sprach er: „Lohne dir's Gott, du kleiner Mann, was du an mir getan hast!" — „Ja", erwiderte der Zwerg, „da hätte es dir schlimm ergehen können. Aber nun folge auch meinem Rat und gib es auf, die Jungfrau zu befreien!" — Da sagte Siegfried: „Nimmermehr! Und wenn ich tausend Leben hätte, so wollte ich sie alle um die Jungfrau wagen!"

Sobald er sich also einigermaßen erholt hatte, warf er die Tarnkappe weg und stürmte von neuem auf den Riesen ein. Wieder schlug er ihm acht tiefe Wunden, bis er um Gnade flehte.

Wohl hätte der Treulose sie nicht verdient; aber Siegfried bedachte, daß er ohne ihn nicht an den Drachenstein gelangen könnte, und so schenkte er ihm nochmals das Leben; doch war er nun vorsichtiger und ließ ihn vorangehen.

So gelangten sie endlich an den Drachenstein. Ein unterirdischer Gang führte zu der Tür des Felsens; der Riese schloß sie auf, und Siegfried steckte den Schlüssel zu sich. Bald waren sie oben auf dem Felsen. Der Drache war zum Glück ausgeflogen; die Jungfrau aber erkannte den Helden und fing vor Freuden an zu weinen und sprach: „Willkommen, du edler Siegfried! Wie geht es meinem Vater und meiner Mutter zu Worms, und wie leben meine Brüder?" Siegfried erzählte ihr alles, und daß er gekommen wäre, sie zu befreien. Indessen trat der Riese heran und sagte: „Hier in der Erde liegt ein Schwert, mit dem allein es möglich ist, den Drachen zu bezwingen." Das war freilich Wahrheit, aber die Absicht, die der Riese bei diesen Worten hatte, war eine schlimme; denn als Siegfried sich bückte, um das Schwert in der Erde zu suchen, sprang jener herzu und versetzte ihm einen fürchterlichen Schlag in den Rücken. Zornig wandte sich der Held um, und nun begann ein Ringen der beiden, daß der Fels erbebte. Siegfried riß dabei dem Riesen die alten Wunden mit Gewalt wieder auf, so daß ihm das Blut in Strömen herunterlief; endlich bat der Unhold wieder um Gnade; doch Siegfried rief: „Das kann nicht sein! Ich bedarf deiner nicht mehr, und nun soll dir deine Untreue vergolten werden!" Mit diesen Worten gab er dem Riesen einen Stoß, daß er vom Rande des Felsens hinabtaumelte und in der Tiefe zerschmettert ward.

5. Wie Siegfried mit dem Drachen kämpfte.

Kriemhild hatte bei diesem schrecklichen Kampf die Hände gerungen und zu Gott um Hilfe gerufen. Auch jetzt noch zitterte und weinte sie, aber Siegfried trat zu ihr und sprach: „Nun sei getrost, holdselige Jungfrau; noch bin ich unbezwungen, und mit Gottes Hilfe werde ich auch wohl dich befreien!" Doch Kriemhild sagte: „Ich fürchte, daß noch schwerere Kämpfe dir kommen als bisher." — „Ja", erwiderte Siegfried, „schlimm wär' es, wenn ich jetzt sogleich mit dem Drachen streiten sollte; denn es ist heute der vierte Tag, daß ich nicht gegessen und getrunken noch auch geschlafen habe." Das hörte der Zwerg Eugel,

und sogleich ließ er durch eine Schar seines Volkes köstliche Speisen und Getränke auftragen.

Aber kaum hatte Siegfried zu essen angefangen, da erhub sich ein Getöse, als stürzten die Berge zusammen. Ängstlich fuhren die Zwerge auseinander, sich zu verstecken, und Kriemhild sprach: „Jetzt, edler Held, wird es unser Ende sein! Nun naht der Drache heran, von seinem Schnauben kommt das Getöse!" Doch Siegfried blieb getrost und ermutigte auch die Jungfrau. Da sah man einen hellen Feuerschein; der kam aus dem Rachen des noch meilenweit entfernten Ungeheuers. Ängstlich zog Kriemhild den Jüngling in eine Höhle hinein, um hier das Weitere zu erwarten. Da erschien der Drache. Wie er an den Felsen heranflog, bebte die ganze Erde ringsumher. Sofort trat Siegfried aus der Höhle, mit der Rechten das Schwert führend, das ihm der Riese gezeigt hatte. Fürchterliche Schläge versetzte er dem Drachen; aber dieser riß ihm mit seinen Krallen den Schild weg, und so fühlte er immer schrecklicher die Glut, die aus dem Rachen des Ungetüms hervorgehaucht ward; sie erhitzte den Felsen so, als wär' er glühendes Eisen. Unerträglich ward endlich die Qual, immer gieriger züngelten rote und blaue Flammen ihm entgegen. Endlich mußte er fliehen, doch vergaß er nicht Kriemhildens; schnell zog er sie mit in eine kleine Höhle hinein, in die der Drache ihnen nicht folgen konnte. Hier erblickte er einen unendlichen Schatz von Gold und Edelgestein; es war der Hort des unterirdischen Zwergenvolkes, der Nibelungen, die vor dem Getöse des Kampfes ängstlich geflohen waren; Siegfried aber meinte, daß es der Schatz des Drachen sei.

Nach einiger Zeit, als er sich erholt hatte, ergriff er wieder sein Schwert und begann den Kampf von neuem. Die Glut der blauen und roten Flammen, die das Untier gegen ihn spie, brachte ihn wieder in große Not; er mußte auf die Seite springen; aber nun versuchte das Ungeheuer, mit seinem Schwanze ihn zu umringeln, und nur mit genauer Not entging er diesen Umarmungen. Von den wiederholten Schlägen und von der gewaltigen Hitze begann allmählich die Hornhaut des Drachen weich zu werden; als Siegfried das merkte, nahm er alle seine Kraft zusammen und führte einen so gewaltigen Hieb auf das Tier, daß er es von oben bis unten mittenhindurch spaltete und die eine Hälfte vom Rande des Felsens in die Tiefe sank.

6. Wie Siegfried und Kriemhild heimkehrten.

So war Kriemhild gerettet, und freudenvoll eilte sie auf ihren Befreier zu. Aber der war von der ungeheuren Anstrengung bis zum Tode erschöpft; ohnmächtig sank er zusammen, und lange lag er bewußtlos da. Darüber erschrak Kriemhild so, daß auch ihr die Sinne vergingen und sie wie eine Tote neben dem Helden lag. Endlich nach langer Zeit schlug Siegfried die Augen auf; als er nun die Jungfrau wie tot neben sich sah, brach er in laute Klagen aus und rief: „O weh mir, daß ich dies erleben soll! Die ich in Freuden ihrem Vater wieder heimführen wollte, die muß ich nun tot ihm bringen! Des werd' ich ewig klagen müssen!"

Das hörte der Zwerg Eugel, der sich inzwischen, wie es stille auf dem Felsen geworden war, wieder hervorgewagt hatte. Schnell kam er herbei und sagte: „Sei nur getrost! Ich will der Jungfrau ein Kraut eingeben, daß sie bald wieder gesund wird." So tat er, und alsbald schlug sie die Augen auf. Da fiel sie freudenvoll ihrem Retter Siegfried um den Hals und küßte ihn auf den Mund. Eugel aber sprach: „Du hast uns Zwerge von dem bösen Riesen, dem wir dienen mußten, befreit; dafür wollen wir nun auch dir dienen und dir helfen, wo wir können." Danach führte er Siegfried und Kriemhild in seine Wohnung, und hier erholten sie sich bei köstlichen Speisen und Getränken vollends von den überstandenen Mühen und Ängsten. Dann nahmen sie Abschied von dem guten Zwerg, um gen Worms zu reiten; denn sein treues Roß fand Siegfried noch unten am Fuße des Berges.

Als sie eine kurze Strecke geritten waren, fiel Siegfried ein, daß der Schatz, den er im Berge gesehen hatte, ihm als dem Besieger des Drachen gehöre; denn er wußte ja nicht, daß es der Hort der Nibelungen, des guten Zwergenvolkes, sei. So ritt er zurück und lud den Schatz auf sein Roß. Er brachte ihm jedoch kein Glück.

Am Hofe zu Worms wurden nun Siegfried und Kriemhild mit großen Freuden empfangen, und bald ward ihre Vermählung mit aller Pracht gefeiert. Es war ein herrliches Königspaar, und sie regierten mit großer Weisheit und Gerechtigkeit; mit ihrem Golde linderten sie, wo sie konnten, jede Not der Armut.

Aber ihr großes Glück erregte bald den Neid von Kriemhildens Brüdern. Sie stifteten den grimmigen und düstern Hagen

an, Siegfried zu ermorden. Einst forderte Hagen ihn auf, mit ihm einen Wettlauf zu machen. Siegfried kam zuerst an das Ziel, einen kühlen Brunnen im Walde, und da er sich bückte, um zu trinken, durchbohrte ihn hinterrücks der böse Hagen an der einzigen Stelle, zwischen den Schultern, wo er verwundbar war. So endete der herrliche Siegfried. Den Nibelungenschatz aber versenkte Hagen heimlich in den Rhein; auf dessen Grunde soll er noch heutzutage liegen. Heinrich Keck.

Kriemhild an Siegfrieds Sarg

König Olafs Brüder.

Es heißt, daß, während König Olaf auf dem Festgelage bei seiner Mutter Asta weilte, diese ihm ihre Kinder vorführte und zeigte. Der König setzte seine Brüder sich aufs Knie, auf das eine Guthorm, auf das andere Halfdan. Der König sah auf die Knaben, dann runzelte er die Brauen und blickte sie zornig an. Da senkten beide Knaben den Blick. Da brachte ihm Asta ihren jüngsten Sohn, der Harald hieß; der war damals erst drei Jahre alt. Der König schaute ihn düster an, doch der Knabe blickte ihm gerade ins Gesicht. Da griff der König dem Burschen ins Haar und zauste ihn. Der Knabe aber packte den König am Bart und zauste ihn wieder. Da sagte der König: „Gewaltig im Vergelten wirst du später werden, Bruder.“ Am nächsten Tage streifte der König etwas um den Ort herum, und seine

Mutter Asta begleitete ihn. Da kamen sie zu einem See, und dort spielten die Söhne Astas, Guthorm und Halfdan, miteinander. Sie hatten sich da große Häuser und mächtige Scheunen verfertigt mit manchem Rind und Schaf dazu; darin bestand nämlich ihr Spiel. Ein wenig davon am Seeufer, an einer lehmigen Bucht, war Harald, der hatte Holzscheite, und er ließ manche am Lande hinschwimmen. Der König fragte ihn, was das bedeuten solle. Er sagte, das wären seine Kriegsschiffe. Da lachte der König und sagte: „Vielleicht, Bruder, kommt es noch einmal dahin, daß du Schiffe befehligst."

Dann rief der König Halfdan und Guthorm dorthin. Und er fragte Guthorm: „Was möchtest du am liebsten haben, Bruder?" — „Kornfelder", war die Antwort. Der König sagte: „Wie weit möchtest du denn, daß deine Äcker reichten?" Er antwortete: „Ich möchte, daß diese ganze Landzunge, die in den See vorspringt, jeden Sommer ganz besät wäre." Es standen aber zehn Wohnplätze da. Der König sagte: „Darauf könnte allerdings viel Korn stehen."

Darauf fragte der König Halfdan, was er am liebsten möchte. „Kühe", sagte der. Der König fragte weiter: „Wieviel Kühe möchtest du denn haben?" Halfdan sagte: „So viel, daß, wenn sie zum See gehen, sie dicht aneinander hier gedrängt stehen sollten rings um den See." Der König versetzte: „Euern Vorfahren gleicht ihr, da ihr großen Reichtum haben wollt."

Endlich fragte der König Harald: „Was würdest du denn am liebsten haben?" Er antwortete: „Hausgenossen." Der König fragte: „Wieviel möchtest du denn haben?" — „So viel möchte ich haben, daß sie auf einmal aufessen sollten alle Kühe meines Bruders Halfdan." Der König lachte und sagte zu Asta: „In dem hier ziehst du gewiß einen König auf, Mutter."

Snorri Sturluson.

Der Rosengarten König Laurins.

Vorzeiten herrschte über die Zwerge der mächtige Zwergenkönig Laurin. Oberhalb seines Schlosses, das im Innern eines Berges lag, blühte ein Gefild der schönsten Rosen, und wer sie sah, vergaß alle Trauer. Ein seidener Faden säumte den Garten, und niemand durfte ihn ungestraft zerreißen und eine Rose brechen;

denn Laurin oder seine Gesellen fuhren im gleichen Augenblick herbei und schlugen ihm die Schwerthand und einen Fuß ab.

Da trug es sich zu, daß der Zwergenkönig auf einer Wiese Künhild, die Schwester Dietleibs, des Herrn von Steierland, sah und liebgewann. Er raubte sie und führte sie in die prächtigen Felshallen seines Schlosses. Ihr Bruder Dietleib aber verband sich dem hehren König Dietrich von Bern und seinen Helden, und sie ritten miteinander ins Bergland Tirol, dem Rosengarten zu, den Raub zu rächen: König Dietrich, sein Waffenmeister Hildebrand, Witig von Seeland und Dietleib. Sie kamen an einen Fichtenwald, der sieben Seemeilen lang und tief war und ganz still lag. Die Helden ritten schweigend hindurch. Als sie sich dem Ausgang näherten, strömte ihnen der Duft der Rosen entgegen, und sie hielten die Hengste und sogen ihn ein.

Nach einer Weile ritten sie weiter und kamen dicht vor den Garten, der in der Sonne leuchtete und den seidenen Zaunfaden wies. Wohin sie auch blickten: überall blühten Rosen und warfen einen lieblichen Schein.

Sie sprangen aus den Sätteln und banden die Tiere, zerrissen den Faden, lachten und traten in die Rosen. Da brach auch schon der König Laurin zürnend hervor. In glänzender Streitrüstung heischte er Buße. Er schwang das spannenlange Schwert wider die Helden und rief: „Wer die Rosen tötet, ist ein Frevler; er muß den Fuß und die Schwerthand zur Sühne geben; ungestraft verletzt niemand die Grenze meines Reiches!"

Dietrich versetzte: „Für jede Rose biete ich Silber und Gold, soviel du begehrst, wenn du Dietleibs Schwester zurückgibst, die du geraubt hast; unedel ist es, reitende Fürsten so grob zu empfangen."

Aber König Laurin begehrte auf: „Was sollen mir Schätze? Meine Höhlen bergen ihrer mehr, als du ahnst. Ihr seid keine Fürsten. Wie Strolche zertratet ihr die Rosen!"

Das Wort erzürnte Witig von Seeland derart, daß er mit dem Schwerte gegen Laurin fuhr. Doch der Zwergenkönig trug über der silbernen Rüstung einen Hüftgürtel, und der verlieh ihm Zwölfmännerkraft. So gelang es ihm, den starken Witig ins Gras zu stoßen. Er wollte ihm schon die Hand und den Fuß, das Blutpfand für die Rosen, nehmen, da zog auch Dietrich das Schwert und rief: „Der Berner hält seinen Mannen Treue, hämischer Zwerg! Nie wirst du Witig die Schwertfaust rauben."

Laurin wandte sich, stutzte und sprach: „Also steht Dietrich vor mir, der rühmliche König und Held? Ihn loben die Sänger. Ich fürchte auch ihn nicht!"

Meister Hildebrand warnte Dietrich, bevor er zum Streite schritt, und sprach: „Zwerge sind tückisch. Ihre Künste lähmen die Klinge. Schlage ihm den Schwertknauf um Schädel und Ohr. Dann wird er taub, und du bist sein Herr!"

Dietrich folgte dem Wort, und Laurin fühlte die Schläge des Berners wie Donner. Da griff er die Tarnkappe, die er am Degengurt trug und stülpte sie über. Im gleichen Augenblick verschwand er und konnte das Schwert unsichtbar wider den König schwingen. Seine Klinge, die uralte Zauber gehärtet hatten, brachten dem Berner Not.

Das merkte Meister Hildebrand. Er sprang vor und rief: „Greif den Zwergkönig im Ringkampf! Er trägt einen Gurt: ihn zerreiße, dann siegst du, und Laurin bleibt, ohne seine Zauber, ein Wicht!"

Das hörte auch Laurin und erschrak. Er warf seine Waffe hin, rannte und packte den Berner um Schenkel und Knie, und ein Ringkampf begann, wie ihn selbst der Meister Hildebrand noch nicht gesehen hatte.

Zuletzt aber gelang es Dietrich, den Gürtelring des Unsichtbaren zu fassen. Er hielt ihn, und Laurin schrie auf, wand sich unter dem Griff des Berners und wollte fliehen. Doch der Gurt zerriß, und da gleichzeitig die Tarnkappe zu Boden fiel, schwebte Laurin machtlos in der Faust des Berners und mußte sich ergeben.

Er gelobte ihm Treue und Lehenspflicht, und da Dietrich den Schwur entgegennahm, lud der Besiegte die Recken ein, mit ihm in das Reich der Tiefe zu fahren. „Dort weilt Künhild", sprach er. „Ich gebe sie frei; denn ob auch meine Hallen reich an Schätzen und Dienern aller Art sind: sie sehnt sich nach Luft und Sonne und dem Ballspiel auf grüner Wiese."

Die Helden folgten und ritten wohl eine Tagereise weit an dem Garten vorbei hinter dem Zwergenkönig her, bevor sie zum Eingang seines Reiches gelangten. Dort pflöckten sie die Hengste in taureinem Klee und schritten dann durch die Bergwand, die sich geheimnisvoll öffnete. Sie traten in felsige Hallen. Verborgene Ampeln schenkten ihnen Licht, Zwergritter führten sie zum Feiersaale, und kleine Diener kamen mit goldenen Kannen und gossen Edelwein in silberne Kelche. Gleichzeitig schlugen

Spielleute die Harfen. Sie tanzten in purpurnen Mänteln und sangen. Zwergfräulein aber leiteten Künhild herein. Sie trug zwar seidene Kleider und eine Krone mit Rubinen und Diamanten, doch ihre Augen verrieten das Heimweh zu Wiese, Wald und Sonne.

Dietleib grüßte die Schwester und küßte sie, und der Berner, Meister Hildebrand und Witig reichten ihr die Hand. Beim Mahl ließ jedoch Laurin, der die Niederlage nicht verschmerzen konnte, den Helden einen Schlaftrunk in den Wein mischen, so daß sie allmählich hinsanken und schliefen. Da band er ihnen Hände und Füße und schleppte sie mit zahllosem Gesinde in seine Verliese, Dietleib allein, Dietrich, Hildebrand und Witig gemeinsam in den größeren Raum.

Erst morgens erwachte der Berner. Er fühlte die Stricke und zürnte über den schmählichen Verrat so sehr, daß ihm lohheißer Atem vom Munde schoß und die Fessel der Faust versengte. Da riß er die Fußbande los, tappte durch das Dunkel und befreite auch die Gefährten. Sie standen, fluchten und stemmten sich gegen das Felstor. Aber es wich nicht, und Witig meinte: „Nun warten wir lange auf die Sonne, und die Hengste wiehern vergeblich nach uns."

Indes schlich Künhild, da auch die Zwerge lagen und schliefen, und suchte den Kerker Dietleibs. Sie öffnete ihn mit ihrem goldenen Schlüssel, weckte den Bruder und löste seine Stricke. Dann steckte sie ihm einen Ring an und sprach: „Die Zwerge kämpfen in Tarnkappen und bergen sich vor dem Blick des Gegners. Wer den Ring trägt, kann sie sehen und meistern."

Künhild führte ihn an den Ort, der die Waffen der Helden bewahrte, und sie reichte ihm Schwert, Helm und Schild. Er nahm auch die Wehren der Gefährten, hielt sie fest und schritt hinter Künhild zum Kerker des Berners. Sie öffnete ihn, und Dietleib warf die Waffen so laut in das Dunkel, daß Laurin von dem Getöse erwachte. Er ahnte Gefahr und blies das Streithorn.

Gleich schnellten aus Höhlen und Winkeln die Zwerge heran. Sie fuhren in ihre Brünnen, jagten dem Hornrufe nach und sammelten sich um den König.

Aber nur Dietleib konnte sie sehen, und als sie mit Laurin anstürmten, mähte sein Schwert sie reihenweise nieder. Doch immer wieder füllte neues Zwergvolk die Lücken, und so spürte

Dietleib, wie allmählich sein Arm lahmte. Da schlang Hildebrand seinem Herrn den Gurt Laurins, den er bewahrte, um die Hüften, und nun erkannte auch Dietrich die Zwerge und half dem Gefährten im ungleichen Kampfe.

Inzwischen war Laurins Berater, ein uralter Zwerg, gelaufen, hatte den Felsen verlassen und das Nothorn geblasen, die fünf Riesen der Berggipfel zu locken. Sie kamen mit Spießen und Keulen, die größer als Bäume waren, und berannten die Helden.

Gleich schnürten auch Hildebrand und Witig den Helm, und der Berg dröhnte von Schlägen, Schritten und Schreien. Die Riesen zerbrachen im Feuer der Klingen, und abermals mußte Laurin um Gnade flehen. Der Berner wollte ihn töten. Da aber Künhild und Hildebrand um ihn baten, schenkte er ihm das Leben. Er ließ sich von Sintram, dem höchsten Zwerge nach Laurin, Treue schwören und übergab ihm die Herrschaft des Berges, das Reich und die Schätze. Laurin sollte mit nach Bern; denn Dietrich mochte ihm nach dem Treubruch nicht mehr trauen.

Reich beladen verließen die Helden den Zauberberg. Sie freuten sich der Sonne und trafen die Hengste im Klee. Da gürteten sie Sättel und Bügel und ritten an dem Garten vorbei, dem großen Tann zu: Laurin auf zierlichem Hengste zwischen Dietrich und Hildebrand, Künhild mit Dietleib und Witig.

Als sie den Garten fast hinter sich hatten, gab Laurin plötzlich seinem Hengste die Sporen und sprengte in kühnem Bogen mitten in seine Rosen. Sie nahmen ihn liebevoll auf und bargen ihn. Im gleichen Augenblick versank der Garten, und die Helden ritten, so schnell sie konnten, durch den stillen Tann nach Bern zurück.

Keines Menschen Auge aber erblickte mehr den Garten König Laurins. Wohl wächst alle hundert Jahre aus dem Grunde, in den er sank, eine dunkelrote Rose von seltener Schönheit. Wer achtgibt und sie bricht, findet das Glück und wird reich wie Laurin, der König der Zwerge und Rosen. Doch er muß jung und froh sein; denn sonst welkt die Rose vor seinem Blick und verliert ihre Kraft.

Theodor Seidenfaden.

Frau Hütt.

In uralten Zeiten lebte im Tirolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hütt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die jetzt grau und kahl sind, aber damals voll

Wälder, reicher Äcker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte; Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen; weil der Baum aber am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder gesunken; doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neues, schönes Röcklein und rief einen Diener, der sollte weiche Brosamen nehmen und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte, und ein entsetzlicher Donner schlug ein. Als es sich wieder aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hütt verschwunden, und überall war nur eine Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte; in der Mitte aber stand Frau Hütt, die Riesenkönigin, versteinert, und wird so stehen bis zum Jüngsten Tag.

In vielen Gegenden Tirols, besonders in der Nähe von Innsbruck, wird bösen und mutwilligen Kindern die Sage zur Warnung erzählt, wenn sie sich mit Brot werfen oder sonst Übermut damit treiben. „Spart eure Brosamen", heißt es, „für die Armen, damit es euch nicht ergehe wie der Frau Hütt!"

Brüder Grimm.

Die Roßtrappe.

In Böhmen lebte vorzeiten eine Königstochter, um die ein gewaltiger Riese warb. Der König, aus Furcht seiner Macht und Stärke, sagte sie ihm zu. Weil sie aber schon einen andern Liebhaber hatte, der aus dem Stamme der Menschen war, so widersetzte sie sich dem Bräutigam und dem Befehl ihres Vaters. Aufgebracht, wollte der König Gewalt brauchen und setzte die Hochzeit gleich auf den nächsten Tag. Mit weinenden Augen klagte sie das ihrem Geliebten, der zu schneller Flucht riet und sich in der finstern Nacht einstellte, die getroffene Verabredung ins Werk zu setzen. Es hielt aber schwer zu entfliehen; die Marställe des Königs waren verschlossen und alle Stallmeister ihm treu und ergeben. Zwar stand des Riesen ungeheurer Rappe in einem

für ihn eigens erbauten Stalle; wie sollte aber eine schwache Frauenhand das mehr denn zehn Ellen hohe Untier leiten und lenken, und wie war ihm beizukommen, da er an einer gewaltig dicken Kette lag, die ihm statt Halfters diente und dazu mit einem großen Schlosse verwahrt war, dessen Schlüssel der Riese bei sich trug? Der Geliebte half aber aus; er stellte eine Leiter ans Pferd und hieß die Königstochter hinaufsteigen; dann tat er einen mächtigen Schwerteshieb auf die Kette, daß sie voneinandersprang, schwang sich selbst hinten auf, und in einem Flug ging's auf und davon. Die kluge Jungfrau hatte ihre Kleinode mitgenommen, dazu ihres Vaters goldene Krone aufs Haupt gesetzt. Während sie nun aufs Geratewohl forteilten, fiel's dem Riesen ein, in dieser Nacht auszureiten. Der Mond schien hell, und er stand auf, sein Roß zu satteln. Erstaunt sah er den Stall leer. Es gab Lärm im ganzen Schlosse, und als man die Königstochter aufwecken wollte, war sie auch verschwunden. Ohne sich lange zu besinnen, bestieg der Bräutigam das erste beste Pferd und jagte über Stock und Block. Ein großer Spürhund witterte den Weg, den die Verliebten genommen hatten; nahe am Harzwalde kam der Riese hinter sie. Da hatte aber auch die Jungfrau den Verfolger erblickt, wandte den Rappen flugs und sprengte waldein, bis der Abgrund, in welchem die Bode fließt, ihren Weg durchschneidet. Der Rappe stutzt einen Augenblick, und die Liebenden sind in großer Gefahr. Sie blickt hinterwärts, und in strengem Galopp naht der Riese; da stößt sie mutig dem Rappen in die Rippen. Mit einem gewaltigen Sprung, der den Eindruck eines Hinterhufes im Felsen läßt, setzte er über, und die Liebenden sind gerettet. Denn die Mähre des nacheilenden Riesen springt seiner Schwere wegen zu kurz, und beide fallen mit gräßlichem Gepraſſel in den Abgrund. Auf dem jenseitigen Rand steht die Königstochter und tanzt vor Freude. Davon heißt die Stätte noch jetzt der Tanzplatz. Doch sie hat im Taumel des Sprungs die Krone verloren, die in den Kessel der Bode gefallen ist. Da liegt sie noch heutzutag, von einem großen Hund mit glühenden Augen bewacht. Schwimmer, die der Gewinn geblendet, haben sie mit eigener Lebensgefahr aus der Tiefe zu holen gesucht, aber beim Wiederkommen ausgesagt, daß es vergebens sei; der große Hund sinke immer tiefer, sowie sie ihm nahe kämen, und die goldene Krone stehe nicht mehr zu erlangen. Brüder Grimm.

Rübezahl.

1. Rübezahl hilft einem armen Mann einen Schlitten Holz aus dem Gebirge fahren.

Ein armer Mann hatte sich im Gebirge einen Stoß Holz zusammengelesen und wollte ihn zu guter Schneezeit hinunterfahren. Der Winter kam und brachte wenig Schnee, und der arme Mann wußte sich nicht zu helfen. Es fror durch Stein und Bein, und er mußte mit Weib und Kindern bittere Kälte ausstehen. Wollten sie nicht alle erfrieren, so mußte er mit dem Schlitten hinauf und sehen, was er herunterbrächte.

So stieg er denn in die Berge, kam zu seinem Holz und kratzte sich vergeblich hinter den Ohren; denn es wollte ihm nicht einfallen, wie er die Knüppel hinunterbringen könnte. Da sieht er mit einmal nahebei einen Mann mit einem Schlitten, der kommt gleich zu ihm gezogen und fragt ihn, wie's ihm gehe, und ob auch Schnee genug liege, um das Holz hinabzuschlitten.

Der arme Mann antwortet: „Nein, der Schnee liegt heuer schlecht; ich weiß mein bißchen Holz nicht hinunterzubringen." Antwortete Rübezahl — denn der war der Mann mit dem Schlitten: „Oho, wenn ich nur so viel Holz hätte, meinen Schlitten damit zu beladen, ich wollte ihn schon hinunterbringen! Zeigt mir, wo euer Holz liegt!"

Als sie an die Stelle kamen, sprach der Mann: „Ihr habt Euer Holz an einer schlechten Stelle zusammengetragen. Wolltet Ihr mir es etliche Schritte weit hinüberwerfen, so wollte ich Euch helfen, es den Berg hinabzuschlitten." Der Arme sprach: „Das will ich gern tun, und Eure Hilfe brächte mich aus großer Not; denn ich habe daheim kein Holz, und Weib und Kinder sind schier erfroren. Wenn Ihr nur nicht zuviel für Eure Hilfe verlangt! Denn ich bin arm." Rübezahl erwiderte: „Das werden wir schon machen. Werft nur herüber! Nachher will ich auch für mich noch aufladen."

Der Mann tat, was Rübezahl ihm geboten hatte. Der lud das über den Fels geworfene Holz auf seinen Schlitten und segelte damit den Berg hinunter, daß der Bauer erstaunte, als er ihn vorbeikommen sah. Rübezahl lachte und sprach: „Seht, so müßt Ihr's laden und fahren! Sonst lohnt es die Mühe nicht."

Sie kamen aus den Bergen. Der Mann dankte seinem Helfer

und bat ihn, nun möge er ihm auch helfen, das Holz ins Dorf bringen. Rübezahl antwortete: „Weil wir nahe beim Dorfe sind, kann es schon geschehen. Zieht Ihr vorn, so will ich hinten schieben!" Darauf brachten sie den Schlitten bis vor das Haus des Armen.

Der Bauer ging zu seinem Weib und sagte, sie solle rasch eine warme Stube machen, er werde bald wiederkommen und mehr Holz bringen. Das Weib fing an, die Stube zu heizen, und nicht lange, so kamen die beiden mit noch einem zweiten Schlitten voll Holz. Weib und Kinder freuten sich, als sie das viele Holz sahen.

Der Bauer bat seinen Helfer, er möge mit ihm ins Haus kommen und vorliebnehmen. Als sie hereinkamen, sah Rübezahl wohl, daß sie arme Leute waren. Das Weib trug auf, was sie im Hause hatte, und der Bauer fragte, was er für die Hilfe zahlen solle. Rübezahl sagte: „Gebt, was Ihr für recht haltet! Ich sehe wohl, daß Ihr's selbst nötig habt." Der Bauer gab ihm drei Groschen; damit war der hilfsbereite Rübezahl zufrieden.

Die Leute hatten zwei Kinder; die warme Stube hatte sie hinter dem warmen Ofen weggetrieben, sie liefen in der Stube umher und spielten. Das gefiel Rübezahl, besonders das eine Kind, der muntere Knabe. Rübezahl griff in seine Tasche und sagte: „Komm her und schau! Ich will dir ein paar Knippkäulchen schenken zum Spielen."

Der Knabe war beherzt, griff mit Freude zu und fing damit an zu spielen. Der andere aber war schüchtern und wollte nicht kommen. Da warf Rübezahl auch ihm ein Knippkäulchen zu, damit er nicht traurig werde. Hierauf nahm er Abschied von den guten Leuten und zog mit seinem Schlitten dem Gebirge zu. Der Mann geleitete seinen Helfer ein Stück Wegs und ging dann heim in seine Hütte.

Die Eltern waren froh, und nach einer Weile, die sie mit den Kindern gespielt hatten, beschauten sie eines der Knippkäulchen und merkten, daß es aus purem Gold war. Sie freuten sich noch mehr; denn sie waren ja arm und konnten's wohl brauchen.

Der arme Bauer erzählte seinem Nachbar, wie er zu diesem Glück gekommen war. Dieser dachte, daß es ihm auch so gelingen werde, fuhr also mit seinem Schlitten ins Gebirg, um Holz zu holen. Aber es wollte keiner kommen, um ihm zu helfen, und er mußte seinen Schlitten leer nach Hause schleppen.

2. Rübezahl verwandelt sich in einen Esel.

Einmal wanderte ein Glashändler von der Böhmer Seite her über das Gebirge und trug auf seinem Rücken eine schwere Last von Glaswaren, durch deren Verkauf er daheim das Brot für sich und Weib und Kinder verdienen wollte. Es war ein heißer Tag, und der Mann trug doppelt schwer an seiner Last, weshalb er sich, auf der Höhe angekommen, nach einem Sitz umschaute, auf dem er die müden Beine für eine Weile ausruhen könne.

Rübezahl, der als fürsorglicher Landesherr allzeit wohl achtgab auf die Gedanken der Leute, die sein Reich durchwanderten, erkannte auch die Wünsche dieses müden Glashändlers. Und als der ruhebedürftige Wanderer seine Blicke umhergehen ließ, sah er gleich am Wege etwas liegen, was er für einen runden Klotz und zu einem Ruhesitz für wohlgeeignet hielt; darauf ließ er sich nieder.

Dem Geist, der in dieser Gestalt besessen war, behagte die doppelte Last des Mannes und seiner Bürde auf die Dauer gar wenig, weshalb er sich unbedacht unter dem Manne wegrollte, daß der arme Kerl samt seiner Glaskiepe zu Boden schlägt und all seine Gläser zu Scherben gehen. Der Arme rappelt sich auf, sieht sich nicht um nach dem verhexten Klotz, der sich inzwischen in seine natürliche Gestalt zurückverwandelt hat; er sieht nur, daß seine Ware, für die er sein ganzes Kapital ausgelegt hatte, bis zum letzten Stück zuschanden geworden ist, fängt also bitterlich zu weinen an und geht weinend seines Weges zu Weib und Kind.

Rübezahl aber, der aus den Klagen des Mannes wohl erkannte, was er da angerichtet hatte, kommt ihm von der andern Seite in Gestalt eines Wandersmannes entgegen und fragt ihn, über welches Leid er denn so laut weine, worauf der Händler ihm den Hergang der Wahrheit nach erzählte: „Acht Taler hatte ich zusammengebracht und im Böhmischen so viel gläserne Waren dafür gekauft, daß ich hoffte, durch den Winter ein gutes Geld daraus zu lösen, um mit Weib und Kind ins Frühjahr zu kommen. Das ist nun alles dahin, und ich wüßte nicht, wie ich zu neuer War' kommen sollt'." Rübezahl redete ihm freundlich zu, er solle sich zufrieden geben; da er sich an der Sache schuldig wisse, werde er ihm auch helfen, den Schaden wiedergutzumachen, und erzählte ihm, daß er selbst der Klotz gewesen, auf dem er gesessen,

und er sich aus Übermut unter ihm weggewälzt habe. Nun wolle er sich in einen Esel verwandeln; den möge der Glaskrämer zu einem Müller führen, der nahebei im Gebirge wohne, und ihn dort verkaufen.

Was geschieht? Im Nu steht der Esel vor dem Armen; der setzt sich auf seinen Rücken, reitet getrost vom Gebirg hinunter, kommt vor die Mühle und bietet den Esel für zehn Taler feil. Dem Müller gefiel das hübsche Tier; er bietet neun Taler und kauft es. Der Glaskrämer freut sich, fragt nicht danach, was aus seinem Esel werden möge, sondern geht seines Weges.

Der Müller freut sich auch, führt seinen neuen Gehilfen in den Stall, und als zur rechten Futterzeit der Müllerknecht in den Stall kommt und dem Esel Heu zum Fressen vorlegt, da wendet dieser den Kopf dem Knechte zu und spricht: „Ich fresse kein Heu, sondern nur Gebratenes und Gebackenes." Der Bursch läßt vor Schreck die Gabel fallen und läuft zu seinem Herrn, ihm das große Wunder zu berichten, von welcher Art der Esel sei, den er gekauft hatte, worauf denn der Müller unverweilt in den Stall läuft. Da findet er aber den Esel nicht, sondern nur einen Eselsschwanz an der Krippe hangen und seine neun Taler in die Schwanzquaste gebunden. So hatte er keinen Schaden erlitten und war mit dem Schrecken und großem Wundern davongekommen.

3. Rübezahl verwandelt sich in einen Botenspieß.

Nichts ist dem Herrn des Riesengebirgs so zuwider, als mit dem Namen gerufen zu werden, den ihm alle Welt gibt, und es werden viele Geschichten darüber erzählt, wie der Geist denen heimgezahlt hat, die ihn zu Spott und Schabernack Rübezahl gerufen haben.

So war einmal ein Bote im Gebirge, der mußte Rübezahl rufen, sooft er hinaufkam. Der kehrte einmal in eine Herberge ein und stellte seinen Botenspieß hinter die Tür. Als er sich ausgeruht hatte, suchte er seinen Spieß hervor und wanderte weiter. Auf einmal gleitet er aus und fällt mit der Nase in den Kot. Stark beschmutzt, rappelt er sich wieder auf und wandert weiter. Bald kommt ihm der Spieß zwischen die Beine, daß er zum andernmal hinfällt. Das geschah so oftmal, daß er schließlich denkt, er wolle den verherten Spieß einmal anders tragen, kehrt

ihn also mit der Spitze zur Erde. Was geschieht? Er fällt diesmal nicht nach vorn, sondern nach hinten in den Straßenkot und besudelt sich so auch auf der Kehrseite, daß er aussah wie eine Sau, die sich im Mist gewälzt hat. Was soll er tun? In seiner Not legte er den Spieß quer über die Schulter, wie die Landsknechte ihn zu tragen pflegen. Jetzt peinigt Rübezahl ihn anders; der Spieß drückt und drückt den Mann so abscheulich, als trüge er eine doppelte Steinlast auf seinen Schultern. Und wechselt er von einer Schulter zur andern, so drückt's ihn auf der andern Seite.

In seiner Not wünscht er den verhexten Spieß zum Teufel und wirft ihn weg, geht also ohne Wehr davon. Als er wohl eine Viertelstunde so gewandert ist, sieht er seinen Spieß wahrhaftig vor sich auf dem Wege liegen. Er erschrickt wohl, besinnt sich eine Weile, hebt das verflixte Ding auf und denkt nach, wie er ihn tragen soll: Benutzt er ihn als Wanderstab, oder legt er ihn über die Schulter? Das war ihm übel bekommen. Also denkt er: Ich mach's anders! und trägt ihn so in der Hand, daß er ihn waagerecht zur Erde hält. Da zieht ihn die Schwere so nach der Seite, daß er den Fuß nicht mehr vom Boden zu heben vermag. Und als er ihn aus der einen Hand in die andere wechselt, da wechselt ihm auch das Ungemach.

In seinem großen Ärger kommt ihm ein guter Einfall: Er nimmt den Spieß zwischen die Schenkel und reitet darauf, wie die Kinder auf ihrem Steckenpferdchen reiten. Da hat er's richtig erfaßt: es geht wie geschmiert! Wie im Winde fährt er daher, als hätte er das beste Roß unter sich. Er spürt keine Müdigkeit und reitet vom Gebirge hinab, bis er in ein Städtchen kommt. Da reißen die Bürger das Maul auf und wissen sich vor Lachen nicht zu fassen.

Was denkt unser Mann? Viel Ärger hab' ich gehabt mit dem verhexten Ding; aber nun weiß ich auch, wie ich fortan meinen Weg mit Bequemlichkeit fahren werde. Denn er dachte, daß sein Spieß für alle Zeiten gut zum Reiten sein werde.

Aber darin sah er sich getäuscht. Denn Rübezahl hatte nicht vor, ihm sein schwieriges Gewerbe leicht zu machen; er hatte ihm nur das Spotten heimzahlen wollen. Und der Spieß war wieder zu einem gemeinen Spieß geworden, der sich zu seinem Herrn nicht anders verhielt, als man von einem Botenspieß erwarten konnte.

Nach Johann Praetorius.

Wode der Wanderer.

In einem Dorfe lebte ein Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Er war fleißig und genügsam und schaffte bei den Bauern um Tagelohn. Sein Haus stand draußen am Ende des Dorfes, und die Füchse schlichen oft um seinen Hühnerstall, also daß die Frau ihre Not und Sorge damit hatte.

Eines Abends, als der Sturm draußen heulte und brauste und die Winterwässer aufgehen wollten, saß der Tagelöhner auf der Ofenbank und schnitzte seinem Sohn eine Armbrust. Da pochte es an die Tür, und ehe der Tagelöhner aufstehen konnte, zu sehen, wer da wäre, trat ein Wanderer ein; der hatte seine Kappe tief über den Kopf gezogen, weil draußen der Regen drieschte*. Er sagte, er sei in dem wilden Wetter über Land gekommen, nun wolle er aber vor Sturm und Regen nicht weiter, und ob er hier eine Herberge für die Nacht finden könne. Der Tagelöhner war ein freundlicher Mann und bot dem Gaste seinen Sitz hinter dem Ofen. Das nahm dieser mit Dank an. Als aber sein Wirt ihn nötigte, den Mantel abzulegen, wehrte er es ihm und sagte, er sei es so gewohnt, und er solle ihn nur lassen. Die Frau des Tagelöhners holte Bier, Brot und Käse und setzte das dem Wanderer vor. Der dankte, griff zu und aß. Die beiden Kinder aber krochen in die Hölle hinter dem Ofen und blickten mit großen Augen auf den Fremdling. Der gewahrte es wohl; deshalb rief er die Kinder zu sich, nahm sie auf den Schoß und erzählte ihnen von alten Tagen, von Helden und Not und Kampf und Sieg. Der Tagelöhner und seine Frau bereiteten ein Lager zur Nacht. Danach hörten sie zu, wie der Gast von Widukind dem Sachsen erzählte, und sie sahen, wie dem Knaben die Augen leuchteten. Zuletzt aber bot der Tagelöhner allen eine gute Nacht, und jeder suchte sein Lager auf. Als der Fremde am andern Morgen einem jeden die Hand zum Abschied reichte, sagte der Tagelöhner: „Du bist Wode der Wanderer!“ Da nickte der Fremde und sagte: „Ihr werdet euren Dank finden.“ Dem Knaben aber schaute er in das helle Gesicht, und da sah das Kind, daß er nur ein Auge hatte. Von dieser Stunde an war der Segen im Hause des Tagelöhners. Alles gedieh ihm und seinem Weibe unter den Händen, der Garten trug doppelte Frucht, das Schwein mästete sich besser denn je

* Drieschen = laut aufschlagend regnen.

zuvor, die Ziege gab reichlich Milch und Fuchs und Marder nahmen kein Huhn mehr aus dem Stall. Der Tagelöhner aber ward darum nicht träger und schaffte mit seinem Weibe wie zuvor. Da es nun reichlicher in seinem Hause war, hatten die Kinder gut zu essen, und sie gediehen, daß es die Freude der Eltern war. Wilhelm Kotzde-Kottenrodt.

Frau Holle.

Schneeflocken wirbeln um und um,
Im Garten blüht die Weihnachtsblum',
Frau Holle fährt im Dorf herum —
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Der Mond blickt aus dem Wolkengraus,
weist ihr den Weg zu jedem Haus,
daß sie die Flinksten findet aus —
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Bemerkt sie wo noch einen Schein,
Frau Holle hält und schaut hinein,
die munter drehn, belohnt sie fein —
Schnurre, Rädchen, schnurre! Martin Greif.

Frau Holle und der treue Eckart.

In Thüringen liegt ein Dorf namens Schwarza. Da zog Weihnachten Frau Holle vorüber, und vorn im Haufen ging der treue Eckart und warnte die ihm begegnenden Leute, aus dem Wege zu weichen, daß ihnen kein Leid widerfahre. Ein paar Bauernknaben hatten gerade Bier in der Schenke geholt, das sie nach Haus tragen wollten, als der Zug erschien, dem sie zusahen. Die Gespenster nahmen aber die ganze breite Straße ein; da wichen die Dorfjungen mit ihren Kannen abseits in eine Ecke. Bald nahten sich unterschiedene Weiber aus der Rotte, nahmen die Kannen und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht stille, wußten doch nicht, wie sie ihnen zu Haus tun sollten, wenn sie mit leeren Krügen kommen würden. Endlich trat der treue Eckart herbei und sagte: „Das riet euch Gott, daß ihr kein Wörtchen gesprochen habt, sonst wären euch eure Hälse umgedreht worden; gehet nun flugs heim und sagt keinem Menschen etwas von der Geschichte, so werden eure Kannen immer voll Bier sein und wird ihnen nie gebrechen!" Dieses

taten die Knaben, und es war so, die Kannen wurden niemals leer, und drei Tage nahmen sie das Wort in acht. Endlich aber konnten sie's nicht länger bergen, sondern erzählten ihren Eltern von der Sache; da war es aus, und die Krüglein versiegten. Andere sagen, es sei dies nicht eben zu Weihnacht geschehen, sondern auf eine andere Zeit. Brüder Grimm.

Der Schmied zu Jüterbog.

Zu Jüterbog lebte einmal ein Schmied, der war ein gar frommer Mann und trug einen schwarzundweißen Rock; zu ihm kam eines Abends noch ganz spät ein Mann, der gar heilig aussah, und bat ihn um eine Herberge; nun war der Schmied immer freundlich und liebreich zu jedermann, nahm daher den Fremden auch gern und willig auf und bewirtete ihn nach Kräften. Am andern Morgen, als der Gast von dannen ziehen wollte, dankte er seinem Wirte herzlich und sagte ihm, er solle drei Bitten tun, die wolle er ihm gewähren. Da bat der Schmied erstlich, daß sein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er abends nach der Arbeit auszuruhen pflegte, die Kraft bekomme, jeden ungebetenen Gast so lange auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse; zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Hinaufsteigenden gleicherweise nicht hinablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreie. Diese drei Bitten gewährte auch der fremde Mann und ging darauf von dannen. — Nicht lange währte das nun, so kam der Tod, wollte den Schmied holen; der aber bat ihn, er möge doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, sich noch ein wenig auf seinem Stuhle erholen; da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er nachher wieder aufstehen wollte, saß er fest. Nun bat er den Schmied gar sehr, er möge ihn doch wieder befreien; allein der wollte es zuerst nicht gewähren; nachher verstand er sich dazu unter der Bedingung, daß er ihm noch zehn Jahre schenke. Das war der Tod gern zufrieden; der Schmied löste ihn, und nun ging er davon. Wie nun die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder; da sagte ihm der Schmied, er solle doch erst auf den Apfelbaum im Garten steigen, einige Äpfel herunterzuholen, die würden ihm wohl auf der weiten Reise schmecken; das tat der Tod, und nun saß er wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei; die mußten mit schweren eisernen

Stangen gewaltig auf den Tod losschlagen, daß er ach und weh schrie und den Schmied flehentlich bat, er möge ihn doch nur freilassen; er wolle ja gern nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wolle, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baum. Der zog glieder- und lendenlahm davon und konnte nur mit Mühe vorwärts. Da begegnete ihm unterwegs der Teufel, dem er sogleich sein Herzeleid klagte; aber der lachte ihn nur aus, daß er so dumm gewesen, sich von dem Schmied täuschen zu lassen, und meinte, er wolle schon bald mit ihm fertig werden. Darauf ging er in die Stadt und bat den Schmied um ein Nachtlager. Nun war's aber schon spät in der Nacht, und der Schmied verweigerte es ihm, sagte wenigstens, er könne die Haustür nicht mehr öffnen; wenn er jedoch zum Schlüsselloch hineinfahren wolle, so möge er nur kommen. Das war nun dem Teufel ein leichtes, und sogleich huschte er durch. Der Schmied war aber klüger als er, hielt innen seinen Kohlensack vor, und wie nun der Teufel darinsaß, band er den Sack schnell zu, warf ihn auf den Amboß und ließ seine Gesellen wacker drauflosschmieden. Da flehte der Teufel zwar gar jämmerlich und erbärmlich, sie möchten doch aufhören; aber sie ließen nicht eher nach, als bis ihnen die Arme von dem Hämmern müde waren und der Schmied ihnen befahl aufzuhören. So ward des Teufels Keckheit und Vorwitz gestraft, und der Schmied ließ ihn nun frei; doch mußte er zu demselben Loche wieder hinaus, wo er hineingeschlüpft war, und wird wohl kein Verlangen nach einem zweiten Besuch beim Schmied getragen haben.

Adalbert Kuhn.

Eulenspiegel.

1. Wie Eulenspiegel auf dem Seil tanzte.

Eulenspiegel war schon sechzehn Jahre alt und hatte noch kein Handwerk gelernt; bloß dumme Streiche machen, das konnte er fein. Einmal wollte er auf dem Seil tanzen. Aber seine Mutter durfte das nicht wissen. Darum spannte er auf dem obersten Boden ein Seil und übte sich hier heimlich.

Eulenspiegels Mutter wohnte in einem Haus zur Miete, das lag an einem Fluß, der hieß Saale. Als nun Eulenspiegel auf dem Seil gehen konnte, zog er das Tau vom Hause seiner Mutter über die Saale nach einem andern Hause hinüber. Hier band er es fest. Und nun spazierte er langsam auf dem Seil über das tiefe Wasser. Viele Leute kamen herbeigelaufen und guckten zu. Die Jungen schrien: „Hurra!" und winkten mit der Mütze. Aber die alten Leute schalten und drohten mit der Faust und riefen: „Willst du wohl gleich herunterkommen!" Eulenspiegel lachte darüber und ging ruhig weiter. Aber da hatte seine Mutter den Lärm gehört. Sie guckte aus dem Fenster und sah die Bescherung. Erst kriegte sie einen mächtigen Schreck. Aber dann dachte sie: Der Junge muß bei seinen Streichen mal ordentlich hineinfallen, sonst läßt er die Dummheiten doch nicht. Also ging sie schnell auf den Boden und schnitt das Seil durch.

Eulenspiegel hatte gerade einen Luftsprung auf dem Seil gemacht. Plumps! — da sauste er von oben in das tiefe Wasser. Klatsch! — weg war er. Die Leute am Ufer schrien vor Schreck. Als aber Eulenspiegel wieder emportauchte und ans Land schwamm, da lachten sie über ihn. „He, he", riefen sie; „bade nur recht lange; du hast dir das Bad sauer verdient!" Eulenspiegel ärgerte sich tüchtig, lief schnell ins Haus und ließ sich vierzehn Tage nicht sehen. Aber dann spannte er ein Seil aus einem andern Hause über die Saale. Die Leute kamen wieder herbeigelaufen und paßten auf, was er nun wohl für Kunststücke machen würde. Da dachte Eulenspiegel: Vor vierzehn Tagen habt ihr mich ausgelacht. Nun will ich dafür mal über euch lachen. Er sagte zu den Leuten: „Heute will ich euch ein hübsches Stück auf dem Seil vormachen, das habt ihr noch nie gesehen. Aber dazu muß jeder von euch seinen linken Schuh ausziehen. Die Schuhe brauche ich, sonst geht es nicht." Die Leute

glaubten ihm und zogen schnell den linken Schuh aus, und Eulenspiegel zog alle auf eine Schnur. 120 Stück hatte er.

Als er nun mit den Schuhen auf dem Rücken über das Seil spazierte, da riefen die Alten: „Paßt auf, nun kommt es!" Aber einige Kinder wurden schon ängstlich und sagten: „Er läuft mit unsern Schuhen weg, und wir kriegen sie nicht wieder."

Eulenspiegel hopste eine Weile auf dem Seil hin und her. Dann rief er hinunter zu den Leuten: „Nun sucht mal alle euren Schuh wieder!", und ritsche, ratsche! schnitt er die Schnur durch. Holterdiepolter fielen die Schuhe auf die Erde. Da rannten sie alle herbei und purzelten übereinander, stießen sich und rissen sich wie wild um die Schuhe. „Hier habe ich meinen Schuh!" rief ein Junge und wollte sich durch den Haufen nach außen drängen. „Du lügst", schrie ein anderer, „mir gehört er!" und riß ihm den Schuh aus der Hand. Einige weinten schon, andere lachten noch. Aber nun prügelten sich schon ein paar. Andere faßten auch mit zu, und im Nu hatten sich alle Kinder bei den Haaren. Es dauerte gar nicht lange, da schlugen sich auch die Alten und lärmten und schrien, daß keiner ein Wort verstehen konnte. Und Eulenspiegel saß auf dem Seil und lachte. — Aber nachher durfte er sich vier Wochen lang nicht auf der Straße sehen lassen.

Otto Kampe.

2. Die Honigdiebe.

Auf einem Schützenfeste hatte Till so viel Bier getrunken, daß er ganz müde wurde. Deshalb suchte er sich ein Plätzchen, um ein bißchen auszuschlafen. Da fand er hinter einem Hause einen Haufen Bienenkörbe. „Oh, darin kann ich schlafen! Hier stört mich keiner!" frohlockte er und kroch in einen leeren Bienenkorb. Dann schlief er ein.

Als es Mitternacht und stockdunkel war, schlichen zwei Spitzbuben herbei. Sie wollten einen Bienenkorb stehlen, um den süßen Honig zu kriegen. Der eine flüsterte: „Der meiste Honig steckt im schwersten Korb." Nun hoben die Diebe alle Körbe hoch, einen nach dem andern. Schließlich faßten sie den, worin Eulenspiegel lag. „Donnerwetter", sprachen beide, „dieser ist am schwersten; den wollen wir nehmen!" Ächzend hoben sie ihn auf und schleppten ihn fort.

Da erwachte Till. Wartet, dachte er, euch will ich stehlen lehren! Vorsichtig steckte er seine Hand aus dem Bienenkorb und zupfte den vorderen Dieb am Haar.

„Au!“ schrie der; „was fällt dir ein?“ Er meinte, sein Genosse habe ihn gezupft.

Der aber: „Du träumst wohl! Wie kann ich dich denn zupfen! Ich muß ja den schweren Korb mit beiden Händen tragen!“

Eulenspiegel lachte heimlich. Und als sie ihn eine Ecke weitergetragen hatten, zupfte er den hinteren Dieb tüchtig am Schopf. Der wurde zornig und schalt: „Du bist wohl ganz verrückt! Weshalb ziehst du mich am Haar?“

„Du lügst!“ schrie der erste. „Zwar hast du mich vorhin gezupft, ich aber habe es nicht getan. Meine Hände tragen den Korb, und ich kann kaum den Weg in der Dunkelheit finden!“

Eulenspiegel saß ein Weilchen still. Plötzlich zog er den ersten wieder so derb, daß sein Schädel an den Korb stieß. Wütend ließ der Dieb die Last fallen. „Du Schuft!“ brüllte er und gab dem andern eine dicke Ohrfeige.

„Auweh! Das lasse ich mir nicht gefallen!“ heulte der zweite und fiel über seinen Genossen her. Er packte ihn, und sie verdroschen sich so, daß sie hinpurzelten. Bei der Dunkelheit kamen sie jedoch auseinander und fanden sich nicht wieder. Eulenspiegel blieb aber in dem Korbe liegen und schnarchte, bis es heller Tag war.

Volksgut.

3. Eulen und Affen.

Eulenspiegel wanderte nach Braunschweig. Als er die Breite Straße hinunterschlenderte, traf er bei den Häusern, die man den Flohwinkel nennt, einen Bäckermeister. Der musterte ihn von oben bis unten und fragte: „He! Was für ein Handwerk hast du?“

Till wollte ihn verulken und log: „Ich bin Bäcker.“

Der Meister sprach: „Das paßt gut. Ich suche einen Gesellen. Willst du bei mir eintreten? Ich wohne hier an der Ecke des Bäckerklints.“

Till war einverstanden und ging mit. Am Abend sagte der Meister: „Lieber Geselle, ich muß zur Versammlung. Backe allein!“

Da antwortete der heimtückische Till: „Was soll ich backen?“ Er wußte wohl, daß er Schwarzbrot und Reihsemmeln backen müsse.

Aber der Meister verhöhnte ihn. „Du bist ein schöner Bäcker-

geſell! Was backt denn ein Bäcker gewöhnlich? Eulen und Affen!"

Warte, dich will ich beim Worte nehmen! dachte Till. Als der Meiſter weg war, ging er in die Backſtube und knetete aus dem Teig lauter kleine Figuren, die wie Eulen und Affen ausſahen. Dann backte er ſie, und bald war die ganze Stube voll.

Am Morgen ſah der Meiſter, was Eulenſpiegel getan hatte. Er wurde krebsrot vor Wut und ſchalt: „Da ſoll doch gleich ein Donnerwetter dreinſchlagen! Was haſt du gemacht?"

Eulenſpiegel ſtotterte ſcheinheilig: „Ich tat, was du mir befohlen haſt."

„Was ſoll ich mit dieſen Dummheiten machen? Das iſt kein Brot! Wer wird es kaufen?" Und der Meiſter packte Eulenſpiegel beim Kragen und ſchüttelte ihn derb. „Du verfluchter Kerl, bezahle mir den verdorbenen Teig, oder ich zeige dich beim Gericht an!"

„Das will ich wohl tun", antwortete Eulenſpiegel. „Aber wenn ich den Teig bezahle, ſo gehört auch die Ware mir!"

„Meinetwegen!" rief der Meiſter. „Eulen und Affen kann ich in meinem Laden nicht verkaufen. Dich aber will ich nicht mehr ſehen! Pack deinen Kram und mach, daß du wegkommſt!"

Eulenſpiegel legte das Gebäck in einen Korb und ſtellte ſich an die Tür der Petrikirche. Da kamen die Kinder und ſagten zueinander: „Oh, der Mann hat luſtiges Gebäck!" Dann liefen ſie zu ihren Eltern und baten um Geld für die Eulen und Affen. Es dauerte nicht lange, ſo war Till alle ſeine Ware los und hatte ſogar noch ein paar Mark verdient. Das vernahm der Bäckermeiſter und ſah ein, daß ein ſolcher Geſelle ihm viel Geld einbringen könnte. Eilig machte er ſich auf die Socken, um Eulenſpiegel wiederzuholen. Der aber war längſt weg.

Volksgut.

Von den Schildbürgern.

1. Wie die Schildbürger ein Rathaus bauen.

Die Schildbürger wollten ein Rathaus bauen. Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand und Kalk herbeigeſchafft, und ſo fingen die Schildbürger einmütig ihren Bau mit ſolchem Eifer an, daß, wer nur immer zuſah, geſtehen mußte, es ſei ihr bitterer Ernſt geweſen. In wenig Tagen

hatten sie die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt; denn weil sie etwas Besonderes haben wollten, so sollte das Haus dreieckig werden. Auch aller Einbau ward wohl vollendet, doch ließen sie nebenzu an einer Seite ein großes Tor in der Mauer offen, um, wie sie dachten, das Heu, das der Gemeinde zuständig war, und dessen Erlös sie miteinander vertrinken durften, hineinzubringen. Dieses Tor kam denn auch — woran sie nicht gedacht hatten — ihrem Herrn Schultheißen wohl zustatten, sonst hätte dieser samt Gerichts- und Ratsherren, wenn sie in den Rat gehen wollten, über das Dach hineinsteigen müssen, was freilich wohl ihrer Narrheit ganz angemessen, aber doch allzu unbequem und dazu halsbrechend gewesen wäre.

Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgeteilt, der Dachstuhl auf die Mauer gesetzt und so das ganze Werk nach ihrer Meinung bis auf den Giebel untadelig hinausgeführt. Das Dach zu decken, verschoben sie auf den folgenden Tag. Am andern Morgen wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, vor dem bei Strafe niemand arbeiten durfte. Da strömten alle Schildbürger zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, ihr Rathaus zu decken. So standen sie hintereinander, die einen zuoberst auf dem Dache, die andern unten, wo sie an den Latten besserten, etliche noch auf der Leiter, wieder andere auf der Erde zunächst der Leiter und so fort bis zu dem Ziegelhaufen, der einen guten Steinwurf vom Rathause entfernt war. Auf diese Weise ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhob, bis auf den letzten, der ihn auf seine Statt legte, daß ein Dach daraus würde.

Wie man aber willige Rosse nicht übertreiben soll, so hatten sie die Anordnung gemacht, daß zu einer gewissen Stunde die Glocke geläutet würde zum Zeichen des Ausruhens. Sowie nun derjenige, der zunächst am Ziegelhaufen war, den ersten Ton der Glocke hörte, ließ er den Ziegel, den er eben aufgehoben hatte, fallen und lief dem Wirtshause zu. So geschah es, daß diejenigen, die zuletzt ans Werk gekommen, die Ersten im Wirtshause und die Obersten hinter dem Tische wurden. Dasselbe taten auch die Zimmerleute. Sobald ihrer einer den ersten Ton der Glocke gehört, ließ er die Axt, die er schon

zum Streiche aufgehoben, fallen und lief dem Trunke zu, welches alles zur Narrheit der Schildbürger trefflich paßte.

Endlich, nach vollendetem Werke, wollten ſie in ihr Rathaus gehen, um es zu aller Narren Ehre einzuweihen und in aller Narren Namen zu verſuchen, wie es ſich darin raten laſſe. Kaum aber waren ſie in Ehrbarkeit hineingetreten — ſiehe, da war es ganz finſter, ſo finſter, daß einer den andern kaum hören, geſchweige denn ſehen konnte! Darüber erſchraken ſie nicht wenig und konnten ſich nicht genugſam wundern, was doch die Urſache ſein möchte, ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen ſie denn zu ihrem Heutor wieder hinaus, um zu ſehen, wo ſich der Mangel befinde. Da ſtanden alle drei Mauern gar vollkommen da, das Dach ſaß ordentlich darauf, auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald ſie wieder hineinkamen, zu forſchen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finſter wie zuvor. Die wahre Urſache aber war, daß ſie die Fenſter an ihrem Rathauſe vergeſſen hatten; die konnten ſie nicht finden noch erraten, ſo ſehr ſie ſich auch ihre närriſchen Köpfe darob zerbrachen.

2. Wie die Schildbürger Licht ins Rathaus bringen.

Als der feſtgeſetzte Ratstag gekommen, ſtellten ſich die Schildbürger zahlreich ein, denn es hatte allen gegolten, und nahmen ihre Plätze ein. Einer von ihnen hatte einen brennenden Lichtſpan mitgebracht und ihn, nachdem ſie ſich niedergeſetzt, auf ſeinen Hut geſteckt, damit ſie in dem finſtern Rathaus einander ſehen könnten, auch der Schultheiß bei der Umfrage einem jeden ſeinen Titel und Namen zu geben imſtande wäre. Hier ließen ſich nun über den vorgefallenen Handel gar widerſprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit ſchien ſich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und aufs neue aufführen ſolle. Da trat einer hervor, der, wie er früher unter allen der Allerweiſeſte geweſen, ſo ſich jetzt als der Allertörichtſte zeigen wollte, und ſprach: „Wer weiß, ob das Licht oder der Tag ſich nicht in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Waſſer in einem Eimer getragen wird. Unſer keiner hat es jemals

verfucht: darum, wenn es euch gefällt, fo wollen wir drangehen; gerät's, fo haben wir's um fo beffer und werden als Erfinder diefer Kunft großes Lob damit erjagen. Geht es aber nicht, fo ift es doch zu unferm Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen und bequem."

Diefer Rat gefiel allen Schildbürgern dermaßen, daß fie befchloffen, ihm in aller Eile nachzuleben. Deswegen kamen fie nach Mittag, wo die Sonne am beften fcheint, bei ihrem Eide gemahnt, alle vor das neue Rathaus, ein jeder mit einem Gefchirr, in das er den Tag zu faffen gedachte, um ihn hineinzutragen. Einige brachten auch Schaufeln, Karfte*, Gabeln mit, aus Fürforge, daß ja nichts verabfäumt werde.

Sobald nun die Glocke eins gefchlagen, da konnte man Wunder fehen, wie fie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen fie die Sonne fcheinen bis auf den Boden; dann knüpften fie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathaus, den Tag auszufchütten. Andere taten dasfelbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Keffeln, Zubern und was dergleichen ift. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers foll befonders gedacht werden, der den Tag in einer Maufefalle zu fangen gedachte und ihn fo, mit Lift bezwungen, nach Haufe tragen wollte. Jeder verhielt fich, wie es fein Narrenkopf ihm eingab. Und folches trieben fie den langen lieben Tag, fo lang als die Sonne fchien, mit folchem Eifer, daß fie vor Hitze faft erlechzten und unter der Müdigkeit faft erlagen. Sie richteten aber fo wenig damit aus wie vorzeiten die Riefen, da fie Berge aufeinander türmten, um den Himmel zu erftürmen. Darum fprachen fie zuletzt: „Nun, es wäre doch eine feine Kunft gewefen, wenn es geraten wäre!" Und darauf zogen fie ab und hatten doch fo viel gewonnen, daß fie auf gemeine Koften zum Weine gehen und fich fo wieder erquicken und laben durften.

3. Wie die Schildbürger ihre Glocke verfenken.

Auf eine Zeit verbreitete fich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden für ihre Hab' und

* Karft = Erdhacke.

Güter beſorgt, ſie möchten ihnen von den Feinden weggeführt werden. Beſonders angſt war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathauſe hing. Auf dieſe, dachten ſie, könnte das Kriegsvolk ein beſonderes Auge haben und Büchſen daraus gießen wollen. So wurden ſie denn nach langem Ratſchlagen eins, die Glocke bis zu Ende des Krieges in den See zu verſenken und ſie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie beſtiegen alſo ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als ſie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein, wie ſie den Ort denn auch wiederfinden könnten, wo ſie die Glocke ausgeworfen hätten. „Da laß dir keine grauen Haare darüber wachſen!“ ſagte der Schultheiß und ſchnitt mit dem Meſſer einen Kerb in das Schiff an dem Ort, wo ſie die Glocke in den See verſenkten. „Hier bei dem Schnitt“, ſprach er, „wollen wir ſie wiedererkennen.“ So ward die Glocke hinausgeworfen und verſenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren ſie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerbſchnitt an dem Schiff fanden ſie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten ſie forthin ihrer guten Glocke.

4. Der Maushund.

Der Krieg war glücklich vorüber, aber die Stunde der Schildbürger hatte geſchlagen, obgleich ſie keine Glocke mehr beſaßen. In ihrem Flecken gab es nämlich keine Katzen, wohl aber ſo viel Mäuſe, daß vor ihnen auch im Brotkorbe nichts mehr ſicher war. Was ſie nur neben ſich ſtellten, ward ihnen gefreſſen und zernagt. Darüber waren ſie in großen Ängſten. Da begab es ſich, daß ein fremder Wandersmann durch Schilda zog; der trug eine Katze auf dem Arm und kehrte bei dem Wirt ein. Der Wirt fragte ihn, was doch dieſes für

ein Tier ſei. Er ſprach, es ſei ein Maushund. Nun waren die Mäuſe in Schilda ſo einheimiſch und zahm, daß ſie vor den Leuten gar nicht mehr flohen und am hellen Tage ohne Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen, und dieſe erlegte vor den Augen des Wirts nicht wenige der Mäuſe. Als der Gemeinde dies durch den Wirt angekündigt wurde, fragten die Schildbürger den Mann, ob ihm der Maushund feil wäre; ſie wollten ihn gut bezahlen. Er antwortete, der Hund ſei ihm zwar nicht feil, weil ſie aber ſeiner ſo gar bedürftig wären, wollte er ihnen den Hund angedeihen laſſen, und das um einen billigen Preis. Und ſo forderte er hundert Gulden dafür. Die Bauern waren froh, daß er nicht mehr verlangt hatte, und wurden mit ihm des Kaufs eins in der Art, daß ſie ihm die Hälfte der Summe bar darlegen ſollten; das übrige Geld ſollte er nach Verfluß eines halben Jahres abholen. Der Kauf ward eingeſchlagen. Der Fremde trug den Schildbürgern den Maushund in ihre Burg, in der ſie ihr Getreide liegen hatten, und wo es auch am meiſten Mäuſe gab. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde davon; er fürchtete, der Kauf möchte ſie gereuen, und ſie möchten ihm das Geld wieder abnehmen. Im Gehen aber ſah er oft hinter ſich, ob ihm nicht jemand nacheile.

Nun hatten die Bauern vergeſſen zu fragen, was der Maushund eſſe. Darum ſchickten ſie dem Wandersmann in Eile einen nach, der ihn deshalb fragen ſollte. Als nun der mit dem Gelde ſah, daß ihm jemand nachlaufe, eilte er nur deſto mehr. Der Bauer aber rief ihm von ferne zu: „Was iſſet er?“ Jener antwortete: „Wie man's beut! Wie man's beut!“ Der Bauer aber verſtand: „Vieh und Leut'! Vieh und Leut'!“ Er kehrte in großem Unmut heim und zeigte das dem Rate, ſeinen gnädigen Herren, an. Dieſe erſchraken ſehr darüber und ſprachen: „Wenn er keine Mäuſe mehr hat, ſo wird er unſer Vieh freſſen und endlich uns ſelber, ob wir ſchon ihn mit unſerm guten Gelde an uns gekauft haben!“ Sie hielten deswegen Rat über die Katze und wollten ſie töten. Es hatte aber keiner das Herz, ſie anzugreifen. Endlich beſchloſſen ſie einmütig, die Burg, in der die Katze ſich befand, mit Feuer zu vertilgen; denn ein geringer Schaden wäre beſſer, als daß ſie alle um Leib und Leben kommen ſollten. Und ſomit zündeten ſie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, ſprang ſie zu einem Fenſter hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus. Das Schloß aber brannte vom Boden hinweg. Niemand war in größerer Angſt als die Schildbürger, da ſie des Maushundes nicht los werden konnten. Sie hielten aufs neue Rat und kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entſprang auf ein Dach; da ſaß ſie eine Weile und putzte ſich nach ihrer Gewohnheit mit der Tatze den Kopf; die Schildbürger aber meinten, der Maushund hebe die Hand und ſchwöre, daß er ſolches nicht ungerächt laſſen wolle. Da nahm einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu ſtechen. Sie aber ergriff den Spieß und fing an, an ihm hinabzulaufen. Darüber entſetzten ſich die Bürger und die ganze Gemeinde, liefen davon und ließen das Feuer brennen. Dieſes verzehrte den ganzen Marktflecken bis auf ein einziges Haus; die Katze aber kam gleichwohl davon.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damals verbrannte auch ihr dreieckiges Rathaus und ihre Kanzlei, ſo daß von ihren Geſchichten nichts Ordentliches mehr zu finden iſt und ihre Taten nur vom Gerüchte aufbewahrt werden. Die armen Bürger waren in großer Not: Hab und Gut waren dahin, dazu fürchteten ſie den Eid und die Rache des Maushundes. Sie fanden deswegen nichts Beſſeres, als andere Wohnungen zu ſuchen, wo ſie vor dem Untier ſicher bleiben könnten. So verließen ſie ihr Vaterland mit Weib und Kind und zogen voneinander, der eine da-, der andere dorthinaus, ließen ſich an vielen Orten nieder und pflanzten ihre Zucht weit und breit fort. Und ſeit dieſer Zeit gibt es Schildbürger in der ganzen Welt. Guſtav Schwab.

Die Kinder zu Hameln.

Im Jahre 1284 ließ ſich zu Hameln ein wunderlicher Mann ſehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalb er Bundting ſoll geheißen haben, und gab ſich für einen Rattenfänger aus, indem er verſprach, gegen ein gewiſſes Geld die Stadt von allen Mäuſen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und verſicherten ihm einen beſtimmten

Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen hervor und pfiff; da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus, und der ganze Haufen folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und verbittert wegging. Am 26. Juni auf Johannis und Pauli Tag, morgens früh sieben Uhr, nach andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers, erschrecklichen Angesichts, mit einem roten, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, das mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, danach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Tore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und zu Land an alle Orte

herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder oder auch nur etliche gesehen, aber alles vergeblich. Es waren im ganzen hundertunddreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären, das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, durch die die Kinder zum Tor hinausgegangen, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts (wohl noch heute) die bungelose (trommeltonlose, stille), weil kein Tanz darin geschehen noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform sind aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

Brüder Grimm.

Die Burg.

Seh' ich Trümmer ragen
hoch am Felsenrand,
träum' ich von den Tagen,
wo die Burg hier stand;

wo die Türme stiegen
in die Luft so schlank,
wo auf hohen Stiegen
klirrt' der Waffen Klang;

wo die Hörner schallten
zu der lust'gen Jagd,
wo die Fahnen wallten
zu der wilden Schlacht.

Männer sah man streiten
hier mit Heldenmut;
wilde, rauhe Zeiten
tobten hier in Wut.

Mag der Wind verwehen,
was die Zeit entrafft,
eines soll bestehen:
deutsche Heldenkraft!

Robert Reinick.

Landgraf Ludwig baut eine Mauer.

Einmal führte der Eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rotbart, seinen Schwager, nach Naumburg aufs Schloß; da ward der Kaiser von seiner Schwester freundlich empfangen und blieb eine Zeitlang bei ihnen. Eines Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäu* und ihre Gelegenheit und kam hinaus auf den Berg, der sich vor dem Schloß ausbreitete, und sprach: „Eure Burg behaget mir wohl, ohne daß sie nicht Mauern hier vor der Kemnate hat; die sollte auch stark und feste sein." Der Landgraf erwiderte: „Um die Mauern sorg' ich nicht, die kann ich schnell erschaffen, sobald ich ihrer bedarf." Da sprach der Kaiser: „Wie bald kann eine gute Mauer hierum gemachet werden?" — „Näher dann in drei Tagen", antwortete Ludwig. Der Kaiser lachte und sprach: „Das wäre ja Wunder, und wenn alle Steinmetzen des Deutschen Reiches hier beisammen wären, so möchte das kaum geschehen." — Es war aber an dem, daß der Kaiser zu Tisch ging; da bestellte der Landgraf heimlich mit seinen Schreibern und Dienern, daß man von Stund an Boten zu Roß aussandte zu allen Grafen und Herren in Thüringen und ihnen meldete, daß sie zur Nacht mit wenig Leuten in der besten Rüstenung und Geschmuck auf die Burg kämen. Das geschah. Frühmorgens, als der Tag anbrach, richtete Ludwig das also an, daß ein jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und geschmückt in Gold, Samt, Seiden und den Wappenröcken, als wenn man zu streiten auszieht, und jeder Graf oder Edelmann hatte seinen Knecht vor ihm, der das Wappen trug, und seinen Knecht hinter ihm, der den Helm trug, so daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. So standen nun alle Dienstmannen rings um den Graben, hielten bloße Schwerter und Äxte in Händen, und wo ein Mauerturm stehen sollte, da stand ein Freiherr oder Graf mit dem Banner. Als Ludwig alles dies stillschweigend bestellet hatte, ging er zu seinem Schwager und sagte, die Mauer, die er sich gestern berühmt hätte zu machen, stehe bereit und fertig. Da sprach Friedrich: „Ihr täuschet mich!" und segnete sich, wenn er es etwa mit der Schwarzen Kunst zuwege gebracht haben möchte. Und als er auswendig zu dem Graben trat und so viel Schmuck

* Gebäu = Gebäude.

und Pracht erblickte, sagte er: „Nun hab' ich köstlicher, edler, teurer und besser Mauern zeit meines Lebens noch nicht gesehen; das will ich Gott und Euch bekennen, lieber Schwäher; habt immer Dank, daß Ihr mir solche gezeiget habt!"

Brüder Grimm.

Deutscher Spruch aus Temeswar.

Kein Druck so hart — kein Leid so schwer,
daß deutsche Treue nicht stärker wär'.

Verfasser unbekannt.

Stallmeister Froben.

In der Schlacht bei Fehrbellin ritt der Große Kurfürst einen Schimmel. Sein Stallmeister Froben merkte, daß die Schweden besonders nach diesem Pferde schossen. Daher sprach er zu seinem Herrn: „Herr Kurfürst, Euer Schimmel ist scheu geworden; gebt mir den Schimmel und besteigt meinen Braunen!" Kaum aber waren die Pferde gewechselt, da wurde der treue Diener von einer feindlichen Kugel getroffen. Sterbend sagte er: „Gott beschütze den Kurfürsten! Ich sterbe gern für ihn."

Verfasser unbekannt.

Der Schneiderjunge von Krippstedt.

In Krippstedt wies ein Schneiderjunge
dem Bürgermeister einst die Zunge:
es war im Jahr eintausendsiebenhundert.
Der Bürgermeister sehr sich wundert
und find't es wider den Respekt,
weshalb er in den Turm ihn steckt.
Es war nach der Nachmittagpredigt,
die Kirche noch nicht ganz erledigt,
am heil'gen Trinitatistag,
da geschah auf einmal ein großer Schlag.
Es schlug mit Gedonner im Wettersturm
der Blitz in denselben Sankt-Niklas-Turm.
Der Schreck durchfährt die ganze Stadt,
die kaum sich vom Brand erhoben hat.

Was innen ist im Gotteshaus,
das dringt mit aller Gewalt heraus;
was außen ist, das will hinein. —
Da sieht man auf einmal Flammenschein
von außen an des Turmes Spitze.
Da rief man: „Feuer! Wasser! Wo ist die Spritze?" —
Die Spritze, ja, die ist dicht dabei;
doch Kasten und Röhren sind entzwei.
Wie saure Milch läuft alles zusammen;
man schreit und blickt auf die Feuerflammen.
Dazwischen — es war ein böser Tag —
hallt mancher Donner- und Wetterschlag. —
Nun sammelt sich der Magistrat,
und jeder weiß etwas, und keiner weiß Rat.
Der Bürgermeister, ein weiser Mann,
sieht sich das Ding bedenklich an
und spricht: „Hört mich, wir zwingen's nicht!
Der Turm brennt nieder wie ein Licht,
es kommt, wer hatte das gedacht sich,
wie Anno sechzehnhundertachtzig.
Erst brennt der Turm, die Kirche, die Stadt sodann;
drum ist mein Rat: Rett' jeder, was er kann!" —
Da laufen die Bürger; mit aller Kraft
ein jeder das Seine zusammenrafft.
Das ist ein Gerenne, wie fliegen die Zöpfe,
wie stoßen zusammen die Puderköpfe!
Auf einmal — was krabbelt dort aus dem Loch
am Turm? — Der Junge! — Nein! — Und doch!
Er ist's, er klettert zu Turmes Spitze —
der Schlingel! Er nimmt vom Kopf die Mütze,
er schlägt auf das Feuer und — daß dich der Daus! —
er löscht es mit seiner Mütze aus!
Er tupft am ganzen Turm umher,
man sieht nicht eine Flamme mehr.
Und während alle jubelnd schrein,
schlüpft er von neuem ins Loch hinein.
Er scheut des Magistrates Wesen
und sitzt, als wär' gar nichts gewesen.
Das mehrt den Jubel; die Bürger alle
rufen ihm Vivat! mit großem Schalle.

Der Bürgermeister aber spricht,
indem sein großer Zorn sich bricht:
„Holt ihn heraus, ich erzeig' ihm Ehr'
und tu' für ihn zeitlebens mehr!" —
Da kommt er ganz rüstig, der Knirps, der Zwerg.
„Hoch lebe der kleine Liewenberg!" —
Der Bürgermeister sprach: „Komm, Junge,
streck noch einmal heraus die Zunge,
ich leg' dir lauter Dukaten drauf!
So, sperr den Mund recht angelweit auf,
nur immer mehr herausgereckt,
wir haben alle vor dir Respekt!
Und morgen wird, daß nichts mankiert*,
die große Spritze hier probiert
und, was entzwei ist, repariert!" August Kopisch.

Münchhausen.

1. Jagdgeschichten.

Es schwammen einst auf einem Landsee, an den ich auf einer Jagdstreiferei geriet, einige Dutzend wilder Enten allzuweit voneinander zerstreut umher, als daß ich mehr denn eine einzige auf einen Schuß zu erlegen hoffen konnte; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß schon in der Flinte. Gleichwohl hätte ich sie gern alle gehabt, weil ich nächstens eine ganze Menge guter Freunde und Bekannte bei mir zu bewirten willens war.

Da besann ich mich auf ein Stückchen Schinkenspeck, das von meinem mitgenommenen Mundvorrat in meiner Jagdtasche noch übrig geblieben war. Dies befestigte ich an eine ziemlich lange Hundsleine, die ich aufdrehte und so wenigstens noch um viermal verlängerte. Nun verbarg ich mich im Schilfgesträuch am Ufer, warf meinen Speckbrocken aus und hatte das Vergnügen zu sehen, wie die nächste Ente hurtig herbeischwamm und ihn verschlang. Der ersten folgten bald alle übrigen nach, und da der glatte Brocken am Faden gar bald unverdaut hinten wieder herauskam, so verschlang ihn die nächste, und so immer weiter. Kurz —, der Brocken machte die Reise durch alle Enten samt und

* Mankiert = fehlt.

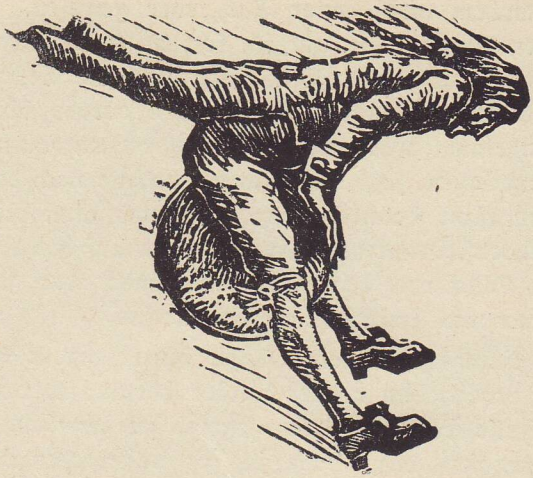
sonders hindurch, ohne von seinem Faden loszureißen. So saßen sie denn alle daran, wie die Perlen an der Schnur. Ich zog sie gar allerliebst ans Land, schlang mir die Schnur ein halbes dutzendmal um Schultern und Leib und ging meines Weges nach Hause zu. Da ich noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war und mir die Last von einer solchen Menge Enten ziemlich beschwerlich fiel, so wollte es mir fast leid tun, ihrer allzuviele eingefangen zu haben. Da kam mir aber ein seltener Vorfall zustatten, der mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit setzte. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, fingen, als sie von der ersten Bestürzung sich erholt hatten, gar mächtig an, mit den Flügeln zu schlagen und sich mit mir hoch in die Luft zu erheben. Nun

wäre bei manchem wohl guter Rat teuer gewesen. Allein ich benutzte diesen Umstand, so gut ich konnte, zu meinem Vorteil, und ruderte mich mit meinen Rockschößen nach der Gegend meiner Behausung durch die Luft. Als ich nun gerade über meiner Wohnung angelangt war und es darauf ankam, ohne Schaden mich herunterzulassen, so drückte ich einer Ente nach der anderen den Kopf ein, sank dadurch ganz sanft und allmählich gerade durch den Schornstein meines Hauses mitten auf den Küchenherd, auf dem zum Glück noch kein Feuer angezündet war, zu nicht geringem Schreck und Erstaunen meines Kochs.

Ich jagte einmal zwei ganze Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum; aber nie konnte ich zum Schusse kommen. An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber doch der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paare müde, so warf er sich wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort. Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden.

2. Der Ritt auf der Kanonenkugel.

Wir belagerten einstens, ich weiß nicht mehr, welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung ständen. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hineinzugelangen; auch war eben kein tüchtiger Kerl vorhanden, wodurch man so was glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Diensteifer fast ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm, dachte ich, hinein kommst du nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? Und



wie kann's dir in der Feſtung ergehen? Man wird dich ſogleich als einen Spion erkennen und an den nächſten Galgen hängen. Ein ſolches Bett der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten.

Nach dieſen und ähnlichen Betrachtungen entſchloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Feſtung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unſerm Lager flog, ſprang von der meinigen auf dieſe hinüber und kam, zwar unverrichteterſache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unſrigen wieder an. Gottfried Auguſt Bürger.

Es war nicht das meinige.

Im Siebenjährigen Kriege wurde einſt ein Rittmeiſter ausgeſchickt, um Fütterung für die Pferde zu ſuchen. In einem einſamen Tale, wo man keinen Menſchen, ſondern nur Buſchwerk erblickte, ward er endlich einer armſeligen Hütte anſichtig. Als er anpochte, trat ein alter Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Zeigt mir ein Feld, Alter", redete ihn der Offizier an, „wo meine Leute Futter holen können!" — „Gern", antwortete der Bauer und ging ihnen als Wegweiſer voran.

Nach einer Viertelſtunde etwa trafen ſie ein ſchönes Gerſtenfeld. „So, hier iſt, was wir ſuchen", ſagte der Rittmeiſter.

„Geduldet Euch noch ein wenig!" erwiderte der Bauer und ging vorüber. Sie folgten ihm und kamen endlich bei einem andern Gerstenfelde an, das aber weit geringer stand als das erste. Nachdem die Reiter das Getreide abgemäht hatten und wieder weiterreiten wollten, sagte der Rittmeister: „Ihr habt uns ganz unnötigerweise weiterreiten lassen, Alter; das erste Feld war besser als dieses." — „Kann wohl sein", versetzte der Alte; „aber es war nicht das meinige." Karl Heinrich Caspari.

Der alte Grenadier.

„Alter, was schleppst du dich noch mit?
Humpelst und bist aus Schritt und Tritt!
Warum bliebst du nicht zu Haus?
Mit über sechzig ist es aus!" —

„Nicht aus! Ich kann noch im Feuer stehn!
Und wenn dann die Jungen nach mir sehn
und sehen, der Alte blinzelt nicht
und rührt kein Haar in seinem Gesicht

und zielt in Ruh' und gibt seinen Schuß —
da machen sie's auch, wie man's machen muß,
und halten aus in Donner und Blitz! —
Im Feuer nicht blinzeln, das kann ich noch, Fritz!"

Theodor Fontane.

Mittwochnachmittag.

Fridericus Rex, der große Held,
kam siegreich aus dem Kriegesfeld,
und wenn er durch die Straßen ritt,
so liefen alle Kinder mit.
Sie stellten sich wohl auf die Zeh'n,
den lieben Vater Fritz zu sehn;
sie faßten ihn an Pferd und Rock,
doch Vater Fritz erhob den Stock
und sagte lächelnd: „Habet acht,
daß ihr mein Pferd nicht böse macht!"

Doch einst ein wilder Knabenschwarm
den Kopf ihm machte gar zu warm;
da hat er böse dreingesehn:
„Wollt ihr wohl gleich zur Schule gehn!"
Da sprach ein dicker Bube: „Ach,
heut ist ja Mittwochnachmittag!"
Der ganze Chor fiel jubelnd ein:
„Der Alte Fritz will König sein
und weiß nicht mal, daß dieser Frist
des Mittwochs keine Schule ist!" —

Der König stille vor sich lacht
und hat in seinem Sinn gedacht:
Wie reich bist, liebe Einfalt, du!
Ich alter Mann hab' keine Ruh';
des Morgens ruft mich Sorge wach,
so drückt mich Müh' den ganzen Tag,
daß meine Kinder groß und klein
sich ihrer Feierstunde freun! —

Gewiß, so hat der Held gedacht,
er hat sein Denken wahr gemacht.
Drum, wo man Gutes liebt und ehrt,
sein Angedenken ewig währt,
und jedes Kindlein ehrfurchtsvoll
den Edlen kennenlernen soll.

Karl Fröhlich.

Rittmeister Kurzhagen.

In dem Regiment des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Zieten stand auch ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüt. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges in Parchim ein. Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen,

und erwarteten ihn auf dem Markte. Als er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudentränen. Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen, und sie aßen allzeit mit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Wie, sollte ich nicht die ersten Wohltäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“ — Der General von Zieten hörte von diesem Vorfall und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren vornehmen Offizieren bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern wünschten dieses Mal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden.

Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber, Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische?“ Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten. Da stand Zieten auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister.“

Später fand der General Gelegenheit, dem König von der kindlichen Achtung zu erzählen, die der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör Er, Rittmeister“, fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?“ — „Majestät“, antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück teile, das ich Eurer Majestät verdanke.“

„So ist's recht!“ sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie geringschätzt, verdient nicht, geboren zu sein.“

Friedrich Wilhelm Puftkuchen-Glanzow.

Meiſter Ullrath.

Aus einem ſchönen, glatten Stück Tuch einen neuen Anzug machen, das kann ſchon jeder Schneidergeſelle; um aber aus eines Vaters altem, ſehr langem Rock einen Anzug zu fertigen, der wie neu ausſieht, dazu gehört ein Meiſter.

In Wildheim an der Bäk wohnte ein ſolcher Schneidermeiſter. Und er hatte nicht nur Maß, Nadel, Schere und Bügelbolzen in ſeiner Gewalt, ſondern er konnte ſogar kranke Herzen flicken.

Kommt eines Tages ein Büblein zum Meiſter Ullrath in die Werkſtatt und ſagt: „Guten Tag, und hier iſt der Rock! Ich ſoll eine Jacke daraus gemacht haben.“

„Wollen mal ſehen, ob nicht noch eine Hoſe abfällt.“

„Das wär' fein!“ ſagt das Büblein; „aber koſtet es dann nicht mehr Geld?“

„Laß mich nur ſorgen!“ ſagte der Alte, holte dann ſein Maßbuch und ſchrieb auf eine leere Seite: Für Otto Klünder. Unter den Namen malte er allerlei Zahlen, die nur er und ſonſt niemand verſtand, und Otto mußte dann ſeines Vaters Rock anziehen.

„Das iſt noch ein rechtſchaffener langer Rock“, ſagte der Meiſter, „der muß beides herausgeben, Jacke und Hoſe. Aber, nun ſage mal, Otto, warum haſt du geweint?“

Der Junge wurde über und über rot, wollte nicht geweint haben, wollte aber nicht lügen und ſchwieg ſtill.

„Sag, du wirſt doch nichts Böſes angerichtet und Jackenfett bekommen haben?“

„Nein“, ſagte der Kleine; „aber unſere Mutter hat geweint.“

„Da weiß ich genug! Sage nicht, warum ſie geweint hat! Du biſt ein guter Junge.“

Der Meiſter hob freundlich den langen Ärmel des alten Rockes. „Sieh mal das feine Unterfutter! Ich wüßte da für ſo einen wie dich noch was ganz Beſonderes.“

Der Junge verſtand nicht und ſah den Meiſter groß an.

„Was gehört zu einem ganzen Anzug?“

„Jacke, Hoſe und Weſte“, antwortete Otto Klünder; „ach, nun weiß ich, ach, nun weiß ich! Aber dann koſtet es wieder

mehr, und unsere Mutter hat nicht so viel Geld. Nein, nein, Meister Ullrath, keine Weste!"

Der Junge hat aus seines Vaters rechtschaffen langem Rock einen ganzen Anzug bekommen: Jacke, Hose und Weste. Der alte Ullrath war eben ein Meister. Und als der Lehrling die Sachen zu Frau Klünder brachte, lag eine Rechnung dabei, worauf geschrieben stand: „Für Otto Klünder einen ganzen Anzug aus seines Vaters Rock gefertigt. Wurde umsonst gemacht von den Heinzelmännchen des Meisters Ullrath."

Diese Geschichte ist 1917 geschehen, als der große Krieg war und Otto Klünders Vater vor dem Feinde gefallen war.

Konrad Agahd.

Schwur.

So laßt uns schwören und singen
in Nacht und Sturm hinein:
deutsch bis zum Todesringen
und nichts als deutsch zu sein!

Walter Flex.

Die verlorene Fahne.

Im ersten Kriegsjahr erfolgte ein erbitterter Sturmangriff. Voran flatterten die Fahnen. Unsere Soldaten kämpften tapfer. Dennoch wurden sie gegen Abend zurückgeschlagen. Leichen von Freunden und Feinden lagen auf dem Schlachtfeld. Verwundete ächzten und stöhnten in ihren Schmerzen. Als die Mannschaft sich sammelte, fehlten viele, und es fehlte — die Fahne. Sie fand sich nicht wieder; das war schlimm. Da dachten alle grimmig, daß die Franzosen sie erobert hätten. —

Der Krieg ging zu Ende, und die Soldaten kehrten heim. In Frankreich wurden die Spuren des gewaltigen Ringens beseitigt. Aus dem Boden, in dem unsere toten Krieger schlafen, wuchs bald wieder Korn. Viele Gefallene konnte man zwar auf Ehrenfriedhöfen beisetzen, von manchen wußte aber niemand, wo sie geblieben waren. Da geschieht es denn wohl heute noch, daß man beim Umgraben oder beim Bauen auf eine Kriegerleiche stößt.

So fand ein Bauer einige Jahre nach dem Kriege einen gefallenen deutschen Krieger. Als er ihn genau betrachtete, entdeckte er unter seinem breit ausgestreckten Körper eine Fahne. Der Verwundete hatte, als er seinen Tod nahen fühlte, mit letzter Kraft das Fahnentuch abgerissen, zusammengerollt und mit seinem wunden Leib zugedeckt, damit es der Feind nicht fände.

Nach Margarete Hüsken.

Aus dem Nebelschutz hervorbrechender Tank

Aus Hitlers Jugendzeit.

An der Grenze zwischen Bayern und Österreich liegt das Städtchen Braunau, in dem Adolf Hitler am 20. April 1889 geboren wurde. Braunau gehört zu Österreich; Hitlers Vater war österreichischer Zollbeamter. Für den kleinen Jungen gab es dort an der Grenze allerlei zu sehen. Eines konnte er allerdings nicht begreifen: hüben und drüben lebten die gleichen Menschen; sie sprachen die gleiche Sprache und sahen gleich aus, aber dennoch galt auf jeder Seite des Inn ein anderer Kaiser; herüben hatte der Adler zwei Köpfe im Wappen und drüben nur einen. Das war doch seltsam.

In der Schule lernte der Junge gut. Viel lieber tollte er aber doch mit den andern Knaben in Wald und Feld umher. Sie folgten ihm alle gern, und er war bei den Spielen oft ihr Rädelsführer.

Beim Geschichtsunterricht glühten ihm in den Schulstunden die Augen vor Begeisterung. Von Krieg und Helden zu hören, ja, das war etwas für ihn! Wenn er schon lange zu Haus war, dachte er noch an alles, was er in der Schule gelernt hatte. Heute noch erinnert er sich gern an seinen Geschichtslehrer. Immer mehr wollte er aus der deutschen Vergangenheit wissen. Er konnte nicht genug erfahren, und bald befriedigte ihn nicht mehr, was er in den Stunden hörte. Er suchte nach Büchern und las viel.

Da entdeckte er eines Tages zu Hause einen Band mit der Aufschrift „Der Deutsch-Französische Krieg". Den las er durch und freute sich, daß er ein Bub war und auch einmal Soldat werden konnte. Beim Lesen und Betrachten der Bilder kamen ihm aber allerlei Gedanken, mit denen er noch nicht fertig wurde.

„Vater, auf den Bildern sind ja gar keine österreichischen Uniformen. Wie kommt das?"

„Wir haben damals nicht mitgekämpft."

„Warum denn nicht?"

„Wir gehören nicht zum Deutschen Reich, sondern zu Österreich."

„Aber wir sind doch auch Deutsche."

„Das schon — aber keine Reichsdeutschen."

Dies Wort ließ ihm von nun an keine Ruhe mehr.

„Ich möchte aber lieber zum Deutschen Reich gehören", hatte er seinem Vater damals geantwortet. In seinem jungen Herzen erwachte die Sehnsucht nach einem einigen großen Reiche, das alle Deutschen umschließt.

Verfasser unbekannt.

Ein Erlebnis aus Schlageters Jugend.

In Ehrsberg am Berg, etwa zweieinhalb Stunden von Schönau entfernt, bricht eines Tages Feuer aus. Ein großer Bauernhof brennt. Albert, nur mit Hemd und Hose bekleidet, springt im Galopp mit mehreren Knaben der Brandstätte zu.

Es ist beinahe Nacht, bis er heimkommt: todmüde, zerschunden, naß bis auf die Haut. Von dem Erlebten ist nichts aus ihm herauszubringen. Am nächsten Tag kommt eine Frau aus dem Brandort zu Besuch zu den Mietleuten, die im zweiten Stock des Schlageterhauses wohnen. Zufällig sieht sie Albert über den Hof springen und ruft sogleich voll Freude: „Das ist ja der Bub, der mein Haus gerettet hat!" Sie erzählt dann erregt den Hergang. Ihr Haus stand neben dem brennenden Bauernhof. Groß war die Gefahr, daß herüberspringende Funken das Strohdach entzünden könnten. Da sucht sich Albert einen Stecken, bindet umsichtig einen Flicken daran, taucht ihn in Wasser und klettert mutig auf das gefährdete Dach. Mit dem feuchten Tuch drückt er dann die herabfallenden Funken sorgsam aus. Wohl heißt es stundenlang ausharren, wohl gibt es schmerzhafte Brandwunden an Händen und Füßen, doch der kleine Retter weicht nicht von der Stelle, bis die Gefahr vorüber ist. Ohne Dank abzuwarten, eilt er dann schnurstracks heim. Zu Hause wird er gescholten; aber kein Wort von seiner Tat kommt ihm über die Lippen. Erst der Zufall enthüllt sie. Die Eltern machen nicht viel Worte. Aber wer ihnen an diesem Tage in die Augen blickt, fühlt, daß sie stolz auf ihren Buben sind.

Franz Kurfeß.

Der kleine Lebensretter.

Wenn wir im Garten spielten, schloß sich uns häufig ein kleiner Barfüßler von unserm Alter an. Er hieß Fritz Petzold und war der Sohn des Gärtners.

Eines schönen Morgens ließ uns nun unsere Wärterin ohne Aufsicht. Wir aber vergnügten uns mit einigen zugelaufenen Nachbarskindern, welkes Laub aufzulesen und über das Geländer der kleinen Brücke in die Katzbach zu werfen. Dann liefen wir einige dreißig Schritt abwärts, wo zum Wasserschöpfen an tiefer Stelle ein schmales Brett über den Bach gelegt war, um dort die kleinen goldenen Schiffchen wieder aufzufangen. Ich war den

andern vorausgeeilt und hockte bereits jubelnd auf dem schwachen Stege, als dieser umschlug und ich kopfüber ins Wasser schoß. Die erschrockenen Freunde stoben auseinander, verschwanden durch Hecken und Zäune, wo sie hergekommen waren, und ich selbst gab mich sogleich verloren.

Nicht so Fritz Petzold. In dem Augenblick, als ich versank, sprang er entschlossen auf den Steg und griff in die Tiefe, packte meine Haare und schrie, so laut er konnte, nach seinem Vater. Zwar brachte er mich mit dem Kopfe über Wasser, doch nicht weiter, und ich dachte jeden Augenblick, samt meinem Freunde zu ertrinken; denn das kleine Brettchen schwankte hin und her wie eine Schaukel. Aber Fritz Petzolds Zetergeschrei erreichte das Ohr des Vaters, der nun mit vollen Sätzen über seine Gemüsebeete herbeiflog und mich herauszog. Triefend und mit schwarzem Schlamm überzogen, hing ich wie ein erschlagener kleiner Maulwurf in seinen Händen, als er mich den Eltern brachte.

Die Mutter beschenkte den guten Jungen nach Kräften, und unsere Kinderherzen blieben lange Zeit treu verbunden.

Wilhelm von Kügelgen.

Marianne und der Schimmel.

Jeden Tag, wenn Marianne von der Schule nach Hause ging, hielt vor einer kleinen Wirtschaft ein Milchwagen mit einem alten Schimmel. Der Milchmann aß und trank in der Wirtschaft, und der Schimmel mußte draußen warten. Er sah sehr müde aus und senkte traurig den Kopf. Einmal strich ihm Marianne behutsam über die Nase und zog den Rest von ihrem Neunuhrbrot aus der Tasche. Sie streckte es dem Pferd etwas ungeschickt hin; denn sie fürchtete sich vor den langen Zähnen. Da kam ein Dienstmädchen vorbei und zeigte ihr, wie sie das Brot auf die flache Hand legen müsse. Als Marianne weiterging, sah der Schimmel ihr nach. Am nächsten Morgen dachte Marianne schon in der Schule an ihren neuen Freund und sparte fast das ganze Brot für ihn. Und nun bekam der Schimmel jeden Tag sein Frühstück, ein paarmal sogar einige Stücke Zucker, die die Mutter für ihn spendete. Er kannte Marianne und schnupperte nach ihrer Hand, wenn sie zu ihm kam.

Einmal war es zwischen elf und zwölf Uhr sehr heiß. Der arme Schimmel stand in der hellen Sonne am Gartenzaun

angebunden, den Kopf hatte er tief zur Erde gesenkt. Marianne hatte großes Mitleid mit ihrem Freund. Der Vater hatte kürzlich erzählt, daß die Pferde auch leiden unter der großen Hitze. Wenn ich nur einen Schirm hätte! dachte sie und zog ihre Schürze aus und hielt sie über den Kopf des Schimmels, damit er ein wenig Schatten habe. Zehn Schritte weiter hing eine prächtige, dichte Linde aus einem Garten über die Straße. Aber Marianne konnte doch nicht das Pferd mit dem Wagen dahin führen. „Hoho! — was hat denn die kleine Jungfer mit meinem Schimmel zu schaffen?" rief plötzlich ein Mann aus dem offenen Fenster der Wirtschaft heraus. Marianne erschrak; aber dann faßte sie sich ein Herz. „Herr Bodenweiler", sagte sie höflich — sie hatte hinten an dem Milchwagen gelesen, daß der Milchmann Samuel Bodenweiler heiße und von Walkhofen war —, „Herr Bodenweiler, wollen Sie nicht so gut sein, das Pferd in den Schatten dort zu stellen? Die Sonne brennt ihm so auf den Kopf." Der Wirt sah nun auch heraus, lachte und sagte etwas zu dem Milchmann, was Marianne nicht verstand. Der schaute zuerst ärgerlich drein; aber dann kam er doch, um sein Pferd am Zaum zu nehmen. „Meinetwegen", sagte er und führte es unter die Linde. Marianne hatte große Freude, als sie am nächsten heißen Tag ihren alten weißen Freund wieder unter dem Baume traf.

Ida Bindschedler.

Manöver im Dorf.

Einquartierung.

„Heute kommen Soldaten ins Dorf", hat der Michel vom Bürgermeister erzählt. Nach der Schule sind Fritz und Michel und alle Kinder heimgerannt. Schnell ist Fritz daheim in die Stube gestürmt. Fast hat er den Gruß vergessen. Am Tisch ist ein Soldat gesessen und hat ihn freundlich angelacht. Der Vater hat ihm eben Brot und Butter hingerückt. Fritz hat sich auf die Ofenbank gesetzt. Der Stahlhelm ist an die Stuhllehne gehängt, der schwere Tornister ist an die Wand gelehnt, der Leibriemen mit den Patronentaschen und dem Seitengewehr hat am Kleiderrechen geschaukelt, das Gewehr hat auf der Bank gelegen.

Fritz hat der graue Stahlhelm gefallen. „Willst ihn einmal aufsetzen?" hat der Soldat gefragt. Schon ist er aufgestanden und hat den schweren Helm ihm über den Kopf gestülpt; bis über

die Ohren sank er hinein. „Mein Fritz ist ja nimmer da", lachte die Mutter. Da hat der Vater gemeint: „Der sitzt unterm Stahlhelm." Alle haben recht gelacht. Der Soldat aber hat Fritz getröstet: „Du wirst schon noch groß. Dann machst du auch einen Soldaten, einen recht schneidigen." — „Einen Leutnant mache ich", meinte Fritz und rückte sich den Helm aus den Augen.

Die Schlacht.

In aller Frühe hat die Mutter Fritz geweckt. „Bub, steh auf, neue Soldaten sind im Dorf!" Fritz ist schnell aufgestanden. Nicht einmal die Augen hat er sich ausreiben brauchen.

„Wo ist denn unser Soldat?" — „Der ist schon lange weg. — An der Gründlach wird geschossen", hat ihm die Mutter beim Anziehen erzählt. Auf der Dorfstraße haben die Wagen gerasselt.

Fritz ist gleich hinausgerannt. Unter den Bäumen vor der Kirche reißen gerade Soldaten graue Maschinengewehre vom Wagen. Einer trägt vorn, einer hinten. Ein paar haben graue, schwere Kästen an breiten Riemen über die Schultern gehängt. Der Hauptmann pfeift, und schnell sind alle aus dem Dorf verschwunden. Jetzt fahren Soldaten auf Motorrädern daher.

Schnell rennt Fritz zur „Hohen Marter" vor dem Dorf. Dort winkt ihm schon Michel. „Drüben im Wäldchen steckt der Feind!" schreit er und deutet mit dem Finger hin. Fritz schnauft und schaut. Er sieht nichts. Im Talgrund fließt die Gründlach zwischen den Feldern hin. Die vielen Soldaten sind alle verschwunden. Ein kleiner Flieger nur brummt in der Luft. „Dort laufen s'!" schreit Michel. In dem großen Rübenacker vor dem Bach sind Soldaten aufgesprungen und schon wieder verschwunden. Da sind Fritz und Michel furchtbar erschrocken.

Im Kornfeld neben ihnen rattern jetzt Maschinengewehre — taktaktaktak! „Schau, die stecken unter den Garben! Haben die sich fein versteckt!" fährt es Fritz heraus. Da schreit Michel: „Die laufen durch den Bach!" Wirklich waren die Soldaten im Rübenacker wieder aufgesprungen. Mitten durchs Wasser laufen sie. Wie das spritzt! Schon sind sie im Wäldchen drüben verschwunden.

„Schau — der Staub auf der Straße! Das sind die Motorradfahrer!" schreit Fritz. „Die haben einen Beiwagen am Motorrad." In einer Wolke von Staub rasen sie über die Gründlachbrücke und verschwinden im Walde. Wie gern wären Michel und Fritz mitgefahren.

Ludwig Händler.

Deutscher Rat.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer;
aus einem Knaben aber wird ein Mann;
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich ja und nein und dreh und deutle nicht;
was du berichtest, sage kurz und schlicht;
was du gelobest, sei dir höchste Pflicht;
dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

Dann wach und kämpf, es ist ein Feind bereit:
die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr!
Kind, Deutsche kämpften tapfer allezeit!
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Robert Reinick.

Kameradschaft.

Es war zu Pfingsten.

Der Tag war heiß und der Weg weit. Die Sonne glutete in der fast baumlosen Heide. Der Sand flimmerte.

Ich war müde. Meine Füße brannten in den neuen Halbschuhen, jeder Tritt schmerzte, und ich dachte immer nur an Rast und Wasser und Schatten. Ich biß die Zähne zusammen, um nicht schlappzumachen. Ich war der Jüngste und zum ersten Male auf Fahrt.

Vor mir ging Rudolf, der Führer. Er war groß und stark. Sein Tornister wuchtete schwer und drückend auf den Schultern. Rudolf trug das Brot für uns sechs Jungen, den Hordentopf und eine Reihe von Büchern, aus denen er uns des Abends in der Bleibe immer so feine und spannende Geschichten vorlas.

Mein Affe barg nur ein Hemd, ein Paar Turnschuhe, Waschzeug und das Kochgeschirr, daneben eine Zeltbahn für Regentage und Strohlager. Und doch glaubte ich, den Tornister nicht mehr schleppen zu können.

Die Kameraden waren alle etwas älter und schon viel gewandert. Ihnen machten die Hitze und der Marsch wenig aus. Sie seufzten ab und zu und tranken lauwarmen Kaffee aus den Feldflaschen.

Immer mehr blieb ich zurück. Dann wieder versuchte ich, durch Laufen den Abstand zu verringern.

Auf einmal schaute Rudolf sich um. Er stutzte, sah mich in der Ferne heranschleichen und wartete. Die Kameraden schritten weiter einer Waldgruppe zu, die am Horizont sichtbar war.

„Müde?" fragte Rudolf mich freundlich.

Ich bejahte verschämt.

Wir gingen langsam nebeneinander her. Ich humpelte. Aber ich wollte es Rudolf nicht wissen lassen. Als wir an eine Wacholderstaude kamen, setzte sich der Führer und sagte: „Etwas verschnaufen!"

Erleichtert warf ich mich nieder. Ich wollte nicht sprechen. Ich hatte Scheu. Rudolf gab mir zu trinken. Ich dankte und lehnte mich behaglich nach hinten über, froh, die wehen Füße ausstrecken zu können, und auf einmal schlief ich . . .

Als ich wieder wach wurde, sah ich, daß Rudolf seinen Tornister schloß. Ich dachte, er hätte etwas gelesen, während ich schlief. „Wieder frisch?" lachte der Führer. — Ich nickte.

Als wir weitermarschierten, schmerzten die Füße weniger, und der Affe drückte auch nicht mehr so. Ich war darüber sehr froh.

Rudolf erzählte mir jetzt von seinen vielen Fahrten, die er schon gemacht hatte. Dann wieder sang er ein lustiges Marschlied, und so kamen wir ohne große Beschwerden an den Wald.

Unsere Kameraden lagen im Schatten der hohen Bäume und schliefen. Sie erwachten, und Hans schaute auf seine Armbanduhr. „Mann, Mann", sagte er, „das hat aber lange gedauert!" Es war schon sechs durch. Wir marschierten noch eine knappe Stunde, dann hatten wir die Jugendherberge erreicht.

Rudolf hieß uns warten und ging selbst in das Haus. Nach einer Weile kam er mit der Herbergsmutter wieder.

Wir legten unsere Torniſter ab.

Rudolf befahl uns, die Badehoſen anzuziehen und Waſchzeug mitzunehmen. Wir wollten unter die kalte Duſche.

Als ich meinen Affen öffnete, war er leer. Ich bekam einen gewaltigen Schreck. Aber da gab mir Rudolf alle meine Sachen. Er hatte ſie einfach in ſeinen Torniſter gepackt, als ich ſchlief. Ich ſchämte mich vor den Kameraden. Aber die hatten zum Glück nichts geſehen.

H. Wolf.

Der Maibaum wird aufgeſtellt

Krümel.

Das war im Herbſt, als die Braunhemden aus ganz Deutſchland nach der ſchönen Stadt Nürnberg fuhren, um ihren Führer Adolf Hitler zu grüßen. Da durften auch ſechzigtauſend Hitlerjungen mit. Sechzigtauſend! Wie viele das ſind, könnt ihr euch gewiß nicht vorſtellen. Aber wenn ihr hört, daß die Hitlerjungen in ſechzig langen Eiſenbahnzügen nach Nürnberg fuhren, und daß in jedem tauſend Jungen waren, dann könnt ihr euch wohl denken, daß es eine rieſige Menge war. — Und trotzdem wären gern noch unzählig mehr mitgefahren. Aber ſo viel Platz war nicht da, und deshalb wurde aus jedem Gebiet nur eine beſtimmte Anzahl ausgeſucht.

Aus dem großen Berlin waren es über tauſend Jungen, die nach Nürnberg fahren durften. Sie wurden in Gruppen zuſammengeſtellt, und als endlich der Reiſetag kam, mußten ſie ein paar Stunden vor der Abreiſe antreten.

Nun war da eine Gruppe, bei der fehlte zur feſtgeſetzten Stunde einer von den Jungen. Die andern wunderten ſich. Der Kurt Weber war doch ſonſt immer einer der erſten! Wo blieb er denn nur heute? Noch vorgeſtern hatte er den Kameraden ſeinen neuen Torniſter gezeigt, für den er ſchon lange geſpart hatte. Und gerade zur Fahrt nach Nürnberg hatte er ihn endlich kaufen können! Das war eine Freude! Was mochte nur ſein, daß er nicht kam?

Plötzlich rannte ein kleiner Junge in voller Ausrüſtung quer über den Platz. „Das iſt doch Paulemann Weber?“ rief einer der großen Jungen. „Paulemännchen, wo bleibt denn Kurt?“

Der Kleine ſchoß auf ihn zu. „Och“, ſagte er und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, „Kurt iſt krank und kann nicht kommen! Und nun fahre ich für ihn nach Nürnberg!“

„Junge, du biſt wohl toll?“ riefen die Großen; „das geht doch nicht!“

„Na“, meinte der Kleine, „Kurt hat ja doch ſchon alles eingepackt und hat mir ſeinen neuen Torniſter geborgt. Der Platz in der Bahn bleibt doch ſonſt frei, und bei euch fehlt einer in der Reihe . . .“

Die Großen lachten. „Na, dann ſtell dich man mit an!“ ſagte einer; „wir werden ja ſehen. Aber kannſt du denn auch ſchon rechtsum und linksum?“

„Pah!“ machte Paulemann, „vielleicht beſſer als du!“ Er knallte die Hacken zuſammen, legte die Hände an die Hoſennaht und ſtand unbeweglich wie ein Zinnſoldat.

„Alſo 'rein ins Glied!“ ſagte der Größte. „Stell dich hier neben mich an Kurts Platz! — Achtung! Der Gruppenführer! Augen — rechts!“

Aha! jetzt ſchritt der Gruppenführer prüfend die Reihen ab. Als er zwiſchen den Großen plötzlich den kleinen Mann erblickte, ſtutzte er, und ein Lächeln huſchte über ſein Geſicht. Aber dann war er gleich wieder ernſt; denn Ordnung muß ſein. Er fragte kurz: „Was ſoll das?“

„Mein Bruder iſt krank“, antwortete der Kleine mit heller Stimme; „er hat geſagt, ich ſoll für ihn nach Nürnberg fahren, ſonſt bleibt der Platz leer.“

„Wie heißt dein Bruder?“

„Kurt Weber. Und er hat mir ſeinen neuen Torniſter geborgt. Soll ich mal kehrtmachen und ihn zeigen?“

Die großen Jungen kniffen die Lippen zuſammen, um nicht laut herauszuplatzen. Der junge Führer fragte aber ernſthaft weiter: „In welcher Klaſſe biſt du?“

„In der ſiebenten.“

„Und da bleibſt du einfach aus der Schule weg und fährſt nach Nürnberg?“

„Nein, ich bin vorhin bei meinem Lehrer geweſen und habe ihn gefragt.“

„So, das iſt ja ganz ordentlich. Na, und was hat er geſagt?“

„Fahr meinetwegen, wenn ſie dich mitnehmen! hat er geſagt.“

„Na, wenn das dein Lehrer geſagt hat, dann iſt ja wohl nichts mehr dagegen zu machen. Aber paß gut auf, daß du uns nicht verlorengehſt, du Krümel! Und ihr andern, ſorgt mir für den Kleinen!“

So kam es, daß der kleine Paulemann einen neuen Namen kriegte, und daß er mit nach Nürnberg fuhr. — Die großen Jungen haben ihn ſehr verwöhnt; das könnt ihr euch wohl denken. Und als Adolf Hitler im Stadion zu ſeinen ſechzigtauſend Jungen ſprach, da hatte der kleine Paul aus Berlin den allerbeſten Platz und konnte den Führer die ganze Zeit ſehen. Denn ſein langer Nebenmann hatte ihn auf die Schulter genommen. Da war der kleine Krümel größer als alle andern.

Martha Kettner-Agahd.

Gebet.

Schütze, Herr, mit starker Hand
unser Volk und Vaterland!
Laß auf unsers Führers Pfade
leuchten deine Huld und Gnade!

Weck im Herzen uns aufs neue
deutscher Ahnen Kraft und Treue,
und so laß uns, stark und rein,
deine deutschen Kinder sein!

Willi Köhler.

Nicht umsonst.

In der Nacht marschierte die gesamte Hitler-Jugend Niedersachsens in Hannover an dem Reichsjugendführer vorüber. Tausende und aber Tausende marschierten. Fackeln trugen sie in den Fäusten, ihre Kampflieder schallten durch die Straßen der Stadt.

Dicht neben der Tribüne, auf welcher der Jugendführer mit entblößtem Kopfe den Vorbeimarsch abnahm, unermüdlich die vorübergetragenen Fahnen grüßend, stand in der ersten Reihe der Zuschauer ein Kriegsblinder auf seinen Stock gestützt, den Kopf lauschend vorgestreckt.

Stramm ausgerichtet marschierten die Jungen vorüber. Freude und Begeisterung auf den jungen und doch schon so entschlossen gestrafften Gesichtern. Aber die konnte der Blinde ja nicht sehen. —

Hell und frisch klangen ihre Lieder. Laut und hart schallte der rhythmische Marschtritt zwischen den hohen Hauswänden.

Der Blinde stand da mit vorgebeugtem Kopfe und lauschte. Blinde, ohne die Anschauung der Gesichter ihrer Mitmenschen, haben auch meist das eigene Mienenspiel nicht so in der Gewalt wie Sehende. So zeigte auch hier das Antlitz dieses blindgeschossenen Soldaten eine so grenzenlose Ergriffenheit, ein solch lauteres Glücksgefühl und eine solche Gläubigkeit, daß die umstehenden Zuschauer, selbst ergriffen, mehr auf den blinden Soldaten sahen als auf den marschierenden Zug. Einige mußten die Tränen niederkämpfen.

Wurde eine Fahne im Zuge der marschierenden Hitler-Jugend vorübergetragen, so wußte es auch der Blinde aus den Heilrufen, mit denen sie begrüßt wurde. Dann straffte sich seine Gestalt, er nahm soldatische Haltung an — seltsam rührend sah es aus bei dem blinden Manne in der vernachlässigten Kleidung — und grüßte mit einem jauchzenden Heil!

Als der Zug vorüber war, nahmen sich zwei kleine Hitlerjungen, als sie ihn sahen, wie selbstverständlich seiner an, ihn aus dem Menschengewühl zu führen.

Der Blinde strich ihnen über die Haare, und aus den Augen, die das neue Deutschland nicht mehr schauen konnten, rollten ein paar Tränen über die gefurchten Wangen. „Deutschland!" sagte er leise, „Jungens, Deutschland kommt doch wieder hoch — wir waren nicht umsonst draußen! Seid tapfer, seid immer treu und tapfer!"

Kurt Maßmann.

Hilf mit am Winterhilfswerk!

Der Brüder Not ist deine Not.
Dein Groschen gibt einem Hungernden Brot,
gibt einem Frierenden Wärme und Licht.
Hilf mit! Zu helfen ist schönste Pflicht.

Hermann Schneider.

Der Führer spricht zur deutschen Jugend.

Wir wollen ein Volk sein,
und ihr, meine Jugend,
sollt dieses Volk nun werden!

Wir wollen,
daß dieses Volk treu ist,
und ihr müßt diese Treue lernen!

Wir wollen,
daß dieses Volk einst gehorsam ist,
und ihr müßt euch im Gehorsam üben!

Alles, was wir vom Deutschland der Zukunft fordern,
das, Jungen und Mädel,
verlangen wir von euch!

Ihr müßt lernen, hart zu sein,
Entbehrungen auf euch zu nehmen,
ohne jemals zusammenzubrechen!

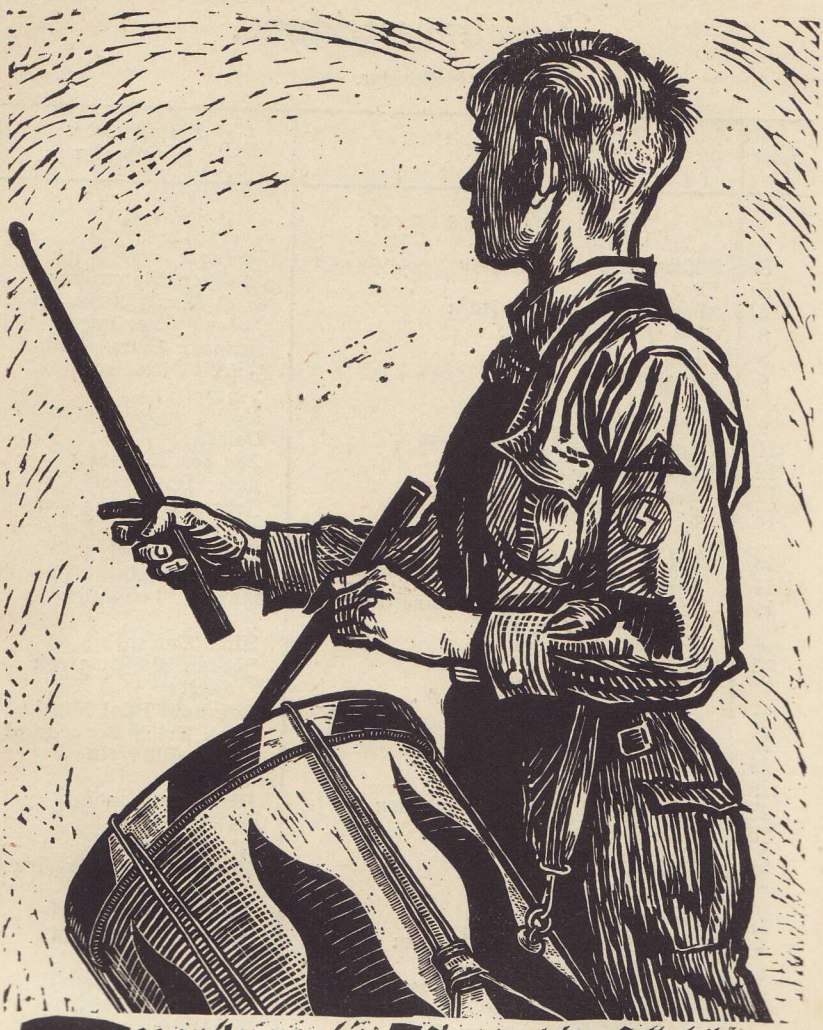
Wir wollen,
daß dieses Volk dereinst wieder ehrliebend wird,
und ihr müßt euch schon in jungen Jahren
zu diesem Begriff der Ehre bekennen!

Das müßt ihr üben,
und das müßt ihr damit der Zukunft geben!
Denn was wir immer auch schaffen und was wir tun:
Wir werden vergehen.

Aber in euch wird Deutschland weiterleben,
und wenn von uns nichts mehr übrig sein wird,
dann werdet ihr die Fahne,
die wir einst aus dem Nichts hochgezogen haben,
in euren Fäusten halten müssen.

Vor uns liegt Deutschland,
in uns marschiert Deutschland,
und hinter uns kommt Deutschland!

Adolf Hitler.



Denn ihr, meine Jungen, ihr seid die lebenden Garanten Deutschlands, ihr seid das lebende Deutschland der Zukunft.

Adolf Hitler

Inhaltsverzeichnis.

* Gedichte.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber
	Im Jahresreigen	
5	*Morgenlied	Volksgut
5	*Der Abend	Christian Morgenstern
6	*Des Mondes Reisegesellen	Ernst Moritz Arndt
6	*Der Mann im Mond	Johann Peter Hebel
8	*Frühling	Hermann Burte
9	*Ausfahrt	Joseph Viktor von Scheffel
9	Der Akazienbaum	Agnes Sapper
11	*Nun will der Lenz uns grüßen	Volkslied
12	*Frühlingsmahnung	Ida von Reinsberg
12	Der Vogelsprache kund	Peter Rosegger
13	*Es fing ein Knab' ein Vögelein	Johann Wolfgang von Goethe
13	*Bei Goldhähnchens	Heinrich Seidel
14	Jakob	Hermann Löns
19	Warum der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt	Martin Staemmler
20	*Kuckuck	Altes Volkslied
20	*Gefunden	Johann Wolfgang von Goethe
21	Vom Holunder	Reinhold Paul Mettke
22	Kettenblumen	Nach Erich Bockemühl
23	*Summertagslied	Hanns Glückstein
25	*Feldersegen	Volksgut
25	*Lied des Landmanns beim Säen	Matthias Claudius
26	*Der Bauer und sein Kind	Julius Sturm
27	*Vor der Ernte	Martin Greif
28	*Das Ährenfeld	August Heinrich Hoffmann von Fallersleben
29	*Der Käfer	Johann Peter Hebel
30	*Das Liedlein vom Kirschbaum	Johann Peter Hebel
31	Der Kirschzweig	Peter Rosegger
32	*Der Knabe im Erdbeerschlag	Johann Peter Hebel
33	*Die Gäste der Buche	Rudolf Baumbach
34	Der Zaunkönig und der Bär	Brüder Grimm
37	*Eichhörnchen	August Heinrich Hoffmann von Fallersleben
37	*Das Häslein	Christian Morgenstern
38	Die Hasenjagd zu Wasser	Paul Zaunert
40	*Die Kröte	Johannes Trojan
40	Vom Frosch und der Maus	Martin Luther
41	Der Zaunigel	Hermann Löns.
45	Der Hase und der Igel	Karl Plenzat nach Wilhelm Schröder
49	Der Fuchs und die Weintrauben	Äsop
49	*Herbst	Robert Reinick
50	*Beim Beerensammeln im Herbst	Volksgut
50	*Einkehr	Ludwig Uhland
52	*Wiegenlied im Herbst	Robert Reinick

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber
54	Der Siebenschläfer	Elisabeth Walter
55	*Der Sperling am Fenster	Johann Peter Hebel
56	*Knecht Ruprecht	Theodor Storm
58	*Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt	Friedrich Rückert
60	Der Schlitten	Georg Rudeler
66	*Die Mutter am Christabend	Johann Peter Hebel
67	*Gebet eines kleinen Knaben an den Heiligen Christ	Ernst Moritz Arndt
68	*Neujahrswunsch	Karl Ferdinands
	Daheim und draußen	
69	*Zimmerspruch	Ludwig Uhland
69	*Die beiden Pflüge	Ignaz von Castelli
70	*Bauernspruch	Alfred Huggenberger
70	*Sprichwort	Volksgut
70	*Die Schatzgräber	Gottfried August Bürger
71	Sparsamkeit ist nicht Geiz	Ägidius Jaïs
72	Bessere beizeiten!	Unbekannt
72	*Was Großmutter oft sagt	Volksmund
74	Die sieben Stäbe	Christoph von Schmid
74	*Sprichwörter	Volksgut
75	Die beiden Fuhrleute	Johann Peter Hebel
75	Das Mittagessen im Hof	Johann Peter Hebel
76	Vom Wolf und Lämmlein	Martin Luther
77	Seltsamer Spazierritt	Johann Peter Hebel
77	Der alte Großvater und der Enkel	Brüder Grimm
78	Aus meinem Elternhause	Heinrich Sohnrey
80	*Sprichwörter	Volksmund
80	Das Gegengeschenk	Paul Zaunert
82	*Legende vom Hufeisen	Johann Wolfgang von Goethe
84	Der Arme und der Reiche	Brüder Grimm
87	*Muttersorgen	Artur Schoke
88	*Wiegenlied	Detlev von Liliencron
89	*Wiegenliedchen	Volksgut
89	*Das Schwesterchen	Heinrich Seidel
90	Die sieben Raben	Brüder Grimm
92	Das Waldhaus	Brüder Grimm
98	*Schneewittchen	Theodor Storm
102	*Das bucklichte Männlein	Volksgut
103	*Badische Kinderreime	Volksgut
104	*Pfandspiel	Volksgut
104	*Abzählreime	Volksgut
105	*Lehnenreiten	Hermann Burte
106	*D' Küechli	August Ganther
106	*Das große Brot	Johannes Trojan
108	*Aus der Kindheit	Friedrich Hebbel
110	Der arme Müllerbursch und das Kätzchen	Brüder Grimm
113	Der gestiefelte Kater	Brüder Grimm
117	Wer hängt der Katze die Schelle um?	Nach Karl Simrock
117	*Schnauz und Miez	Christian Morgenstern
118	Vor dem Küchenschrank	Wilhelm Raabe
120	Der alte Sultan	Brüder Grimm

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber
122	Vom Hund im Wasser	Martin Luther
123	*Der Hahn	Robert Reinick
123	Der Wolf und der Mensch	Brüder Grimm
124	Der Löwe und die Maus	Nach Äsop
125	*Rätsel	Volksgut
126	Rumpelstilzchen	Brüder Grimm
129	*Rätsel	Friedrich Güll u. Unbekannt
129	*Rätsel aus dem badischen Land	Volksgut
130	*Die Heinzelmännchen	August Kopisch
133	*Das Schlaraffenland	Hans Sachs
136	Hans im Glück	Brüder Grimm
140	Das Hirsekorn	Joseph Haltrich
142	*Lügenmärchen	Volksgut
143	Das Unglaubliche	Johann Wilhelm Wolf
144	Der Bauer und der Teufel	Brüder Grimm
145	Der Teufel in der Nuß	Will Vesper
146	Das tapfere Schneiderlein	Brüder Grimm
154	Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen	Brüder Grimm
162	Sechse kommen durch die ganze Welt	Brüder Grimm
	Heimat und Vaterland	
	1. Vom Bodensee zum Main	
168	*Der Väter Land	Hans Watzlik
168	*Der junge Schiffer	Friedrich Hebbel
169	Die Geschichte vom Seewein	Heinrich Hansjakob
170	Poppele vom Hohenkrähen	E. Deuchler
173	Romeias, der Villinger Riesenkerl	Johannes Künzig
175	Hans Kraut, der Villinger Töpfermeister	Johannes Künzig
175	Hirtenleben im Schwarzwald	Heinrich Hansjakob
177	*Schwarzwälder Bauernhof	Paul Körber
178	*Schwarzwälderin	Anna Hofheinz-Gysin
178	Der Holländer Michel	Wilhelm Hauff
181	*Der Uhrenfriedel	Robert Haaß
182	Der Fischer am Rheinfall	Meinrad Lienert
185	*Heimet	Karl Berner
185	Die Erdmännlein in der Haseler Höhle	Hermann Ruppel
187	*Der Schwarzwälder im Breisgau	Johann Peter Hebel
188	Das Bild am Schwabentor zu Freiburg	Johannes Künzig
189	Falkenstein im Höllental	Nach Schreiber und Schönhuth
190	Der Titisee	Johannes Künzig
191	Rüttibrennen im Kinzigtal	Heinrich Hansjakob
192	Der Hahn auf dem oberen Gengenbacher Tor	Johannes Künzig
193	Melusine	Johannes Künzig
194	Der Züricher Hirsebrei	Unbekannt
196	*Das Riesenspielzeug	Adelbert von Chamisso
197	Sage vom Mummelsee	Emil Frommel
200	Das Rockertweible	Johannes Künzig
201	Die Teufelsmühle	Johannes Künzig
201	*Dorf in der Ebene	Friedrich Roth
202	Das Hündchen von Bretten	Karl Blank

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber
202	*Warum's die Palz heeßt	Gustav Gutmann
203	*Pälzer Heimatsunn	Hanns Glückstein
203	Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will	Johann Peter Hebel
203	*Mannemer Krischer	Joseph Bieber
204	*Der Rodensteiner	Ludwig Eichrodt
205	Der Kürißgarten	O. Fritz
	2. Aus vergangenen Zeiten	
206	*Des Knaben Berglied	Ludwig Uhland
207	*Siegfrieds Schwert	Ludwig Uhland
209	Der Hörnene Siegfried	Heinrich Keck
216	König Olafs Brüder	Snorri Sturluson
217	Der Rosengarten König Laurins	Theodor Seidenfaden
221	Frau Hütt	Brüder Grimm
222	Die Roßtrappe	Brüder Grimm
224	Rübezahl	Nach Johann Praetorius
229	Wode der Wanderer	Wilhelm Kotzde-Kottenrodt
230	*Frau Holle	Martin Greif
230	Frau Holle und der treue Eckart	Brüder Grimm
231	Der Schmied zu Jüterbog	Adalbert Kuhn
233	Eulenspiegel	Otto Kampe und Volksgut
237	Von den Schildbürgern	Gustav Schwab
243	Die Kinder zu Hameln	Brüder Grimm
245	*Die Burg	Robert Reinick
246	Landgraf Ludwig baut eine Mauer	Brüder Grimm
247	*Deutscher Spruch aus Temeswar	Unbekannt
247	Stallmeister Froben	Unbekannt
247	*Der Schneiderjunge von Krippstedt	August Kopisch
249	Münchhausen	Gottfried August Bürger
252	Es war nicht das meinige	Karl Heinrich Caspari
253	*Der alte Grenadier	Theodor Fontane
253	*Mittwochnachmittag	Karl Fröhlich
254	Rittmeister Kurzhagen	Friedrich Wilhelm Puftkuchen-Glanzow
256	Meister Ullrath	Konrad Agahd
257	*Schwur	Walter Flex
257	Die verlorene Fahne	Nach Margarete Hüsken
	3. Junges Deutschland	
259	Aus Hitlers Jugendzeit	Unbekannt
260	Ein Erlebnis aus Schlageters Jugend	Franz Kurfeß
260	Der kleine Lebensretter	Wilhelm von Kügelgen
261	Marianne und der Schimmel	Ida Bindschedler
262	Manöver im Dorf	Ludwig Händler
264	*Deutscher Rat	Robert Reinick
264	Kameradschaft	H. Wolf
267	Krümel	Martha Kettner-Agahd
269	*Gebet	Willi Köhler
270	Nicht umsonst	Kurt Maßmann
271	*Hilf mit am Winterhilfswerk!	Hermann Schneider
272	Der Führer spricht zur deutschen Jugend	Adolf Hitler

Alphabetisches Verzeichnis

nach den Namen der Verfasser oder Herausgeber.

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Äsop	Der Fuchs und die Weintrauben	49	Altes Lesebuchgut. (Inhaltlich: Äsop, Leben und Fabeln. Frankfurt a. M. 1600)
Äsop	Der Löwe und die Maus	124	
Agahd, Konrad	Meister Ullrath	256	Hänsel und Gretel. Bd. 39. Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege, Berlin
Arndt, Ernst Moritz	Des Mondes Reisegesellen	6	Werke. Erste einheitliche Ausgabe, Bd. 3—6; herausgegeben von H. Meisner. Bd. 3. Karl Fr. Pfau, Leipzig 1894/95
Arndt, Ernst Moritz	Gebet eines kleinen Knaben an den Heiligen Christ	67	
Baumbach, Rudolf	Die Gäste der Buche	33	Thüringer Lieder. Liebeskind, Leipzig 1891
Berner, Karl	Heimet	185	Aus Sturm und Stille. Schulzesche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, Oldenburg i. O.
Bieber, Joseph	Mannemer Krischer	203	Mein Badnerland. Herausgegeben von K. Jörger und F. Wilkendorf. Konkordia, Bühl i. B. 1930
Bindschedler, Ida	Marianne und der Schimmel	261	Die Turnachkinder im Sommer. Huber & Co., Frauenfeld 1932
Blank, Karl	Das Hündchen von Bretten	202	Der Poppele vom Hohenkrähen und andere lustige Sagen. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart
Bockemühl, Erich, nach	Kettenblumen	22	Sonnenkringel. K. Marhold, Halle a. d. Saale
Bürger, Gottfried August	Die Schatzgräber	70	Gedichte. Joh. C. Dieterich, Göttingen 1778
Bürger, Gottfried August	Münchhausen	249	Des Freyherrn von Münchhausen Wunderbare Reise. Aus dem Englischen. London 1786
Burte, Hermann	Frühling	8	Madlee: Alemannische Gedichte. H. Haessel, Leipzig 1923
Burte, Hermann	Lehnenreiten	105	
Caspari, Karl Heinrich	Es war nicht das meinige	252	Geistliches und Weltliches. 11. Aufl. A. Deichert, Erlangen 1875
Castelli, Ignaz von	Die beiden Pflüge	69	Gedichte. Bd. 1. Duncker & Humblot, Berlin 1835

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Chamisso, Adelbert von	Das Riesenspielzeug	196	Werke. Bibliographisches Institut, Leipzig
Claudius, Matthias	Lied des Landmanns beim Säen	25	Sämtliche Werke. Herausgegeben von Georg Behrmann. Max Hesse, Leipzig o. J.
Deuchler, E.	Poppele vom Hohenkrähen	170	J. Dehoust: Badische Sagen. Julius Beltz, Langensalza
Eichrodt, Ludwig	Der Rodensteiner	204	Badische Sagen, erzählt von O. Fritz. Hegel & Schade, Leipzig
Ferdinands, Karl	Neujahrswunsch	68	Tandarandei. Julius Beltz, Langensalza
Flex, Walter	Schwur	257	Die Fahne hoch! R. Oldenbourg, München
Fontane, Theodor	Der alte Grenadier	253	Preußen. Heldenlieder, Balladen u. Bilder. Walther de Gruyter, Berlin und Leipzig 1934
Fritz, O.	Der Kürißgarten	205	Badische Sagen, erzählt v. O. Fritz. Hegel & Schade, Leipzig
Fröhlich, Karl	Mittwochnachmittag	253	Fabeln und Erzählungen für kleine und große Kinder, 2. Heft, 3. Aufl. Flemming, Glogau 1853
Frommel, Emil	Sage vom Mummelsee	197	Aus dem untersten Stockwerk. Kap. 6: Eine Bubenreise im alten Stil. 3. Aufl. J. F. Steinkopf, Stuttgart 1888
Ganther, August	D' Küechli	106	Dannezapfe us em Schwarzwald. Bonz & Co., Stuttgart 1928
Glückstein, Hanns	Summertagslied	23	Pälzer Krischer. Ernschtes un Heiteres aus de Palz. J. Bensheimer, Mannheim, Berlin, Leipzig 1924
Glückstein, Hanns	Pälzer Heimatsunn	203	
Goethe, Johann Wolfgang von	Es fing ein Knab' ein Vögelein	13	Werke. Festausgabe. Herausgegeben von R. Petsch. Bibliographisches Institut, Leipzig 1926
Goethe, Johann Wolfgang von	Gefunden	20	
Goethe, Johann Wolfgang von	Legende vom Hufeisen	82	
Greif, Martin	Vor der Ernte	27	Dein Volk ist alles! Sammlung deutscher Gedichte. Ferdinand Hirt, Breslau 1937
Greif, Martin	Frau Holle	230	Gesammelte Werke, Bd. 1, 6. Aufl. L. F. Amelang, Leipzig 1895
Grimm, Brüder	Der Zaunkönig und der Bär	34	Kinder- und Hausmärchen. Jubiläumsausgabe von R. Steig. J. G. Cotta, Stuttgart 1912

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Grimm, Brüder	Der Arme und der Reiche	84	Kinder- und Hausmärchen. Jubiläumsausgabe von R. Steig. J. G. Cotta, Stuttgart 1912
Grimm, Brüder	Die sieben Raben	90	
Grimm, Brüder	Das Waldhaus	92	
Grimm, Brüder	Der arme Müllerbursch und das Kätzchen	110	
Grimm, Brüder	Rumpelstilzchen	126	
Grimm, Brüder	Hans im Glück	136	
Grimm, Brüder	Das tapfere Schneiderlein	146	
Grimm, Brüder	Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen	154	
Grimm, Brüder	Sechse kommen durch die ganze Welt	162	
Grimm, Brüder	Der gestiefelte Kater	113	Kinder- und Hausmärchen. Realschulbuchhandl., Berlin 1812
Grimm, Brüder	Der alte Großvater und der Enkel	77	Kinder- und Hausmärchen. Große Ausgabe, Bd. 1, 7. Aufl. Joh. C. Dieterich, Göttingen 1857
Grimm, Brüder	Der alte Sultan	120	
Grimm, Brüder	Der Wolf und der Mensch	123	
Grimm, Brüder	Der Bauer und der Teufel	144	Kinder- und Hausmärchen. Große Ausgabe, Bd. 2, 7. Aufl. Joh. C. Dieterich, Göttingen 1857
Grimm, Brüder	Frau Hütt	221	Die deutschen Sagen der Brüder Grimm. Herausgegeben von H. Schneider. Bd. 1/2. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig o. J.
Grimm, Brüder	Die Roßtrappe	222	
Grimm, Brüder	Frau Holle und der treue Eckart	230	
Grimm, Brüder	Die Kinder zu Hameln	243	
Grimm, Brüder	Landgraf Ludwig baut eine Mauer	246	
Güll, Friedrich	Rätsel	129	Für unsere Kleinen. Lieder, Sprüche und Rätsel. C. Bertelsmann, Gütersloh 1889
Gutmann, Gustav	Warum's die Palz heeßt	202	Hoch die Palz! Gedichte in Pfälzer und Hochdeutscher Mundart. Otto Petters, Heidelberg 1887
Haaß, Robert	Der Uhrenfriedel	181	Abnoba, Lieder und Bilder vom Schwarzwald. Druckerei und Verlag Gutsch, Karlsruhe
Händler, Ludwig	Manöver im Dorf	262	Handschrift

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Haltrich, Joseph	Das Hirsekorn	140	Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 5. Aufl. W. Krafft, Hermannstadt 1924
Hansjakob, Heinrich	Die Geschichte vom Seewein	169	Ausgewählte Schriften. Bonz & Co., Stuttgart
Hansjakob, Heinrich	Hirtenleben im Schwarzwald	175	
Hansjakob, Heinrich	Rüttibrennen im Kinzigtal	191	Bauernblut. Bonz & Co., Stuttgart
Hauff, Wilhelm	Der Holländer Michel	178	Werke (Das kalte Herz). Bibliographisch. Institut, Leipzig o. J.
Hebbel, Friedrich	Aus der Kindheit	108	Werke. Herausgeg. von Fr. Zinkernagel. Bd. 1. Bibliographisches Institut, Leipzig o. J.
Hebbel, Friedrich	Der junge Schiffer	168	Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe von H. Krumm. Hesse & Becker, Leipzig
Hebel, Johann Peter	Der Mann im Mond	6	Werke, 1. Teil. Herausgegeben von Adolf Sütterlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig o. J.
Hebel, Johann Peter	Der Käfer	29	
Hebel, Johann Peter	Das Liedlein vom Kirschbaum	30	
Hebel, Johann Peter	Der Knabe im Erdbeerschlag	32	
Hebel, Johann Peter	Der Sperling am Fenster	55	
Hebel, Johann Peter	Die Mutter am Christabend	66	
Hebel, Johann Peter	Der Schwarzwälder im Breisgau	187	
Hebel, Johann Peter	Die beiden Fuhrleute	75	Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes. J. G. Cotta, Tübingen 1811
Hebel, Johann Peter	Das Mittagessen im Hof	75	
Hebel, Johann Peter	Seltsamer Spazierritt	77	
Hebel, Johann Peter	Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will	203	Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Hitler, Adolf	Der Führer spricht zur deutschen Jugend	272	Die Jungenschaft, Blätter für die Heimabendgestaltung im deutschen Jungvolk. Berlin, April 1936, 4. Folge
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich	Das Ährenfeld	28	Kinderlieder. Erste vollständige Ausgabe, besorgt durch L. v. Donop. G. Grote, Berlin 1877
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich	Eichhörnchen	37	
Hofheinz-Gysin, Anna	Schwarzwälderin	178	Mein Badnerland. Herausgeg. von K. Jörger u. F. Wilkendorf. Konkordia, Bühl i. B. 1930

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Hüsken, Margarete, nach	Die verlorene Fahne	257	Des Kindes Wunderhorn. Heinrich Beenken, Berlin 1935
Huggenberger, Alfred	Bauernspruch	70	Lebenstraum. Neue Gedichte. E. Staackmann, Leipzig 1923
Jaïs, Ägidius	Sparsamkeit ist nicht Geiz	71	Altes Lesebuchgut
Kampe, Otto, und Volksgut	Eulenspiegel	233	Schelmenstreiche. Karl Marhold, Halle a. d. S. o. J., und Geschichten von Till Eulenspiegel. Niedersächsische Jugendbücherei. E. Appelhans & Co., Braunschweig
Keck, Heinrich	Der Hörnene Siegfried	209	Vaterländisches Lesebuch von H. Keck und Chr. Johannsen, 8. Aufl. Verlag des Waisenhauses, Halle a. d. S. 1879
Kettner-Agahd, Martha	Krümel	267	Hänsel und Gretel. Der deutschen Kinder Freudenborn, Bd. 43. Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege, Berlin
Köhler, Willi	Gebet	269	Amtsblatt des Thüringischen Ministeriums für Volksbildung 1933
Körber, Paul	Schwarzwälder Bauernhof	177	Fürs G'müet. Alemannische Gedichte. Reuß & Itta, Konstanz
Kopisch, August	Die Heinzelmännchen	130	Gesammelte Werke. Herausgegeben von Freundeshand. 5 Bd., Bd. 1. Weidmann, Berlin 1856
Kopisch, August	Der Schneiderjunge von Krippstedt	247	
Kotzde-Kottenrodt, Wilhelm	Wode der Wanderer	229	Wode Brausebart. (Gekürzt.) Enßlin & Laiblin, Reutlingen
Kügelgen, Wilhelm von	Der kleine Lebensretter	260	Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Gekürzt.) Philipp Reclam, Leipzig o. J.
Kuhn, Adalbert	Der Schmied zu Jüterbog	231	Märkische Sagen und Märchen. Reimer, Berlin 1843
Künzig, Johannes	Romeias, der Villinger Riesenkerl	173	Schwarzwaldsagen. Eugen Diederichs, Jena 1930
Künzig, Johannes	Hans Kraut, der Villinger Töpfermeister	175	
Künzig, Johannes	Das Bild am Schwabentor zu Freiburg	188	
Künzig, Johannes	Der Titisee	190	
Künzig, Johannes	Der Hahn auf dem oberen Gengenbacher Tor	192	
Künzig, Johannes	Melusine	193	

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Künzig, Johannes	Das Rockertweible	200	Schwarzwaldsagen. Eugen Diederichs, Jena 1930
Künzig, Johannes	Die Teufelsmühle	201	
Kurfeß, Franz	Ein Erlebnis aus Schlageters Jugend	260	Albert Leo Schlageter. Bauernsohn und Freiheitsheld. Ferdinand Hirt, Breslau 1935
Lienert, Meinrad	Der Fischer am Rheinfall	182	Deutsches Lesebuch für Höhere Mädchenschulen. Herausgeg. von Ernst Bender. G. Braun, Karlsruhe 1936
Liliencron, Detlev von	Wiegenlied	88	Sämtliche Werke, Bd. 9, 7. Aufl. Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig o. J.
Löns, Hermann	Jakob	14	Mümmelmann. Ein Tierbuch. 14. Aufl. Adolf Sponholtz, Hannover 1914
Löns, Hermann	Der Zaunigel	41	
Luther, Martin	Vom Frosch und der Maus	40	Lieder und Fabeln. Herausgegeben von G. Buchwald. Philipp Reclam jun., Leipzig o. J.
Luther, Martin	Vom Wolf und Lämmlein	76	
Luther, Martin	Vom Hund im Wasser	122	
Maßmann, Kurt	Nicht umsonst	270	Handschrift
Mettke, Reinhold Paul	Vom Holunder	21	Der Bauernjunge und seine Mutter. (Gekürzt.) Ferdinand Hirt, Breslau o. J.
Morgenstern, Christian	Der Abend	5	Auswahl. Herausgeg. v. Michael Bauer u. Margarete Morgenstern. Piper & Co., München
Morgenstern, Christian	Das Häslein	37	Klein Irmchen. Ein Kinderliederbuch. Bruno Cassirer, Berlin 1921
Morgenstern, Christian	Schnauz und Miez	117	
Plenzat, Karl, nach Wilhelm Schröder	Der Hase und der Igel	45	Handschrift
Praetorius, Johann, nach	Rübezahl	224	J. Praetorius: Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen Gespenste, dem Rübezahl. (Insel-Bücherei.) Insel-Verlag, Leipzig o. J.
Puftkuchen-Glanzow, Friedrich Wilhelm	Rittmeister Kurzhagen	254	Altes Lesebuchgut
Raabe, Wilhelm	Vor dem Küchenschrank	118	Die Chronik der Sperlingsgasse. G. Grote, Berlin o. J.
Reinick, Robert	Herbst	49	Gedichte, Erzählungen und Märchen, 2 Bd., Bd. 1. Alexander Köhler, Dresden und Leipzig 1904
Reinick, Robert	Wiegenlied im Herbst	52	
Reinick, Robert	Der Hahn	123	
Reinick, Robert	Die Burg	245	Ihr sollt brennen! Deutsche Gedichte. Gesammelt von Hennesthal und Probst. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Reinick, Robert	Deutscher Rat	264	Gedichte, Erzählungen und Märchen, 2 Bd., Bd. 2. Alexander Köhler, Dresden und Leipzig 1904
Reinsberg, Ida von	Frühlingsmahnung	12	Jugendborn, 2. Aufl. Meyer, Detmold 1933
Rosegger, Peter	Der Kirschzweig	31	Waldheimat. L. Staackmann, Leipzig 1914
Rosegger, Peter	Der Vogelsprache kund	12	Gesammelte Werke, Bd. 12. (Gekürzt.) L. Staackmann, Leipzig 1914
Roth, Friedrich	Dorf in der Ebene	201	Der Lichtkreis. Balladen und Lieder. Gengenbach & Hahn, Mannheim
Rückert, Friedrich	Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt	58	Poetische Werke in 12 Bänden, Bd. 3. J. B. Sauerländer, Frankfurt a. M. 1868
Ruppel, Hermann	Die Erdmännlein in der Haseler Höhle	185	Mutters Märchentruhe. Neulandhaus, W. Tietz, Leipzig 1920
Rufeler, Georg	Der Schlitten	60	Heiner im Storchennest und andere Märchen. Bl. Bd. 64. Hermann Schaffstein, Köln o. J.
Sachs, Hans	Das Schlaraffenland	133	Ausgewählte poetische Werke. Herausgegeben von K. Pannier. Bd. 1. Philipp Reclam, Leipzig o. J.
Sapper, Agnes	Der Akazienbaum	9	Das kleine Dummerle und andere Geschichten. Verlag Gundert, Stuttgart
Scheffel, Joseph Viktor von	Ausfahrt	9	Gesammelte Werke. Bibliographisches Institut, Leipzig
Schmid, Christoph von	Die sieben Stäbe	74	Hundert kurze Erzählungen. Neu herausgegeben. R. Oldenbourg, München und Berlin 1925
Schneider, Hermann	Hilf mit am Winterhilfswerk!	271	Kurzberichterstatter vom 26. 11. 1933, Berlin
Schoke, Artur	Mutterssorgen	87	Buntes Karussell. Lustige Rundfahrt durchs Kinderland. Ferdinand Hirt, Breslau 1929
Schreiber u. Schönhuth, nach	Falkenstein im Höllental	189	Badisches Sagenbuch von August Schnezler. Kreuzbauer & Haper, Karlsruhe 1846
Schwab, Gustav	Von den Schildbürgern	237	Die Schildbürger. Herausgeg. von Fr. Spanier. Ferdinand Hirt, Breslau o. J.
Seidel, Heinrich	Bei Goldhähnchens	13	Kinderlieder und Geschichten. 4. Aufl. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1925
Seidel, Heinrich	Das Schwesterchen	89	

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Seidenfaden, Theodor	Der Rosengarten König Laurins	217	Handschrift
Simrock, Karl	Wer hängt der Katze die Schelle um?	117	Deutsche Märchen. J. G. Cotta, Stuttgart 1864
Sohnrey, Heinrich	Aus meinem Elternhause	78	Die Leute aus der Lindenhütte. Friedefinchens Lebenslauf. Bd. 1, 27. Auflage. Baensch, Dresden
Staemmler, Martin	Warum der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt	19	Der Sieg des Lebens. Verlag für soziale Ethik u. Kunstpflege. Berlin 1934
Storm, Theodor	Knecht Ruprecht	56	Werke. Herausgegeben von Fr. Böhme. Bd. 1. Bibliographisches Institut, Leipzig o. J.
Storm, Theodor	Schneewittchen	98	
Sturluson, Snorri	König Olafs Brüder	216	Heimskringla. Übertragungen von Felix Niedner (Königsbuch, Bd. 2). Eugen Diederichs, Jena 1922
Sturm, Julius	Der Bauer und sein Kind	26	Gedichte. 6. Aufl. F. A. Brockhaus, Leipzig 1892
Trojan, Johannes	Die Kröte	40	Kinderlust. K. Thienemann, Stuttgart 1875
Trojan, Johannes	Das große Brot	106	
Uhland, Ludwig	Einkehr	50	Gedichte und Dramen. Herausgegeben von W. L. Holland. Bd. 1. J. G. Cotta, Stuttgart 1863
Uhland, Ludwig	Zimmerspruch	69	
Uhland, Ludwig	Des Knaben Berglied	206	
Uhland, Ludwig	Siegfrieds Schwert	207	
Unbekannt	Bessere beizeiten!	72	Kinderschatz für Schule und Haus. Herausgegeben von Karl Runkwitz. 2. Auflage. Oskar Bonde, Altenburg 1869
Unbekannt	Rätsel	129	Volksgut
Unbekannt	Der Züricher Hirsebrei	194	Heimatbuch „Aus dem Elsaß". (Lesebuch für die Volksschulen Badens. II. Teil.) Moritz Schauenburg, Lahr i. B.
Unbekannt	Deutscher Spruch aus Temeswar	247	Spruch im Deutschen Haus zu Temeswar
Unbekannt	Stallmeister Froben	247	Altes Lesebuchgut
Unbekannt	Aus Hitlers Jugendzeit	259	Nach Dürrs Ergänzungsheften zu deutschen Volksschullesebüchern (3. und 4. Schuljahr). Dürrsche Buchhandlung, Leipzig o. J.

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seite	Quelle
Vesper, Will	Der Teufel in der Nuß	145	Fröhliche Märchen. Gerhard Stalling, Oldenburg 1922
Volksgut	Morgenlied	5	Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bd. 3. Mohr & Zimmer. Heidelberg 1808
Volksgut	Das bucklichte Männlein	102	
Volksgut	Sprichwort	70	Altes Lesebuchgut
Volksgut	Sprichwörter	74	
Volksgut	Felderſegen	25	Badiſches Volksliederarchiv. Karlsruhe
Volksgut	Beim Beerenſammeln im Herbſt	50	
Volksgut	Wiegenliedchen	89	
Volksgut	Badiſche Kinderreime	103	
Volksgut	Pfandſpiel	104	
Volksgut	Abzählreime	104	
Volksgut	Rätſel	125	Karl Simrock: Das deutſche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime. 3. Aufl. Chriſtian Winter, Frankfurt a. M. o. J.
Volksgut	Rätſel aus dem badiſchen Land	129	Badiſches Volksliederarchiv, Karlsruhe
Volksgut	Lügenmärchen	142	Franz Magnus Böhme: Deutſches Kinderlied u. Kinderſpiel. Breitkopf & Härtel, Leipzig 1897
Volkslied	Nun will der Lenz uns grüßen	11	Volksgut
Volkslied, altes	Kuckuck	20	Karl Simrock: Das deutſche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime. 3. Auflage. Chriſtian Winter, Frankfurt a. M. o. J.
Volksmund	Was Großmutter oft ſagt	72	Altes Lesebuchgut
Volksmund	Sprichwörter	80	
Walter, Eliſabeth	Der Siebenſchläfer	54	Abenteuerliche Reiſe des kleinen Schmiedledick mit den Zigeunern. Herder & Co., Freiburg i. Br.
Watzlik, Hans	Der Väter Land	168	Deutſche Jugend, 50. Jg. Heft 1. Herausgegeben von J. Syrowatka, Reichenberg i. Böhmen
Wolf, H.	Kameradſchaft	264	Deutſche Jugendzeitſchrift für das Jugendrotkreuz, April 1933
Wolf, Johann Wilhelm	Das Unglaubliche	143	Altes Lesebuchgut
Zaunert, Paul	Die Haſenjagd zu Waſſer	38	Deutſche Märchen ſeit Grimm. Bd. 2. Eugen Diederichs, Jena 1922
Zaunert, Paul	Das Gegengeſchenk	80	

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite	Bezeichnung	Künstler	Entstehungsjahr	Quelle
bei	Farbige Tafel:			
214	Der Hörnene Siegfried	Willi Harwerth	1937	Original-Farbholzschnitt für das Lesebuch
5	Sommer	Josua L. Gampp	1937	Original-Holzschnitt für das Lesebuch
6	Mondnacht	Daniel Traub	1936	„Das Dorf." Ein Landschaftsbild in 18 Holzschnitten. Kunstgewerbeschule Offenbach (Main)
11	Frühling	Josua L. Gampp	1935	Aus dem Kalender „Kunst und Leben". Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf
22	Löwenzahn	Josua L. Gampp	1929	Ostergabe der Hamburger Oberschulbehörde
24	Sämann	Georg Sluyterman von Langeweyde	1936	Verlag Küster & Co. G. m. b. H., Essen
26	Ähren	Karl Rössing	1937	Original-Holzschnitt für das Lesebuch
27	Mähender Bauer	Alfred Finsterer	1934	—
28	Sommer	Peter Gitzinger	1937	—
28	Erntewagen	Ludwig Barth	1933	Dankesurkunde des WHW. an die Landgemeinden des Kreises Karlsruhe
35	Bär und Fuchs	Walter Klemm	1917	Goethe „Reineke Fuchs". Telemann-Verlag, Weimar
39	Hasenjagd zu Wasser	Rudolf Riege	1937	Original-Holzschnitte für das Lesebuch
48	Hase und Igel	Rudolf Riege	1937	
49	Herbst	Peter Gitzinger	1937	—
51	Obsternte	Alfred Finsterer	1936	Verlag Ullstein, Berlin
53	Kind in der Wiege	Alfred Finsterer	1936	Erstveröffentlichung
61	Winter im fränkischen Dorf	Bodo Zimmermann	1936	—
68	Weihnachtsmarkt	Josua L. Gampp	1937	Original-Holzschnitt für das Lesebuch
70	Am Acker	Alfred Finsterer	1936	Verlag Ullstein, Berlin
73	Strickendes Mädchen	Grete Schmedes	1925	—
97	Kälbchen	Grete Schmedes	1931	—

Seite	Bezeichnung	Künstler	Entstehungsjahr	Quelle
107	Erntedank	Willi Döhler	1937	Elternkalender f. 1938
117	Mäuseversammlung	Rudolf Riege	1937	Original-Holzschnitt für das Lesebuch
120	Katze und Maus	Hanns Zethmeyer	1935	Lesebuch „Daheim und draußen". Dürrsche Buchhdlg., Leipzig
133	Schlachtfest	Ludwig Barth	1936	Erstveröffentlichung
158	Fürchtenlernen	Rudolf Riege	1937	Original-Holzschnitt für das Lesebuch
167	Sechse kommen durch die ganze Welt	Hanns Zethmeyer	1925	Lesebuch „Daheim und draußen". Dürrsche Buchhdlg., Leipzig
177	Im Schwarzwald	Gottfried Graf	1937	Original-Holzschnitt für das Lesebuch
188	Scheibenschlagen	Erwin Krumm	1930	—
207	Knabe im Grase	Daniel Traub	1935	„Eine Wanderung". Druckerei Friedrich Kobler, Mülheim (Ruhr)
208	Ritter zu Pferde	Georg Sluyterman von Langeweyde	1935	Verlag Küster & Co. G. m. b. H., Essen
216	Kriemhild an Siegfrieds Sarg	Daniel Traub	1937	Original-Holzschnitte für das Lesebuch
232	Der Schmied und der Teufel	Rudolf Riege	1937	
235	Eulenspiegel und die Honigdiebe	Bruno Goldschmitt	1924	„Eulenspiegel"-Ulster-Verlag, Hamburg
241	Mäusejagd	Rudolf Riege	1937	Original-Holzschnitte für das Lesebuch
244	Rattenfänger von Hameln	Rudolf Riege	1937	
250	Münchhausen und die Wildenten	Walter Klemm	1921	„Münchhausen". Weimar-Verlag, Weimar
252	Münchhausen auf der Kanonenkugel	Walter Klemm	1921	
258	Aus dem Nebelschutz hervorbrechender Tank	Paul Sinkwitz	1932	Aus der Kriegsholzschnittfolge von Paul Sinkwitz
266	Der Maibaum wird aufgestellt	Willi Döhler	1933	—
269	Bückebergfest	Rudolf Riege	1935	Verlag Deike, Stettin
271	Winterhilfe	Rudolf Riege	1936	Stettiner Zeitung. Verlag Deike, Stettin
273	Trommelnder Pimpf	Georg Sluyterman von Langeweyde	1936	Verlag Küster & Co. G. m. b. H., Essen

91